Heft 11

# Denkströme

Journal der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
herausgegeben von Pirmin Stekeler-Weithofer

Leipziger Universitätsverlag 2013

Gedruckt mit Unterstützung des Sächsischen Staatsministeriums
für Wissenschaft und Kunst

Wissenschaftlicher Beirat: Isolde Röske, Wilfried Hofmann, Wolfgang Huschner, Elmar Peschke, Hans Ulrich Schmid, Jürgen Tomas, Hans Wiesmeth, Christian Winter

Redakteur: Agnes Silberhorn
Redaktion Denkströme:
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig, denkstroeme@saw-leipzig.de

Die Online-Ausgabe ist über <http://www.denkstroeme.de> abrufbar.
Dort finden sich auch alle Informationen zur Manuskripteinreichung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen. [Der voranstehende Eintrag bezieht sich nur auf die beim Leipziger Universitätsverlag erschienene Druckauflage. Die PDF-Dateien der Online-Ausgabe stehen unter der Creative Commons BY-NC-ND-Lizenz <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>. Für weitergehende Nutzungen setzen Sie sich bitte mit den jeweiligen Autoren in Verbindung.]

© 2013 Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
Verlag: Leipziger Universitätsverlag

Gestaltung und Satz:
Barbara Zwiener, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
Druck: druckhaus köthen GmbH

Printed in Germany

ISSN: 1867-6413

# Inhaltsverzeichnis

Editorial 5

**Beiträge**

Hans-Werner Fischer-Elfert
Magische Poesie – Der altägyptische Sinuhe als sprechender Patient 9

Peter Dils
»Nous ne sommes tous que des écoliers en fait d'hiéroglyphes.«
Die Bedeutungsfindung des ägyptischen Wortschatzes am Beispiel der Lehre für Kagemni 28

Tonio Sebastian Richter
»Zwischen der Epoche der Pyramidenbauer und den Anfängen des Christenthums«. Sprachwandel im ägyptischen Wortschatz und das Leipziger Projekt Database and Dictionary of Greek Loanwords in Coptic (DDGLC) 67

Christian Martin Schmidt
Grenzenlos fortschrittlich – Mendelssohns Gattungspoetik rund um das Oratorium 81

Ralf Wehner
Zwischen ausgelassener Fröhlichkeit und patriotischer Pflichterfüllung. Zu einigen Männerchören von Felix Mendelssohn Bartholdy 87

Klaus Martin Kopitz und Torsten Oltrogge
Ein Dichter namens Louis du Rieux und Schumanns »Märchenbilder« op. 113. Annäherungen an einen geheimnisvollen Verehrer des Komponisten 112

**Diskussionen**

Pirmin Stekeler-Weithofer
Zur Vornehmheit in der Kunst philosophischer Pöbeleien 143

**Berichte & Notizen**

Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy. Neuerscheinungen
Beitrag von Thomas Schmidt-Beste und Ralf Wehner 151

Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts. Fruchtbringende Gesellschaft. Reihe I, Abt. A: Köthen, Band 6
Beitrag von Klaus Conermann, Andreas Herz und Gabriele Ball 154

Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Band 7: August 1740 – Oktober 1741
Beitrag von Detlef Döring 158

Autoren 163

# Editorial

Wissenschaft ist nicht einfach direkte empirische Erforschung von Material, sondern ein nicht immer bloß freundliches Gespräch zwischen Wissenschaftlern. Dass dabei hochspannende Ergebnisse entstehen, sowohl für unser Verständnis von Sprache und Literatur überhaupt als auch für einen tiefen Blick in die Vergangenheit, zeigen gleich drei Beiträge zur Ägyptologie an der Universität Leipzig und an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Hans-Werner Fischer-Elferts ›medizinische‹ und damit ›fachsprachliche‹ Analyse einer romanhaften Autobiographie aus der Zeit des Mittleren Reiches (20.–18. Jh. v. Chr.) führt uns vor, wie Wissen aus verschiedenen Bereichen, hier: zu verschiedenen Textsorten (wie dem Papyrus Ebers) durch Zusammenführung unser Verständnis weiterbringt. Sinuhe der Ägypter – nicht zu verwechseln mit der Hauptfigur eines populären historischen Romans unter diesem Titel von Mika Waltari aus dem Jahr 1945, in welcher er die Zeit Echnatons widerspiegeln möchte – diagnostiziert in Fischer-Elferts Rekonstruktion seine eigenen ›seelischen‹ Zustände, wie z. B. solche ahnungsvoller Angst (bei Sinuhes Flucht) oder angstvoller Ehrfurcht (bei seiner Rückkehr und Audienz beim Pharao).

Noch deutlicher wird die ›dialektische‹ Spannung der Methode der Wissenschaft zwischen geduldiger eigener Forschung, genialischen Hypothesen und Entwürfen, sorgfältig-kritischen Prüfungen und polemischer Kritik, also zwischen antagonistischem Wettbewerb und kooperativer Zusammenarbeit in Peter Dils' wunderbarer Geschichte der Übersetzung der *Lehre für Kagemni* und der Darstellung der Probleme der allgemeinen und kurzen Normierung von ›Wortbedeutungen‹ im üblichen Format des ›Wörterbuches‹ oder ›Lexikons‹. Genialische Protagonisten der Entwicklung der Wissenschaft werden dabei aus dem Blick des besseren Wissens späterer Zeit oft polemisch erinnert. Das mag immer auch ungerecht sein – wie die gar nicht feine Verballhornung von Johannes Dümichen als dem »Dümmlichen« auch noch in einem Pseudo-Zitat bei Adolf Erman (S. 51) zeigt. In jedem Fall aber ist gerade die Lockerung des Hartnäckigen, die Sänftigung des Lebhaften, das Widersprechen und Ertragen von Widerspruch das, was Wissenschaft voranbringt, wie die (auf S. 58)

zitierte Anekdote aus Ermans und Grapows Wörterbuch der ägyptischen Sprache schön vorführt.

In seinem Beitrag zur Kontroverse zeigt auch Tonio Sebastian Richter, wie ›stabil‹ sich die altägyptische Sprache im Koptischen erhalten hat und wie sich dies zu bestimmten Theorien der ›Ursachen‹ des Sprachwandels verhält. Wir sehen daran, erstens, dass gerade für die Wissenschaftsentwicklung Kontroversen und Hypothesen interessant sind, dass sie, zweitens, selten so sind, dass eine Partei einfach ›Recht‹ hat oder behält, und, drittens, warum Blicke über den Tellerrand in andere Disziplinen häufig oder immer hilfreich sind. Insgesamt präsentieren die drei Texte die beeindruckenden Projekte der Ägyptologie in Leipzig in Kooperation mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Dass Musik nicht im leeren Raum entsteht, zeigen die Beiträge zu den musikwissenschaftlichen Projekten unserer Akademie. Christian Martin Schmidt erarbeitet die bewussten Strategien zur innovativen Überschreitung allzu enger Gattungsgrenzen durch Felix Mendelssohn Bartholdy, die dieser u. a. bei der Komposition seiner Oratorien verfolgt. Ralf Wehner analysiert auf höchst interessante und amüsante Weise Mendelssohns distanziertes Verhältnis zu Männerchorkompositionen – in einer Zeit, in welcher dieses Genre einen Boom erlebt. Dass Robert Schumanns ›Märchenbilder‹ nicht, wie man vermuten könnte, etwas mit Grimms Märchen zu tun haben, ist bloß der Ausgangspunkt einer spannenden Geschichte um einen jungen Mann namens Louis du Rieux. Dieser glühende Verehrer Schumanns schickt ihm ein formal ganz braves, nicht sehr inspiriertes Gedicht über eine unglückliche Romanze, das der gleichnamigen Komposition Schumanns zugrunde liegt. Die Lebensgeschichte des Louis du Rieux, als ewiger Student und Dichteranwärter, die Klaus Martin Kopitz und Torsten Oltrogge erzählen, ist dann aber auch für das sechste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts höchst aufschlussreich, nicht zuletzt wegen der Beziehungen unseres ›Helden‹ zu Fontane und der Zensurbehörde bzw. Zeitungsaufsicht in Preußen. Gerade Mitarbeiter einer solchen Behörde, weil sie besonders gut informiert sind, fällen auch besonders weitsichtige politische Urteile etwa zur Leibeigenschaft in Russland und Sklaverei in Amerika. Der Verdacht, dass gerade Inquisitoren und Zensoren ›liberal‹ werden können, ist wohl selten ganz unbegründet.

*Pirmin Stekeler-Weithofer*

# Beiträge

Hans-Werner Fischer-Elfert

# Magische Poesie – Der altägyptische Sinuhe als sprechender Patient[1]

Die Erzählung um einen Helden namens Sinuhe gehört zu den Juwelen altägyptischer Poesie.[2] Zugleich markiert sie einen Wendepunkt in der Geschichte ihrer Gattung insofern, als sie die erste ihrer Art ist, die uns in Gestalt mehrerer Papyrushandschriften aus der Zeit des Mittleren Reiches (20.–18. Jh.) vorliegt und auch danach noch über viele Jahrhunderte hinweg studiert und kopiert wurde. Zitate daraus datieren bis mindestens in das 6. Jahrhundert. Der Literaturbetrieb im Alten Ägypten dürfte allerdings erheblich älter als diese frühen Niederschriften sein, da grundsätzlich mit einer mehr oder minder langen *oral tradition* bereits im 3. Jahrtausend zu rechnen sein wird. Echt narrative Passagen in sogenannten (Auto)biographien oder Selbstpräsentationen von Schreibern und Beamten sind nämlich bereits in der 5. und 6. Dynastie (ca. 2500–2180) zu greifen.

Diese andere Gattung der Biographien, von wem auch immer im Einzelnen komponiert, spielt auch im Falle der Sinuhe-Erzählung eine konstitutive Rolle. Sie ist es, die die Geschichte über Sinuhe an ihrem Anfang wie an ihrem Ende rahmt, bisweilen mitten im Plot dieser Geschichte Standardphrasen aus der Biographie aufgreift und inkorporiert. Ägyptologen sind sich deshalb bisweilen uneins über die Frage, wie der Gesamttext nun eigentlich zu klassifizieren ist, ob als literarische bzw. fiktionale (Auto)biographie mit einem Subjekt in der 1. Person, das über einen entscheidenden Abschnitt seines Lebens berichtet, oder als Erzählung mit einem Helden als Erzähler. Sehen wir von der biogra-

1 Alle chronologischen Angaben verstehen sich als solche vor der Zeitenwende. – Einige der im Folgenden diskutierten ägyptischen Begriffe werden zum Zwecke ihrer »Lesbarkeit« auch in ägyptologischer Umschrift gegeben. – Für kritische Lektüre danke ich Pia Elfert, Susanne Radestock, Alexander Brawanski und Peter Dils sehr herzlich.

2 Knappe, aber gebührende Würdigung erfährt dieses Werk z. B. bei Elke Blumenthal, *Altägyptische Reiseerzählungen,* Leipzig 1982, S. 53–59; Richard B. Parkinson, *The Tale of Sinuhe and Other Ancient Egyptian Poetry 1940–1640 BC,* Oxford 1997, S. 21–53; ders., *Poetry and Culture in Middle Kingdom Egypt. A Dark Side to Perfection,* Oxford 2002, S. 149–168; ders., *Reading Ancient Egyptian Poetry. Among Other Histories,* Oxford 2009, passim.

phisierenden Rahmung ab, dann wird der Rest des Textes durch narrative Passagen geprägt, die ihrerseits mit zahlreichen Dialogen, aber auch Monologen seitens des Protagonisten, untersetzt sind.

Soviel zum formalen Aspekt dieses Werkes. Kommen wir zum Inhalt der Geschichte. Protagonist ist ein Harimsbeamter unter König Amenemhet I (Anfang 20. Jh.) namens Sinuhe. Zusammen mit dem Kronprinzen Sesostris befindet dieser sich auf einem Kriegszug gegen die Libyer am Westrand des Nildeltas, als er eines Abends Ohrenzeuge der Botschaft an den Prinzen vom Tode des Königs wird. Hals über Kopf marschiert Sesostris südwärts zur Residenz, Sinuhe flieht dagegen in östlicher Richtung, ohne eigentlich zu wissen, wer oder was ihn gepackt hat. Im Text ist mehrfach von einer »vorherbestimmten Flucht« die Rede, die einem *nṯr* - »Gott« zugeschrieben wird, ohne dass dessen Identität dem Flüchtling bekannt wäre oder ihm im Verlaufe der Erzählung noch namentlich enthüllt würde.

Irgendwo auf dem Sinai überfällt ihn eine Durstattacke, die ihn erstmalig an den Rand des Todes bringt. Nach weiteren Märschen gen Nordosten, an Byblos und anderen Orten des heutigen Libanon vorbei, landet er zu guter Letzt bei einem Nomadenstamm. Dessen Clan-Chef nimmt ihn freundlich auf und verspricht ihm eine gesicherte Existenz, vermählt ihn mit seiner ältesten Tochter und vertraut ihm Land und Vieh vom Besten zur eigenen Bewirtschaftung an. Alles geht eine Weile gut, bis ein Kraftprotz unseren Helden zum Zweikampf auf Leben und Tod herausfordert. Sinuhe besteht diesen dank gewiefter Strategie und Taktik. Diese Episode steht zu Recht im Verdacht, das literarische Vorbild für den Kampf zwischen David und Goliath (1 Sam 17) abgegeben zu haben.[3]

Doch aller Erfolg und alle Anerkennung reichen nicht hin, um das Heimweh Sinuhes zu vertreiben, und so fügt es sich perfekt, als er eines Tages ein »Königsdekret« von Seiten des Thronfolgers Sesostris (I) erhält, in dem dieser ihn zur Rückkehr auffordert. Überglücklich retourniert Sinuhe diesen nicht zu ignorierenden Befehl und bereitet sich auf die Heimkehr vor. Er vermacht allen Besitz seinem ältesten Sohn, seine Frau bleibt ungenannt und in der Fremde zurück, und dann zieht er gen Ägypten, an dessen Grenze er bereits von einem üppig ausgestatteten Empfangskomitee erwartet wird. Seine Nomadenbrüder werden ordentlich belohnt, Sinuhe gelangt endlich an den Hof und erlebt dort eine Audienz, die ihm vor Glanz und Wucht der königlichen Präsenz schier die Sinne raubt; er wird ohnmächtig und muss vom König und dessen Fami-

3 Siehe dazu Andreas Kunz-Lübcke, »Sinuhe und der Starke von Retjenu – David und der Riese Goliat – eine Skizze zum Motivgebrauch in der Literatur Ägyptens und Israels«, in *Biblische Notizen* 119/120 (2004), S. 90–100.

lie regelrecht wiederbelebt werden. Aus einem »Sanddurchwanderer« und in Schafsfelle Gehüllten wird qua Rekulturierungsmaßnahmen wieder ein ›ägyptisch‹ aussehender Höfling. Eine prachtvolle Villa wird ihm gestiftet, er selbst mit allem Luxus wie edelstem Leinen und duftenden Salben ausgestattet. Drei bis vier Mahlzeiten täglich sind die Regel, aber irgendwann kommt der »Tag des Landens«, d. i. der Moment der Bestattung und damit endet die Geschichte. Der Held ist nun vollkommen rehabilitiert, nachdem ihm der König versichert hat, dass es überhaupt keinen Grund für seine Flucht aus Ägypten gegeben habe.

## I.

Die erste Passage, in der Sinuhe über seinen physischen und mentalen Zustand räsoniert, erfolgt unmittelbar auf die Kunde vom Tod des Königs, seines »direkten Vorgesetzten«. Diese Nachricht hört er wie gesagt während eines Feldzuges des Kronprinzen, den er begleitet. Panik ergreift ihn, weil er befürchtet, in ein Palastkomplott hineingezogen zu werden. Mit anderen Worten, die Möglichkeit eines natürlichen Ablebens wird gar nicht erst in Erwägung gezogen. Und in der Tat gibt es an sehr versteckter Stelle innerhalb der Erzählung einen indirekten Hinweis auf ein Attentat bei Hofe.[4] Hier nun Sinuhes bzw. des Dichters Worte zu dieser Panikattacke:

| | |
|---|---|
| *pzḫ-ib=i zš-ꜥ.wy=i* | »Mein Herz war in Unordnung, meine Arme ausgebreitet; |
| *sdȝ-ḫr m-ꜥ.t<=i>-nb.t* | Zittern hatte alle <meine> Glieder befallen.« (B 2–3)[5] |

Auch wenn diese Schilderung einer Autodiagnose gleichkommt, so ist sie doch noch wenig von medizinischem Fachvokabular geprägt. Papyrus Ebers

4 Siehe dazu Verf., »Ammunenshi und die Tagewählerei *oder* Der präsumtive Todestag Amenemhets' I. (Sinuhe B 43–45 und R 5–6)«, in ders. und Karola Zibelius-Chen (Hg.), *Eine Frau von reichlich ägyptischem Verstand. Festschrift für Waltraud Guglielmi zum 65. Geburtstag,* Philippika 11, Wiesbaden 2006, S. 23–27.

5 Die Striche zwischen den Lexemen markieren deren Zugehörigkeit zu einem metrischen Kolon bzw. einer in sich geschlossenen Sprechgruppe mit einem expiratorischen Akzent. Diese Rekonstruktion geht auf diverse Arbeiten Gerhard Fechts zurück, siehe z. B. ders., *Literarische Zeugnisse zur »Persönlichen Frömmigkeit« in Ägypten. Analyse der Beispiele aus den ramessidischen Schulpapyri* (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1965, 1. Abhandlung), Heidelberg 1965, S. 13–38.

(Nr. 855g) aus dem 16. Jh., in der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrt, verzeichnet aber innerhalb seines Herz- und Gefäßbuches (Nr. 854–855) ein Symptom des Herzens, das als »ausgebreitet« (*zš ≈ sesch*) beschrieben wird. Dieses Symptom verwendet Sinuhe nun in Bezug auf seine Arme, die wohl eine entsprechende Geste der Ratlosigkeit manifestieren, wie etwa in die Höhe geworfen oder an den Kopf gehalten. Ein laut Papyrus Ebers »ausgebreitetes Herz« (*ỉb-zš ≈ ib-sesch*) erfährt in der dazugehörigen Glosse die Erklärung, wonach seine Gefäße voller Verdauungsrückstände seien. Diese merkwürdige Glosse basiert auf der Annahme, wonach nicht rechtzeitig ausgeschiedene Exkremente sich über das Gefäßsystem des menschlichen Körpers ausbreiten und dadurch zu Krankheiten führen können.[6] Nun, das trifft auf Sinuhe glücklicherweise nicht zu, dennoch ist die gleiche, wenn auch auf zwei metrische Kola verteilte, Kollokation der Lexeme *ỉb ≈ ib* – »Herz« und *sš ≈ sesch* – »ausgebreitet« bemerkenswert. *sḏ ≈ seda* – »Zittern« ist im medizinischen Corpus bislang nur von den Fingern belegt, so in Papyrus Ebers Nr. 623–4, Papyrus Hearst Nr. 205 und zwei weiteren Belegen. Bei dem Verbum *s:ḏ* handelt es sich um ein sogenanntes Kausativ zum Simplex *ḏ ≈ da*, das gleichfalls »zittern« bedeutet und neben den Fingern auch Kopf, Beine und Arme befallen kann.[7] Als unmittelbare Folge dieses Zitterns an allen Gliedern sucht sich Sinuhe ein nahes Versteck in einem Gebüsch, um nicht entdeckt zu werden.

## II.

Dem Beduinenscheich, der ihn warmherzig aufnimmt, Rede und Antwort stehend, stiehlt sich Sinuhe mit einer Halbwahrheit bezüglich der Lage am Königshof aus der Affäre. Kurz seine Teilnahme an dem Feldzug gegen die Libyer im Westdelta streifend, fährt er sogleich mit der Bemerkung fort:

6 Eine medizinische Vorstellung, die im Verdacht steht, die vorhippokratischen Mediziner auf der ägäischen Insel Knidos beeinflusst und zu ihrer Ätiologie des *períttōma*, des »Überschüssigen«, verleitet zu haben; siehe Robert O. Steuer und John Bertrand de Cusance Morant Saunders, *Ancient Egyptian & Cnidian Medicine. The Relationship of Their Aetiological Concepts of Disease,* Berkeley/Los Angeles 1959; John Bertrand de Cusance Morant Saunders, *The Transitions from Ancient Egyptian to Greek Medicine,* Lawrence 1963.

7 Als Benennungsmotiv erscheint das – auch kausativ verwendete – Verbum *s:ḏ* dann in der Bezeichnung »Zitterer« = Reiher, der u. a. auch unter Einsatz seines Schnabels durch »Erzitternlassen« des Bodens darin seine Nahrung sucht; dazu P. Vernus, in ders. und Jean Yoyotte, *Bestiaire des Pharaons,* Paris 2005, S. 72 f. und S. 354.

*ib=i-ꜣd ḥꜣty=i n-ntf m-ḫ.t=i* »Mein ib-Herz war matt, mein haty-Herz [= Bewusstsein] war nicht [mehr] in meinem Leib!« (B 38–39)

Hier trifft der Held eine Aussage über sein physisches ib-Herz, die ihre Erklärung erst wieder bei Nachschlagen im Papyrus Ebers (855d) findet. Laut dortigem Herz- und Gefäßbuch (Nr. 854–855) wird der Zustand oder das Symptom *ꜣd* ≈ *ad* beim Herzen so glossiert:

*ir-ꜣd ḫpr m-ḥꜣty* »Was [das Symptom] *ad* betrifft, das im haty-Herzen entsteht: Das bedeutet seine Auswölbung [*ḫꜣs=f*] bis zur Angrenzung an Lunge und Leber. Dabei kommt heraus, dass ihm seine Gefäße taub werden, indem sie gefallen sind infolge ihrer Hitze.«[8]

Hier wird das Symptom mit dem zweiten Begriff für »Herz« verbunden, der nicht selten den eher psychologischen Aspekt des Organs repräsentiert. Das bedeutet doch, dass Sinuhe nicht nur nicht mehr Herr seiner Sinne (≈ *ib*-Herz) war, sondern dass sein zentrales Organ des Denkens, Fühlens und Planens gefühllos = taub gegen jegliche äußere Einwirkung geworden war und er im Grunde genommen jegliche Kontrolle über die Situation, in der er sich gerade befindet, verloren hat. Der Zustand *ad* seines *ib*-Herzens, der in der Fachliteratur einer Glosse bedarf, dürfte kaum der Alltagssprache angehört haben, eher dem damaligen medizinischen Soziolekt.

Zwei Varianten zu dieser Textstelle haben statt des Terminus *ꜣd* die Lesung *ꜣhd* ≈ *ahed*. Auch hierzu bietet Papyrus Ebers (855v) wieder eigens eine Glosse[9]:

*ir-ḫr-swš ḥr-ḥꜣty=f* »Was betrifft: Eine Stauung ist[10] gefallen auf sein *haty*-Herz

*ḫr-swš-pw n-tꜣw ḥr-ḥꜣty=f* Das bedeutet, dass eine Stauung von Hitze auf sein Herz gefallen ist.

8 Übersetzung in Anlehnung an Wolfhart Westendorf, *Handbuch der altägyptischen Medizin,* Bd. 1 und 2, Leiden/Boston/Köln 1999, hier Bd. 2, S. 693.

9 Kurze Diskussion auch bei Jürgen Osing, *Hieratische Papyri aus Tebtynis, The Carlsberg Papyri 2,* Copenhagen 1998, S. 168.

10 Diese – m. E. bessere – Übersetzung von *swš* übernehme ich einem mündlich geäußerten Vorschlag von Peter Dils.

| | |
|---|---|
| *ȝhd-pw ʿšȝ* | Das bedeutet oft Schwäche / Koordinationsschwäche. […].« |

Hier glossiert der innerhalb der Sinuhe-Tradition variante Terminus *ȝhd* ≈ *ahed* seinerseits den in primärer Position stehenden *swš* ≈ *sewesch* – »Stauung [von Hitze]«. Ein »heißes Herz« kann auf Ägyptisch sogar noch anders ausgedrückt werden, nämlich mit einem Terminus (*šmm* ≈ *schemem*), der diverse Spielarten von »Fieber« benennt und z. B. in Bezug auf das Herz eines sich in Krämpfen und Zuckungen Windenden befallen kann.[11] Was bedeutet das für den Gesundheits- und Gemütszustand des Helden Sinuhe? Nun, dass sein Herz unter Einfluss von erhöhter Temperatur in Wallung, in Panik gar, geraten ist und damit koordinationsunfähig wird, was sich hinter dem Terminus *ȝhd* verbergen könnte.

Aber damit noch nicht genug. Just diese kurze Textpassage bietet eine dritte Lesart hinsichtlich des Symptomspektrums seines Herzens. Eine weitere Handschrift nämlich tradiert anstelle von *ȝd* resp. *ȝhd* das Verbum *hȝmw* ≈ *hamu*. Diese Version ist die unergiebigste von allen dreien, da die Semantik dieser Wurzel extrem schlecht bekannt ist. Am wahrscheinlichsten ist eine solch allgemeine wie »Leiden« wie noch in seinem späteren koptischen Ausläufer ϩⲟⲟⲙⲉ ≈*hō'ōme*.

## III.

In der Handschrift Papyrus Berlin P. 3022 folgt eine der sehr seltenen und deshalb umso berühmteren Passagen mit einer detaillierten Beschreibung von Altersgebrechen. Sinuhe wünscht sich an den Palast zurück und begründet diesen Wunsch seinem König gegenüber in einem Schreiben so:

| | |
|---|---|
| *iḫ-rnpi-ḥʿ.t=i* | »Ach, möge sich mein Körper verjüngen, |
| *nt.t-<i>r=f-iȝwy-hȝ.w* | denn das Alter ist hinabgestiegen. |
| *wgg ȝs.n=f-wi* | Altersschwäche, sie hat mich ereilt. |
| *ir.ty=i-dns ʿ.wy=i-nw.w* | Meine Augen sind schwer geworden, meine Arme schlaff. |
| *rd.wy=i fḫ=sn-šms-ib-wrd* | Meine Füße, sie haben aufgehört, dem müden Herzen zu folgen. |

11 Verf., *Abseits von Ma'at. Fallstudien zu Außenseitern im Alten Ägypten* (Wahrnehmungen und Spuren des Alten Ägypten 1), Würzburg 2005, Kap. II, passim.

*tkn-wi s:wḏ3* Das Hinscheiden ist mir nahe.« (B 168–171)[12]

Auch dieser Passus ist als autodiagnostisches Bulletin zu lesen, und dies völlig losgelöst von der Tatsache, dass er durch die noch detailliertere literarische Vorlage am Beginn der Lehre des Wesirs Ptahhotep beeinflusst und kompositorisch deshalb nicht ganz autark ist. Es geht um das im Rahmen des poetischen Diskurses Bekanntmachen oder Ins-Bewusstsein-Rufen der Hinfälligkeit des menschlichen Körpers und seiner Sinneswahrnehmungen. Das ist u. a. Aufgabe der Literatur im engeren Sinne. Altersbeschreibungen in all ihren Details sind aus dem medizinischen Corpus bislang nicht bekannt, wenn man von der Nennung einiger altersbedingter Hautveränderungen in der Papyrus Edwin Smith Passage vs. 22.11–14 einmal absieht (siehe den Verweis in Fn. 12).

Wenn sein »Alter« laut Sinuhe »hinabgestiegen« ist, dann bedient er sich an dieser Stelle einer Vokabel, die eben dieses Alter dämonisiert. Denn besonders Dämonen »steigen herab« auf ihr Opfer, vornehmlich auf deren Nacken, weil sie auf diese Weise nicht gesehen werden können.[13] Hinterhältigkeit ist eines ihrer Kennzeichen!

## IV.

In seiner Replik auf das königliche Dekret mit der erteilten Amnestie exculpiert Sinuhe sich abermals unter Hinweis auf sein »Herz« als *movens* für seine unerklärliche Landesflucht. Er vergleicht seine Initiative mit einem Traum, in dem er sich an entgegengesetzte Orte versetzt wähnt, »wie ein Deltamann

12 Siehe die Übersetzung von Günter Burkard, »Die Lehre des Ptahhotep«, in *Weisheitstexte 2; Weisheitstexte, Mythen und Epen; Texte aus der Umwelt des Alten Testaments,* Gütersloh 1991, S. 195–221; dort: S. 197; sowie seinen Aufsatz »Ptahhotep und das Alter«, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 115 (1988), S. 19–30. Man vgl. kontrastiv das Traktat »Aus einem Alten wieder einen Jungen machen« am Ende des mediko-magischen Handbuches des Papyrus Edwin Smith (Verso 21.9–22.10), siehe Verf., »Aus alt mach jung: Medizinisches und Mentalitätsgeschichtliches zum Alter im Pharaonischen Ägypten«, in Axel Karenberg und Christian Leitz (Hg.), *Heilkunde und Hochkultur 2. »Magie und Medizin« und »Der alte Mensch« in den antiken Zivilisationen des Mittelmeerraumes*, Münster 2002, S. 221–244. Vgl. hiermit Sinuhes Wunsch, sein »Körper möge sich verjüngen« (B 168), welche Bemerkung auf Seiten des Dichters durchaus die Kenntnis des Smith-Textes voraussetzen könnte.

13 Siehe hierzu besonders Wolfhart Westendorf, »Beiträge aus und zu den medizinischen Texten«, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 96 (1970), S. 145–151; dort S. 147; siehe auch Yvan Koenig, *Le Papyrus Boulaq 6* (Bibliothèque d'Étude T. 87), Le Caire 1981, S. 41 Anm. (b).

[= Norden], der sich in Elephantine [= Süden] sieht«. Er habe sich keinerlei »Verleumdungen« zuschulden kommen lassen, auch wäre »sein Name nicht im Munde des Berichterstatters zu hören« gewesen (B 227/8). Er fährt dann, den letzten Satz zu Ende führend, fort:

| | |
|---|---|
| *wpw-ḥr-nf n-ḏdf-ḥ‘w=i* | »abgesehen von jenem Schlottern meines Körpers, |
| *rd.wy=i ḥr-hwhw* | meine Füße davoneilend, |
| *ib=i ḥr-ḫrp<=i>* | mein Herz mich lenkend, |
| *nṯr šȝ-w‘r.t-tn ḥr-sṯȝ=i* | ein göttliches Wesen, das diese Flucht bestimmte, war dabei, mich hinfort zu ziehen.« (B 228/9) |

Richard B. Parkinson hat die Traummetaphorik bereits mit solchen dieser zugrundeliegenden Traumbüchern verknüpft, die wir zwar erst aus dem späten Neuen Reich kennen (ca. 13. Jh.), die es aber zu Zeiten der Komposition der Sinuhe-Erzählung gegeben haben dürfte.[14] Ich möchte diesem seinem *Intertext* nur einen weiteren hinzufügen; dieser findet sich erneut in der Beschwörungsliteratur. Ausgehend von der Autodiagnose *ḏdf-ḥ‘w=i* – »Schlottern meines Körpers« sei auf die Existenz von entsprechenden Sprüchen gegen »angstbedingtes, entsetztes Schlottern angesichts einer Gefahr« in der Magie aufmerksam gemacht, die genau diese Symptomatik samt Lexik in ihrem Spruchtitel führen und – zugegeben – noch nicht halb so lange wie der Sinuhe publiziert vorliegen. 1977 und 1979 haben Jean-Claude Goyon[15] und Yvan Koenig[16] zwei einschlägige Exemplare solcher Beschwörungen auf Papyrusamuletten aus Deir el-Medineh ediert, die beide so beginnen:

| | |
|---|---|
| *ḏdf-ḥ‘w n-NN* | »Der Leib des/der NN schlottert vor Angst […].« |

Es folgt eine *historiola* über einen dem Sonnengott heiligen Fisch, der attackiert worden sei. Die dadurch ausgelöste kosmische oder Makro-Katastrophe bildet die mythische Schablone für die individuell-menschliche, allzu menschliche,

14 Genauso wie die Tagewählerei; siehe hier den in Fn. 4 verzeichneten Aufsatz des Verf.; vgl. Parkinson, Poetry and Culture (Fn. 2), S. 161.

15 »Un phylactère tardif: le papyrus 3233 A et B du musée du Louvre«, in *Bulletin de l’Institut Français d’Archéologie Orientale du Caire* 77 (1977), S. 45–53 und Pl. XV.

16 »Un revenant inconvenant? (Papyrus Deir el-Médineh 37)«, in *Bulletin de l’Institut Français d’Archéologie Orientale du Caire* 79 (1979), S. 103–119 mit Pl. XXXVIII–XXXIX.

Mikrokatastrophe. Der Dämon wird bedroht, und da man ihn im Milieu des Jenseits wähnt, wird seinem Grab die Zerstörung angedroht für den Fall, dass er sein Opfer nicht auf der Stelle verlässt bzw. dieses von seiner Besessenheit befreit.

Das medizinische Corpus im engeren Sinne bietet keinerlei Hilfen für solche Probleme, hier braucht es die Kunst der rhetorischen Bannung des wie ein Incubus in seinem Opfer weilenden und wühlenden Dämons.

Der Dichter des Sinuhe greift aufgrund seiner profunden ›intertextuellen‹ Kenntnisse nicht nur auf die Traumliteratur zurück, sondern er greift buchstäblich in die Trickkiste der Magie durch die Einbettung eines für diese typischen Spruchanfangs gegen »körperliches Schlottern«, dies aufgrund von Angstzuständen, deren Ursache man sich nicht anders denn als ›numinos verursacht‹ oder von ›göttlich-dämonischer Natur‹ vorzustellen vermag.

## V.

Nach seiner Rückkehr an den Hof vor das Antlitz des Königs gebracht, verliert Sinuhe die Kontrolle über sich selbst und wird ohnmächtig:

| | |
|---|---|
| *wn=ki-r=f dwn=kwi ḥr-ḫ.t=i* | »Da lag ich nun ausgestreckt auf meinem Bauch, |
| *ḫm.n=i-wi m-bꜣḥ=f* | bewusstlos in [Anbetracht] seiner Präsenz. |
| *nṯr-pn ḥr-wšd=i ḫnm.w* | Dieser Gott [= König] begrüßte mich freundlich. |
| *iw=i-mi-zꜣ iṯ.w m-ꜥḫḫ.w* | Ich war wie ein Mann, von Dämmerung ergriffen, |
| *bꜣ=i-zb.w ḥꜥ.w=i-ꜣd.w* | indem mein Ba[17] fort war, mein Körper schwach, |
| *ḥꜣty=i n-ntf-m-ḫ.t=i* | mein haty-Herz [= Bewusstsein], es war nicht mehr in meinem Leib, |
| *<n>-rḫ=i-ꜥnḫ r-mwt* | Leben konnte ich nicht vom Tode unterscheiden.« (B 252–256) |

17 Eine Art leibhaftiger Seele, die nach dem Tode frei beweglich ist und jederzeit zum Toten zurückkehren kann – und soll. Sie ist zu unterscheiden vom Ka, welcher sich nicht ungehindert bewegen kann und eine generationenübergreifende Art Sozialseele verkörpert. Zu dieser Differenzierung siehe grundlegend Jan Assmann, *Tod und Jenseits im Alten Ägypten,* München 2001, passim.

Ist das Herz als Ort der Sinne nicht mehr im Leib oder fühlt es sich zumindest so an, dann schwindet alle Wahrnehmung und wieder einmal entgeht der Held nur knapp dem Tod.

## VI.

Kehren wir nochmals zum Genre der Beschwörungen zurück, deren ganz überwiegende Funktion es war, psychische oder psychosomatische Leiden zu kurieren, die fremdinduziert in Gestalt von Dämonen jeglicher *couleur* evoziert gedacht wurden.[18] Nun gab es im Altägyptischen nicht d a s eine Wort für diejenigen Wesen, die wir gewöhnlich gräzisierend »Dämonen« zu nennen belieben. Die ägyptischen Priester und Heiler differenzierten hier sehr genau, um welche Kategorie von »Dämon« es sich handelte oder handeln könnte.[19] Bei Unsicherheit hinsichtlich der exakten Identität beließen sie es in aller Regel mit einer mehr oder minder alle Kategorien abdeckenden Auflistung von Bezeichnungen, die in unseren Standardwiedergaben etwa lauten: »O jeder Wiedergänger, jede Wiedergängerin [*alias* böser Totengeist], jeder Feind, jede Feindin, jeder Widersacher, jede Widersacherin etc.«. Das Kürzel »etc.« habe ich bewusst noch in Anführungszeichen gesetzt, weil ein altägyptischer Vorläufer dieser spätestens seit dem 18. Jahrhundert geläufigen Abbreviatur tatsächlich bereits vorhanden war und so viel wie »Kunst-des-Mundes« bedeutete, im Sinne von »nach Belieben fortzusetzen«. Sie deckt das unbekannte Potential des Restbösen ab, das der Beschwörer nicht beim Namen kennt, das aber keinesfalls vergessen werden darf.

Fremdinduktion von Übel allgemein oder im Besonderen bedingt spezielle Verfahren, eben dieses Übel wieder zu eliminieren, buchstäblich aus dem Leib des oder der Betroffenen. Dazu bedarf es der Rezitation und Applikation von Beschwörungen, die sich schon die Mühe geben, recht gezielt den Verursacher beim Schopfe zu packen und sich seiner bestenfalls auf ewig zu entledigen. Dabei geht ein Magier mitunter nicht eben zimperlich vor und bedroht und beschimpft auch schon mal seinen »Feind« oder »Widersacher« bzw. den seines Mandanten. Der Terminus »Mandant« ist hier auch durchaus am Platze, eignet

18 Für einen knappen Überblick über die Phänomenologie des Verursacherprinzips in den magisch-medizinischen Texten und Beschwörungen siehe Westendorf, Handbuch (Fn. 8), Bd. I, S. 360–394.

19 Vgl. hierzu die genuin ägyptischen Klassifikationen lebender Wesen in Kategorien wie *nṯr* / *nṯr.t* – »Gott / Göttin«, *ɜḫ.w* – »[rituell verklärter] Totengeist; Ahne«, *rmṯ.w* – »Menschen« etc. je nach Quelle bzw. in diesem konkreten Fall je nach Onomastikon oder auch Lexikon (mit erklärenden Glossen).

den Beschwörungen doch just in dem Falle, dass sie nichts fruchten sollten, auch eine gehörige juristische Implikation. Ein scheiternder Magier oder einen »Kunstfehler« begehender Heiler könnten durchaus zur Rechenschaft gezogen oder zukünftig schlichtweg übergangen worden sein. Auch hierzu liefert der Alte Orient wieder erheblich mehr Informationen, um nur den berühmten Hammurabi-Kodex zu erwähnen.

Aber ägyptische Magier sind auf einen Trick verfallen, wie sie sich im Bedarfsfall den Kopf aus der Schlinge ziehen konnten. Auf eine Bedrohung diverser Götter und Dämonen für den Fall ihres Nichtverschwindens folgt stets ein Passus, der in modifizierter Form uns auch wieder zu Sinuhe zurückführen wird:

| | | |
|---|---|---|
| a) | *nn-ink-(is) i.ḏd-sw* | »Nicht ich bin es, der das [= die Götterbedrohung] gesagt hat, |
| a') | *nn-ink-(is) i.wḥm-sw* | nicht ich bin es, der das wiederholt hat! |
| b) | *in-ꜣs.t i.ḏd-sw* | Es ist [z. B.] Isis, die das gesagt hat, |
| b') | *in-ꜣs.t i.wḥm-sw* | es ist Isis, die das wiederholt hat.«[20] |

Der amerikanische Ägyptologe Robert K. Ritner hat dieses Verfahren sehr treffend »[ritual] blame shifting« genannt[21]: Der Magier plädiert auf Nichtschuld bzw. -haftung im Falle des Ausbleibens des erstrebten Erfolgs, da er ja letztlich nur eine Rolle verkörpert habe. Diese Rolle ist die der genannten Gottheit im 3. und 4. Satz dieser Schutzklausel.[22]

Findet sich nun bei Sinuhe tatsächlich ein vergleichbares Statement? In der Tat, denn bei der Audienz mit seinem ihn amnestierenden – neuen – König tätigt er folgende Äußerung auf dessen Frage, warum er seinem Herrn nicht antworte:

| | | |
|---|---|---|
| a) | *ir-wšb=i-s.t* | »Wenn ich es beantworte, |

20 Z. B. in Papyrus Leiden I 348 vs. 11.7; Joris Frans Borghouts (Hg.), *The Magical Texts of Papyrus Leiden I 348,* Leiden 1971, pl. 15.

21 Siehe seinen Artikel »Egyptian Magical Practice under the Roman Empire: the Demotic Spells and their Religious Context«, in *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt,* Band II.18.5, Berlin / New York 1995, S. 3333–3379, dort S. 3370; Koenig, Le Papyrus Boulaq 6 (Fn. 13), S. 121 Anm. (h), spricht bereits ganz ähnlich von »phrases paratonnerres«, also »Blitzableiterphrasen«.

22 Die ganz ähnlich auch schon wieder im Alten Orient, konkret in der frühen sumerischen Magie zu finden ist; siehe Antoine Cavigneaux, »Introduction à la magie mésopotamienne«, in Yvan Koenig (Hg.), *La Magie en Égypte. À la recherche d'une définition,* Paris 2002, S. 341–369; dort S. 362 f.

| | |
|---|---|
| a‘) *nn-<s.t>-ḥr=i* | [dann] ist <es> nicht an mir, |
| b)+b‘) *ꜥn-nṯr-is-pw* | sondern die Aktion-eines-Gottes/Dämons war es. |
| c) *ḥr<y.t>-pw wn.n=s m-ḫ.t=i* | Blanker Terror war’s, der in meinem Leib war |
| c) *mi-s:ḫpr-wꜥr.t-šȝȝ.t* | wie vor dem, der / das die vorherbestimmte Flucht bewirkt hatte.« (B 261–262) |

Mit anderen Worten, Sinuhe exculpiert sich mit dieser aus der Beschwörungsliteratur adaptierten Phrase und plädiert damit auf Nichthaftbarkeit für sein Tun, meint: seine überstürzte und grundlose Flucht. In ihm waltet nicht ein Gott der Persönlichen Frömmigkeit[23], sondern eine ihn steuernde und regelrecht besitzende numinose, genauer: dämonische Instanz, die sich hinter dem generischen Terminus *ꜥn-nṯr* (≈ *a-en-netscher*) verbirgt und die es zu exorzieren gilt. Diese Instanz wird an dieser Stelle aber hinsichtlich ihrer dämonischen Provenienz respektive deren Aktionsart genannt: »Aktion-[< Hand]-eines-Gottes« ist ein wohlbezeugter Ausdruck in der Beschwörungsliteratur und verweist auf die »Einwirkung *qua* Hand«, einen »Schlag« durch eine solche und in der sich der Besessene ab dann befindet.[24] Robert K. Ritner hat hierzu das Einschlägige zusammengetragen und verweist auch erwartungsgemäß auf den Passus in der Lehre für den Prinzen Merikare. Darin wird dem zukünftigen König klipp und klar gesagt, wozu der Schöpfergott den Menschen die Potenz Hekau ≈ Zauber; Magie geschaffen habe:

| | |
|---|---|
| *ir.n=f-n=sn ḥkȝ.w r-ꜥḥȝ.w r-ḫsf-ꜥ.w n-ḫpr.yt* | »Er hat ihnen den Zauber zur Waffe gemacht, zur Abwehr des Schlages der Ereignisse.« (E 136/7) |

23 So Elke Blumenthal, »Sinuhes persönliche Frömmigkeit«, in Irene Shirun-Grumach (Hg.), *Jerusalem Studies in Egyptology* (Ägypten und Altes Testament 40), Wiesbaden 1998, S. 213–231.

24 Auch hier ist die zeitgenössische Beschwörungsliteratur des Alten Orients ergiebiger, in der die »Hand der Göttin / des Gottes« (bisweilen mit namentlichem Zusatz) eine kapitale Rolle spielt und bisweilen sogar als »Hand der Gottheit« (*qati ilūtim*) unter Verwendung des Abstraktums *ilūtum* erscheint; siehe Marten Stol, *Epilepsy in Babylonia* (Styx Monographs 2), Groningen 1993, S. 33–38; dort: S. 34. – Ganz nebenei bemerkt waren diese Konzepte auch im syrischen Einzugsgebiet mesopotamischer Heil- und Beschwörungskunst wohlbekannt, einer Region, in der Sinuhe – bzw. sein Dichter – nach eigenem Bekunden vorbeigekommen sein will (siehe wieder Byblos etc.).

Dieser »Schlag« ist der gleiche, unter dem Sinuhe zeit seines Exils gelitten hat, und dass er »göttlichen« Ursprungs ist, sollte nicht verwundern. Nur ist es kein unbekannter (Hoch)gott aus der Sphäre der sogenannten Persönlichen Frömmigkeit, die hier überhaupt keine Rolle spielt. Der »Schlag« – bzw. die diesen auslösende ꜥ - »Hand«[25] – gegen Sinuhe demonstriert nur die Allmacht aller Mitglieder der Kategorie *nṯr* gegenüber dem Menschen.[26] Wenn Pantalacci (und vor ihr schon Gerhard Fecht und Jürgen Osing) Recht hat, dann leitet sich

25 Unter den »in der Hand [ = *ḏr.t* ≈ *djeret*] eines Gottes Befindlichen« wurden einerseits u. a. auch »Geisteskranke« wie Manisch-Depressive und andererseits Epileptiker subsummiert. Das soll nicht heißen, dass Sinuhe in diese Kategorie gesellschaftlich Stigmatisierter einzuordnen wäre. Entscheidend ist aber das entliehene Vokabular und seine Adaption an die Bedürfnisse des Erzählers.

Ganz nebenbei verrät der Schreiber von B 261 an einer Stelle seine Vertrautheit mit einer Textsorte aus dem diagnostischen Segment der Medizinalliteratur, wenn er die Konditionalpartikel *ir-* »wenn« mit dem Zeichen einer »Buchrolle« determiniert und damit dieses Lexem als Substantiv kategorisiert, das zugleich als Textterminus fungiert. Derartige Graphien sind typisch für Glossare mit zusätzlichen Erläuterungen zu medizinisch-diagnostischen Befunden und verweisen auf eine eigenständige Textgattung. Zusätzlich zu den diagnostisch-therapeutischen Traktaten wie Papyrus Ebers und Edwin Smith z. B. gab es solche *companions* oder Ratgeber, für die sogar ein eigenes Ressort im Haus der Schreibergöttin Seschat reserviert war; ausführlich dazu Verf., »Anfang eines *iry.w*-Traktats des *wti*-Umwicklers inclusive einer post-mortalen Thanatologie (Pap. UCL 32781 verso)«, in *Chronique d'Égypte* 88 (2013), S. 15–34. Aus den genannten Gründen betrachte ich die Emendation in *ỉr* ohne diese »Buchrolle« durch William V. Davies, »Readings in the Story of Sinuhe and Other Egyptian Texts«, in *Journal of Egyptian Archaeology* 61 (1975), S. 249, als zumindest voreilig.

26 Siehe wieder die einschlägigen Belege bei Ritner, op. cit., S. 56 f., Anm. 263. Dass seine Belege den Terminus ꜥ um das Präfix *s.t-* erweitern, tut der Vergleichbarkeit der Sinuhe-, Merikare- und anderer Passagen überhaupt keinen Abbruch. *s.t-* ist ein mehr oder minder frei verfügbares Morphem, ähnlich dem *m:*-Präfix zur Bildung von *nomina loci* und *instrumenti* oder dem *r3-*ꜥ- Präfix zur Angabe von Tätigkeiten, ganz ähnlich dem *s.t* in *s.t-*ꜥ; zu ersterem vgl. Otto Firchow, »Zu den Wortverbindungen mit *ś.t*«, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 79 (1954), S. 91–94; dort: spez. S. 92 zu *s.t-*ꜥ*-nṯr* etc.; unter den »Standard head nouns« verzeichnet bei Joris Frans Borghouts, *Egyptian. An Introduction to the Writing and Language of the Middle Kingdom I Grammar, Syntax and Indexes,* Leuven 2010, § 83.b.2.(II); zu *r3-*ꜥ s. Gerhard Fecht, *Wortakzent und Silbenstruktur. Untersuchungen zur Geschichte der ägyptischen Sprache* (Ägyptologische Forschungen 21), Glückstadt/New York 1960, §§ 179 ff., sowie Laure Pantalacci, »Remarques sur les composés du type ꜥ-, *r3-* ou *r3-*ꜥ devant racine verbale en Égyptien ancien«, in *Orientalia Lovaniensia Periodica* 16 (1985), S. 5–20; dort S. 14 f. (§ 14). Man vgl. auch die zahlreichen Belege von *s.t-*ꜥ im medizinischen Corpus von Hildegard v. Deines und Wolfhart Westendorf, *Wörterbuch der medizinischen Texte II,* Berlin 1962, S. 701 ff.; dort allzusehr vereinheitlichend mit »Einwirkungsstelle« übersetzt.

das Lexem ꜥ in der Verbindung ꜥ *n*-Verbum von der Wurzel *wꜥi* ab, die »Singularität« signalisiert, einen »einmaligen Akt des X«. Die gleiche Einmaligkeit trifft aber auch auf die Kollokation ꜥ *n*-Substantiv zu; die »Hand-eines-Gottes / einer Gottheit« wäre von einer Einmaligkeit, zugleich auch von einer nicht terminierten Dauer der Einwirkung und Sinuhe hätte unter dieser »Einwirkung einer/s G.« länger als nur kurzfristig zu leiden. Sinuhe ist ein im wahrsten Sinne des Wortes von dieser *nṯr* – Kategorie »Besessener« und dementsprechend ist er von diesem Fremdbewohner zu befreien. Papyrus Hearst, ein weiteres Handbuch mit Rezepten gegen physische und psychische Leiden, bietet zunächst gleich drei Sprüche zur Abwehr des *s.t*-ꜥ – »Schlages« von Totengeistern bzw. Wiedergängern (Kol. V 10; 12 und 14), auf Kol. VI 2 und 7 dann solche zusätzlich gegen den »eines *nṯr* – Gottes, einer *nṯr.t*-Göttin«.[27]

Neben der »Hand/Aktion eines Gottes« bringt Sinuhe noch den »Terror« (*ḥr*<*y.t*>) mit ins Spiel, der die fatale Wirkung des Verursachers beim Namen nennt. Dieser »Terror« ist wiederum kein somatisches, sondern ein psychologisches Symptom, das fremdinduziert ist, u. a. durch Wiedergänger. Es steht auf einer Stufe mit den in Beschwörungen genannten Symptomen *nrw* ≈ *neru* – »Todesfurcht« und *nšny* ≈ *neschny* – »Furor«.

* * * * *

Es sind also nicht somatische Krankheiten, die Sinuhe an sich selbst notiert, sondern durchweg intensive Gemütszustände bis hin zu Panikattacken. Seine Autodiagnosen bemühen zwar hier und dort medizinisches Vokabular, doch bei genauerer Betrachtung sind sie sämtlich nicht körperlicher, sondern psychi-

27 Pluralisch wird die Kategorie *nṯr* dann als Quelle einer solchen ꜥ – Attacke in den *Oracular Amuletic Decrees* auf Abstand gehalten. Es handelt sich bei diesen Orakelentscheiden um den von Göttern bescheinigten Schutz von Klein(st)kindern vor anderen Göttern. D. h., hier bieten *nṯr.w* – Wesen Mitgliedern ihrer gleichen ontologischen Kategorie Paroli. Ediert wurden diese Dekrete erstmals von Iowerth E. S. Edwards, *Hieratic Papyri in the British Museum. Fourth Series. Oracular Amuletic Decrees of the Late New Kingdom, Vol. I–II,* London 1960. Nur ein Beispiel sei daraus hier zitiert: »Wir [= die Schutzgötter] werden sie [= die Besitzerin des Amuletts] bewahren vor / erretten aus der Hand der Götter, die eine ꜥ – Attacke durchführen, obwohl gar keine ꜥ – Attacke existiert« (Quelle T 2 vs. 82–83). Drei weitere Exemplare dieser Dekrete wird der Verf. demnächst vorlegen in dem Band *Magika Hieratika in Berlin, Hannover, Heidelberg und München* (i. Dr.). Diese Schutztexte, am Hals zu tragen, sind zugegeben gut und gerne 1.000 Jahre jünger als die älteste Handschrift der Sinuhe-Erzählung (B), aber dieser Umstand zeigt die Langlebigkeit solcher Vorstellungen und könnte umgekehrt bedeuten, dass Sinuhe bei weitem nicht den historisch frühesten Beleg dafür liefert.

scher Natur; noch dazu von einer solchen Intensität, dass er sich mehrfach in Todesnähe wähnt. Schon kurz nach Beginn seiner Hals-über-Kopf-Flucht aus dem Kernland Ägyptens Richtung Sinai bemerkt er anlässlich einer heftigen Durstattacke in der dortigen Wüste: »Dies [also] ist der Geschmack des Todes« (B 23). Ein Ägypter kann den Tod »schmecken«, hier greift die wörtliche Übersetzung präziser als die von Ägyptologen gern abgeleitete Bedeutung »erfahren«.

Diese seine häufigen Wahnvorstellungen von der unmittelbaren Nähe des eigenen – und nicht rituell begleiteten! – Todes bringen den Helden zudem in eine gefährliche literarische Nähe zu den unter ihren lebensfeindlichen Arbeiten leidenden Handwerkern und Tagelöhnern. Ägyptische Schreiber waren alles andere als frei von Standes- und Bildungsdünkel und gerieren sich gerne ihresgleichen gegenüber als ihren illiteraten Zeitgenossen haushoch überlegene Elite. Diese Hybris hat zur Ausprägung einer eigenen Literaturgattung geführt, die in der Ägyptologie seit ihrem Entdecker Peter Seibert[28] »Charakteristik« genannt wird. Solche Charakteristiken haben in stark schwarzweiß-malender Rhetorik vornehmlich solche Gewerke außerhalb des Schreiberstandes, daneben auch ethische Typen wie den Wissensverweigerer, »Toren« und besonders den Schwätzer zum Gegenstand ihres beißenden Spottes. Des Weiteren sind es Repräsentanten nicht-ägyptischer Ethnien wie der levantinische Nomade im Nordosten, der barbarische, weil nur »stammelnde« (*ꜣꜥꜥ* u. ä.) Nubier tief im Süden. Sie alle sind aufgrund ihrer Arbeits- und Lebensweise und ihrer nichtägyptischen Idiome die »Ausländer« par excellence, nicht zuletzt auch infolge ihres unwirtlichen Lebensraumes permanent vom Tode bedroht. Sinuhe wird zeitweise, zumindest während der Dauer seiner Flucht und des Herumirrens durch ihm unbekannte Regionen selbst zu einem solchen »Nomaden«,[29] der sich nicht nur außerhalb der eigenen Landesgrenzen aufhält und durchschlägt, sondern auch außerhalb der von ihm einzig akzeptierten ägyptischen Kulturzone und -grenzen. Das durch den ihm unbekannten »Gott« zunächst verordnete Vagabundieren stellt ihn für diesen Zeitraum nicht nur auf eine harte Probe, sondern auch auf eine Stufe mit eben diesen »Charakterisierten«.[30]

---

28 Peter Seibert, *Die Charakteristik. Untersuchungen zu einer altägyptischen Sprechsitte und ihren Ausprägungen in Folklore und Literatur. T. 1: Philologische Bearbeitung der Bezeugungen* (Ägyptologische Abhandlungen 17), Wiesbaden 1967, Einleitung.

29 Unter geflissentlichem Verschweigen dessen, was er in diesen Zeiträumen ontologisch eigentlich darstellt, nämlich einen *šmꜣ* – »Wanderdämon« im Gefolge der zornigen Göttin Sachmet, nur mit dem Unterschied, dass Sinuhe selbst keine Krankheiten ins Land schickt. Zur Erwähnung der Sachmet in dem ersten Dialog mit dem Beduinenscheich Ammunenschi siehe die Lit. o., Fn. 4.

30 Jemand, der sich kraft Amtes permanent in der Zone des Todes aufhält – wie z. B. ein Handwerker beim Ausschachten von Gräbern –, darf während der Menstruations-

Auch wenn der Poet unseren Helden in dessen finstersten Momenten nicht über somatische Leiden reflektieren,[31] vielmehr ihn seine mentalen und seelischen Befindlichkeiten zur Sprache bringen lässt, dann legt er ihm durchaus eine Wortwahl in den Mund, die ein Nachschlagen in der zeitgenössischen Medizinalliteratur durchaus lohnt, wie wir das im Vorangehenden bereits getan haben. Es mag Liebhabern altägyptischer Poesie eventuell nicht behagen, einen solch dezidiert-klinischen Blick in das Seelenleben unseres Helden zu werfen und ihn damit seines unzweifelhaft poetischen Zaubers ein wenig zu entkleiden. Angesichts der Bandbreite an Gattungen und Fachvokabularien, die altägyptische Poeten von Rang in ihre Kompositionen einzubetten pflegten, sollte es eigentlich nicht verwundern, auch in dem Exilroman eines Sinuhe lexikalische und phraseologische Anleihen aus Feldern außerhalb der eigentlichen Narrativik anzutreffen.

Es kommt aber noch ein entscheidender Punkt hinzu, wenn wir schon die medizinischen Fachbücher bemühen und uns fragen, in welcher rhetorischen Art und Weise diese ihren Wissensstoff vermitteln. Wir haben es in jedem Falle mit gesprochenen bzw. zu rezitierenden Texten zu schaffen. Ein Heiler spricht – in seiner Eigenschaft als Lehrer – zu einem maskulin-singularischen »Du« als seinem Rezipienten bzw. Auditorium. Dieses Auditorium ist zumindest in jedem Falle rein sprachlich ein einzelnes Individuum, keine Gruppe von Schülern oder Studenten. Der Meister sagt z. B. »Wenn Du dieses / jenes Symptom findest, […], dann sollst Du dazu sagen: »[…] […][…]« .« Er redet über den Symptombefund, eine Krankheit und seinen – zumeist männlichen – Patienten, allein der Patient selbst kommt so gut wie nie selbst zu Wort! Eine einzige Ausnahme im Gynäkologietraktat eines Papyrus aus Illahun (12. Dyn.) ist zu vermelden.[32]

---

phasen seiner Frau oder Tochter nicht auf seine Baustelle. Dadurch könnten er und sie die weibliche Fruchtbarkeit generell gefährden. Umgekehrt ist auch die weibliche Menstruation kontagiös bzw. führt zu Unreinheit auf Seiten des Mannes, der während dieser Zeitspanne nicht den sakralen Boden eines auch nur im Entstehen begriffenen Grabes betreten darf. Sogenannnte Absentenlisten in der Verwaltung der Handwerkerschaft von Deir el-Medineh (gegenüber dem heutigen Luksor) legen davon ein beredtes Zeugnis ab; siehe zum Konnex »Menstruation – Unreinheit« Paul J. Frandsen, »The Menstrual ›Taboo‹ in Ancient Egypt«, in *Journal of Near Eastern Studies* 66 (2007), S. 81–106.

31 Ausgenommen sei der oben zitierte, nicht akute, sondern eher chronisch gewordene Zustand des Alters in B 168–171.

32 Interessanterweise ist die einzige Stimme des Patienten in der frühen Medizin (Beginn des 2. Jahrtausends) weiblich, wenn die an einem wandernden Uterus Leidende gefragt wird, was sie denn rieche: »Ich rieche Gegrilltes.«; Beleg bei Westendorf, Handbuch (Fn. 8), Bd. I, S. 413 (Kah 2 [1,5–8]).

Anamnesen mag es ja durchaus gegeben haben, nur werden sie äußerst sparsam textualisiert.[33]

Altägyptische Patienten, und das scheint mir ein recht bemerkenswerter Befund, sprechen nur außerhalb des medizinischen Corpus, in völlig anderen Textsorten über ihre Leiden. Rein historisch wie auch literaturgeschichtlich tun sie das innerhalb der oben schon genannten Gattung der sogenannten (Auto)biographie oder Selbstpräsentation an die Adresse der Nachwelt in ihrem Grab. Schon in solchen Quellen aus dem Alten Reich (ca. 2500–2180) notieren wir Bemerkungen bis hin zu ganzen Schilderungen von Beamten und Priestern, wie sie an ihre Krankheiten erinnern und diese »Bulletins« buchstäblich in den Stein gravieren lassen. Wenn auch nur sparsam präzisiert, woran konkret es ihnen gebricht,[34] so verdient die unverhüllte Erwähnung oder Andeutung doch immerhin einige Aufmerksamkeit. Ein ägyptischer König würde dergleichen niemals tun, und das unterscheidet ihn z. B. grundlegend von seinen hethitischen Kollegen.

Um den Bogen endlich zu Sinuhe als literarischer Figur zurückzuschlagen, so können wir festhalten, dass es offensichtlich zur Lizenz eines Poeten gehörte, seinen Helden auch über solch unangenehme Begleiterscheinungen einer menschlichen *vita* nicht verstummen zu lassen.[35] Anders gesagt, es ist die Poesie und die literarisierte Selbstdarstellung *qua* (Auto)biographie, die dem altägyptischen Patienten eine Stimme verleiht, nicht aber der medizinische Diskurs selbst. Dessen Lehr- bzw. Sprechsituation signalisiert die physische Absenz des Patienten, dieser ist während des verschrifteten Redeaktes nicht leibhaftig präsent, was sich an dem auffälligen Mangel an auf ihn verweisenden Demonstrativa manifestiert. Anders gesagt, er ist rein sprachlich selbstverständlich präsent in der gegebenen Lehrsituation, schließlich ist er der »Redegegenstand« bzw. das »Referenzobjekt« des Lehrvortrages *par excellence* und über ihn wird mittels des generischen Lexems *zi/s* – »Mann« resp. *z.t / s.t* gehandelt. Genau umgekehrt ist die Sprechsituation bei solchen Beschwörungen, die zur tatsächlichen Anwendung auf ein Individuum gelangen. Hier ist die Zahl der Demonstrativa, insbesondere solche auf Körperteile des Mandan-

33 Siehe die Belege in Papyrus Ebers 833 (97.1–7) und 861 (105.8–16)

34 Dabei wird ein recht generischer Terminus für »Krankheit; Leiden« (*mn.t*) verwendet, der keine Spezifikation unsererseits erlaubt; zu den relevanten Passagen siehe Nicole Kloth, *Die (auto-)biographischen Inschriften des ägyptischen Alten Reiches: Untersuchungen zu Phraseologie und Entwicklung* (Studien zur Altägyptischen Kultur, Beihefte Band 8), Hamburg, 2002, S. 149 ff.

35 Es sei an dieser Stelle auch nochmals ausdrücklich auf den Untertitel von R. B. Parkinsons Meisterwerk Poetry and Culture (Fn. 2) erinnert, der da lautet: *A Dark Side to Perfection*.

ten verweisende, exorbitant hoch. Handlungspraktisch wird man sich diese Differenz so vorstellen dürfen, dass die verwendeten Demonstrativa zum Zwecke ihrer »Treffgenauigkeit« mit Gesten einhergingen, mit welchen der Magier seine Rezitation begleitet.[36]

* * * * *

Abschließend sei hier noch kurz der Bogen von der Sinuhe-Geschichte zum Projekt »Altägyptisches Wörterbuch« an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig gespannt. Das am Ende des Jahres 2012 ausgelaufene Unternehmen hatte es sich zur vorrangigen Aufgabe gemacht, Texte der sogenannten Schönen Literatur in digitaler Form und in Transkription, Übersetzung und grammatischer wie morphologischer Annotation ins Netz zu stellen. Diese Aufgabe ist auch voll und ganz bewerkstelligt worden. Zu dem Textcorpus literarischer Texte gehört natürlich auch die Erzählung des Sinuhe in all ihren einzelhandschriftlichen Tradierungen.[37]

Das neue bzw. im Januar 2013 angelaufene Projekt »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im Alten Ägypten« widmet sich in seiner Leipziger Arbeitsstelle den sogenannten Wissenstexten. Medizin und Magie oder Heilkunde allgemein, Mathematik, Astronomie und Astrologie, Onomastik, Biologie und Mineralogie stehen auf der Agenda für die kommenden 22 Jahre. Allein mit Blick auf die Quellen zur Heilkunde wird es darum gehen zu ermitteln, ob diese einen eigenständigen Jargon gepflegt haben, dieser über längere zeitliche Distanzen – wir reden hier von mehreren Jahrtausenden – Veränderungen unterworfen war und wenn ja, welchen. In welchem Verhältnis steht der Fachjargon zum Allgemeinwortschatz, bei dem er sich möglicherweise unter semantischer Spezifizierung des Entlehnten bedient, oder an den er seinerseits unter Umständen umgekehrt abgibt.

Wir haben am Beispiel des Sinuhe, und dies ist wohlgemerkt ein Literaturwerk, das auch als solches goutiert werden wollte, gesehen, wes Geistes

36 Derartige Zeigegesten mit dem Ziel, den potentiellen Gefahrenherd zu bannen, sind z. B. auf zahlreichen Grabwänden des Alten Reiches zu sehen.

37 Siehe die Bearbeitung der hier benutzten B-Version von Sinuhe durch Frank Feder unter: http://aaew.bbaw.de/tla/servlet/GetTextDetails?u=gast&f=0&l=0&tc=148&db=0 (12.8.2013). Die Ironie der Projektgeschichte will es, dass die Bearbeitung dieses Werkes an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften begonnen, schließlich an der Berlin-Brandenburgischen Akademie vollendet wurde. Siehe ferner http://aegyptologie.unibas.ch/fileadmin/aegypt/user_upload/redaktion/PDF/sinuhebibliographie/b250299.pdf (12.8.2013) mit weiteren bibliographischen Angaben zur Diskussion dieser Passage.

Kind sein Dichter in manchen Passagen ist. Sein Spezialvokabular, die damit verbundene Phraseologie und die durch sie geprägten Passagen lassen sich am »adäquatesten« erst dann verstehen, wenn auch die vorhandenen Quellen bzw. Handbücher aus dem Bereich der Heil- und Beschwörungsliteratur zu Rate gezogen werden. In diesem Punkt scheint mir das Potential an »Spendertexten« noch bei Weitem nicht ausgeschöpft.

Der Sinuhe ist zweifellos ein früher und narratologisch nicht wieder erreichter Höhepunkt der Schönen Literatur des heidnischen Ägypten. Er ist ein Stück Poesie, die den Menschen als Geschöpf der Götter in all seinen – und damit auch ihren – Defiziten zum Thema nicht nur eines echt literarischen, sondern auch anthropologisch-philosophischen Diskurses erhebt, und dies mindestens 1200 Jahre vor Homer, aber wiederum auch mehrere Jahrhunderte nach einem Gilgamesch. Literatur im hier verstandenen Sinne beginnt bekanntlich schon lange nicht mehr erst mit – dem einen oder anderen – Homer, sondern in Sumer und Ägypten.

Zugleich aber, und das war einer der Auslöser für diesen kleinen Beitrag, bietet dieses Stück Poesie ein noch immer nicht ganz ausgeschöpftes Reservoir an Themen, Motiven, Stichwörtern und Phrasen, deren der Dichter sich auf äußerst raffinierte Art und Weise bedient und welches es unsererseits noch hier und dort zu entdecken gilt. Ziel war es an dieser Stelle, den Text als Literaturwerk und Gegenstand des abgeschlossenen Projektes des Altägyptischen Wörterbuches an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften mit dem Anliegen des neuen, sich um Wissenstexte bemühenden Nachfolgeunternehmens zu verknüpfen und auf diese Weise eine Art Brückenkopf zu bilden, von dem aus zukünftig weiteroperiert werden kann, rückblickend auf bereits Erarbeitetes wie vorausschauend auf noch zu Leistendes.

Peter Dils

# »Nous ne sommes tous que des écoliers en fait d'hiéroglyphes.«

Die Bedeutungsfindung des ägyptischen Wortschatzes am Beispiel der Lehre für Kagemni

## 1. Einführung

Das »Wörterbuch der ägyptischen Sprache«, dessen fünf Hauptbände zwischen 1926 und 1931 im Auftrag der Deutschen Akademien der Wissenschaften von Adolf Erman (1854–1937) und Hermann Grapow (1885–1967) veröffentlicht wurden, ist bis heute das unverzichtbare Arbeitsinstrument für eine wissenschaftliche Bearbeitung altägyptischer Texte. Die Autorität der beiden Herausgeber, vor allem die von Adolf Erman als Begründer und Gallionsfigur der streng positivistischen Philologie der »École de Berlin«,[1] war und ist dermaßen groß, dass sich kaum jemand fragt, wie Erman und Grapow zu ihren Bedeutungsansätzen gekommen sind bzw. wie sicher, präzise oder vollständig diese sind. Fünfundsiebzig Jahre ägyptologischer Forschung seit der Entzifferung der Hieroglyphen durch Jean-François Champollion im Jahr 1822 wurden beim Anfang des Wörterbuchprojekts 1897 durch Erman, der tabula rasa mit den Arbeiten seiner Vorgänger machen wollte, völlig ausgeblendet. Und doch stützte sich Ermans eigene erste Wortschatzsammlung auf das Glossar zum medizinischen Papyrus Ebers, das 1875 durch Ludwig Stern erstellt worden war.[2]

Selbstverständlich ist ein gedrucktes Wörterbuch, das die Informationen stark verdichtet wiedergeben muss, nicht der geeignete Ort, um die Bedeutungsfindung zu erörtern, aber auch die bis 1963 erschienenen Zusatzbände zum »Wörterbuch der ägyptischen Sprache« liefern als Begründung für die Wortbedeutungen nur die »eindeutigsten« Belegstellen, nicht die gedanklichen Argumentationen, die zu diesen Bedeutungen führten. Die Angabe »u. ä./o. ä.«

1 Siehe jetzt Thomas L. Gertzen, *École de Berlin und »Goldenes Zeitalter« (1882–1914) der Ägyptologie als Wissenschaft. Das Lehrer-Schüler-Verhältnis von Ebers, Erman und Sethe,* Berlin/Boston 2013.

2 *Papyros Ebers. Das hermetische Buch über die Arzeneimittel der alten Ägypter in hieratischer Schrift,* herausgegeben, mit Inhaltsangabe und Einleitung versehen von Georg Ebers, mit einem hieroglyphisch-lateinischen Glossar von Ludwig Stern, Bd. II, Leipzig 1875.

hinter einem Bedeutungsansatz, der man auf Schritt und Tritt im Wörterbuch begegnet, ist ein klares Indiz dafür, dass den Wörterbuchautoren bewusst war, dass ihr monumentales und epochales Werk kein Endpunkt der lexikographischen Arbeit darstellte.

Die Arbeit wurde mit dem Akademieprojekt »Altägyptisches Wörterbuch« an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (1992–2012) und an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (1999–2012) wieder aufgenommen. Hauptziel war es, alte und neue Texte nach dem heutigen Kenntnisstand mittels eines neuartigen Forschungsinstruments, einer digitalen Textdatenbank, lexikographisch zu erschließen. Das Hauptergebnis dieses Projekts ist die Textdatenbank »Thesaurus Linguae Aegyptiae« (TLA) mit ca. 1,1 Millionen Textwörtern, die im Internet frei zugänglich ist, und die es erlaubt, ein beliebiges altägyptisches Wort in seinem Satz- und Textkontext abzufragen. Von Leipziger Seite wurden die altägyptischen literarischen Texte erschlossen. Seit 2013 wird an den beiden Akademien mit dem neu bewilligten gemeinsamen Projekt »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten« die Organisation des Wortschatzes in seiner diachronen Dimension erforscht. In diesem auf 22 Jahre bemessenen Projekt werden in Leipzig schwerpunktmäßig die Wissenstexte mit ihren Fachsprachen und Fachwortschätzen analysiert. Parallel dazu laufen am Ägyptologischen Institut der Universität Leipzig zwei weitere lexikographische Projekte zum Ägyptisch-Koptischen. Das eine Projekt, »Database and Dictionary of Greek Loan Words in Coptic«, erforscht die sehr zahlreichen griechischen Lehnwörter in der spätesten Sprachstufe des Ägyptischen, dem Koptischen. Und das andere Projekt, »Altägyptische Wörterbücher im Verbund«, untersucht, wie die ägyptologische Wortforschung des 19. Jahrhunderts sich in den damaligen Wörterbüchern niedergeschlagen hat.

Im vorliegenden Beitrag soll anhand eines im abgeschlossenen Leipziger Akademieprojekt behandelten Literaturwerkes der Frage der Bedeutungsfindung der Wörter exemplarisch nachgegangen werden, von den frühesten Übersetzungsversuchen bis in die heutige Zeit. Als Beispiel dient das Literaturwerk mit dem modernen Titel *Die Lehre für Kagemni*. Es gehört zu der Gattung der Weisheitstexte und ist in einer einzigen Handschrift, dem Papyrus Prisse, überliefert. Der auf uns gekommene Teil des Textes ist kurz, wurde schon früh der Wissenschaft zugänglich und ist seitdem zahlreiche Male übersetzt worden. Er enthält sowohl sehr seltenes als auch überaus häufiges Vokabular, hat einen normativen und einen narrativen Abschnitt und ist teils metrisch, teils in Prosa formuliert.

## 2. Der Papyrus Prisse und die Lehre für Kagemni

Die Lehre für Kagemni steht auf den ersten beiden Kolumnen des Papyrus Prisse, der von Emile Prisse d'Avennes (1807–1879) im März 1843 in Kairo angekauft wurde.[3] Der ausgebildete Ingenieur, der von 1827 bis 1836 Topographie, Hydrologie und Festungsbau an ägyptischen Militärschulen im Auftrag des ägyptischen Staates lehrte, wandte sich anschließend als Privatmann der Archäologie und der Architektur- und Kunstgeschichte der pharaonischen wie arabisch-islamischen Zeit zu. Prisse erwarb den Papyrus in Kairo von einem »Fellah«, d. h. einem Bauern, der zuvor bei seinen Grabungen auf dem thebanischen Westufer tätig gewesen war. Ob der Papyrus aus seiner eigenen Grabung gestohlen wurde, wie Prisse behauptet, oder anderswo in der thebanischen Nekropole gefunden wurde, lässt sich leider nicht mehr ermitteln. Prisse schenkte den Papyrus der Königlichen Bibliothek in Paris, heute die Pariser Nationalbibliothek, und besorgte selbst die Faksimile-Edition des Papyrus, die 1847 erschien.[4]

Abb. 1: Kol. 1–2 des Papyrus Prisse. Abb. nach Jéquier, Le papyrus Prisse et ses variantes (Fn. 5), Tf. I.

Der Papyrus Prisse ist 7,05 m lang, 14,5 bis 15 cm hoch und in ausgezeichnetem Erhaltungszustand.[5] Er war ursprünglich mit einem anderen Text beschriftet,

3 Für die Herkunfts- und Erwerbsgeschichte des Papyrus siehe Michel Dewachter, »Nouvelles informations relatives à l'exploitation de la nécropole royale de Drah Aboul Neggah«, in *Revue d'Égyptologie* 36 (1985), S. 59–66 und vor allem seine Präsizierungen »L'apparition du Papyrus Prisse (pBN 183–194)«, in *Revue d'Égyptologie* 39 (1988), S. 209–210. Für die Biographie von Prisse d'Avennes siehe Bibliothèque Nationale de France (Hg.), *Visions d'Égypte. Émile Prisse d'Avennes (1807–1879),* Paris 2011; Mercedes Volait (Hg.), *Émile Prisse d'Avennes. Un artiste-antiquaire en Égypte au XIXe siècle* (Bibliothèque d'Étude 156), Le Caire 2013.

4 Émile Prisse d'Avennes, *Fac-similé d'un papyrus égyptien en caractères hiératiques, trouvé à Thèbes, donné à la Bibliothèque Royale de Paris et publié par E. Prisse d'Avennes,* Paris 1847.

5 Für die Beschreibung des Papyrus siehe zuletzt Fredrik Hagen, *An Ancient Egyptian Literary Text in Context. The Instruction of Ptahhotep* (Orientalia Lovaniensia Analecta

der abgewaschen/abgescheuert wurde (Palimpsest). Daraufhin wurde er mit der Lehre für Kagemni (Kol. 1–2), mit einem zweiten Text über einer Länge von 137 cm (Kol. 3) und schließlich mit der Lehre des Ptahhotep, die den Rest des Papyrus füllt (Kol. 4–19), neu beschriftet. Der zweite Text wurde später ebenfalls ausradiert. Obwohl die erste erhaltene Kolumne des Papyrus vollständig ist – vielleicht wurde der meistens löchrige Papyrusanfang vom Verkäufer vorher abgeschnitten –, ist der Beginn der Lehre für Kagemni nicht überliefert. Eine solche Lehre besteht typischerweise aus einer Rahmenerzählung, die einen normativen Teil mit Verhaltensregeln umschließt. In der Rahmenerzählung werden der Autor sowie die Umstände und der Grund, weshalb er die Lehre verfasst hat, eingeführt. Nach dem Mittelteil mit den Verhaltensvorschriften setzt die Rahmenerzählung wieder ein. Das anvisierte Publikum wird angesprochen und die Vorteile des Befolgens der Regeln werden dargestellt, ebenso die Ehrungen, die dem Autor zuteilwerden. Der überlieferte Text der Lehre für Kagemni setzt irgendwo mitten in den Verhaltensregeln ein und endet mit der (hinteren) Rahmenerzählung. Wie viel am Anfang verloren ist, lässt sich nicht einschätzen. Der Name des Autors ist, anders als bei der viel längeren und berühmteren Lehre des Ptahhotep, nicht auf uns gekommen.

Da die beiden Literaturwerke des Papyrus Prisse vorgeben, sich im ägyptischen Alten Reich in der Zeit der großen Pyramiden unter den Königen Huni und Snofru (ca. 2700–2600 v. Chr.) bzw. unter König Isesi (ca. 2400 v. Chr.) abzuspielen, galt der Papyrus eine Zeit lang als »le plus ancien manuscrit connu dans le monde entier«[6] bzw. als »le plus ancien livre du monde«.[7] Und er wird

218), Leuven/Paris/Walpole 2012, S. 135–142. Er gibt eine Papyruslänge von 6,40 m an; die Länge von 7,05 m nach Gustave Jéquier, *Le Papyrus Prisse et ses variantes,* Paris 1911, S. 6. Andere Publikationen nennen eine Länge von 7,01 m und einen ausradierten Bereich (Text 2) von 163 cm (z. B. http://archivesetmanuscrits.bnf.fr/ead.html?id=FRBNFEAD000012921 [17.8.2013]). Letzteres schließt die obere Hälfte von Kol. 4, die ebenfalls ausradiert wurde, mit ein. Dabei nicht berücksichtigt ist jedoch das Ende von Kol. 2, das ebenfalls entfernt wurde. Der ausradierte zweite Text kann eine Länge von fünf kompletten Kolumnen gehabt haben, vorausgesetzt die Kolumnen hatten eine mit Kol. 1 und 2 vergleichbare Länge.

6 Emmanuel de Rougé, *Mémoire sur l'inscription du tombeau d'Ahmès, chef des nautoniers* (Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres de l'Institut de France. Première Série. Sujets divers d'éruditon. Tome III), Paris 1851 (= 1853), S. 76.

7 François Joseph Chabas, »Le plus ancien livre du monde: Étude sur le Papyrus Prisse«, in *Revue archéologique* 15 (1858), S. 1–25; Louis Leblois (Hg.), *Le plus ancien livre du monde. Les Sentences de Kakemni, gouverneur sous le roi d'Égypte Snefrou (plus de 2000 ans avant Moïse). Texte et traduction,* Strasbourg 1874; Battiscombe G. Gunn, *The Instruction of Ptah-hotep and the Instruction of Ke'gemni: The oldest books in the world* (The Wisdom of the East), New York 1906 (= 1910).

beschrieben mit den Worten: »rien n'égale la largeur et la beauté de ce manuscrit, qui provient d'un personnage nommé Ptah-Hotep«.[8] In Wirklichkeit gehört das Manuskript aus paläographischen und sprachhistorischen Gründen in die 12. Dynastie des Mittleren Reiches (ca. 1950–1750 v. Chr.) und auch die handschriftliche Schönheit wurde jüngst in Frage gestellt. Ein weiteres Prädikat für den Papyrus lautete »ce terrible manuscrit«.[9] Diesmal geht es nicht um die materielle Beschaffenheit des Dokuments, sondern um die Übersetzungsschwierigkeiten. Denn die Texte des Papyrus Prisse wurden im 19. Jh. wegen ihres moralischen Inhalts und ihrer Form als das Schwierigste, was die pharaonische Kultur an Schriftzeugnissen vorzuweisen hatte, eingestuft.[10]

Dank des Thesaurus Linguae Aegyptiae (TLA) sind gewisse Zahleninformationen heute ganz leicht ermittelbar. Die Lehre für Kagemni enthält nach der Lemmatisierung des TLA 294 Wörter, die sich über 170 verschiedene Lemmaansätze verteilen. Bloß 47 Wörter kommen im Text mehr als einmal vor, 26 Wörter sind insgesamt überaus selten oder sogar nur hier überliefert. In der metrischen Übersetzung von R. Parkinson besteht der Text aus 45 Versen, 29 im normativen und 16 im narrativen Teil.[11]

Zum besseren Verständnis des Zusammenhangs der später aufgeführten Beispiele folgt hier eine Übersetzung des größten Teiles des Literaturwerkes:

[Der ganze vordere Bereich des Textes fehlt.]

Wohlbehalten ist der Ehrfürchtige;
gepriesen ist der Zuverlässige/Gemäßigte.
Offen ist das Zelt des Schweigenden;
geräumig ist der Platz des Ruhigen.

8 de Rougé, Mémoire sur l'inscription du tombeau d'Ahmès (Fn. 6), S. 76.

9 François Joseph Chabas, »Le Papyrus Prisse. Lettre à Mr. le Directeur du Journal égyptologique de Berlin, à propos de la difficulté que présente la traduction de ce document«, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Alterthumskunde* 8 (1870), S. 81–85 und S. 97–101, hier S. 99.

10 Vgl. noch 1911 Jéquier, Papyrus Prisse (Fn. 5), S. 6: »Les principes moraux contenus au papyrus Prisse constituent le texte littéraire égyptien le plus difficile à traduire«.

11 Richard B. Parkinson, *The Tale of Sinuhe and other ancient egyptian poems 1940–1640 BC* (Oxford World's Classics), Oxford 1998, S. 291–292. Es gibt noch immer keine Einigkeit über die Gestaltung des ägyptischen Versbaus, weshalb auch andere Verszahlen für die Lehre für Kagemni vorliegen: vgl. Hellmut Brunner, *Altägyptische Weisheit. Lehren für das Leben,* Darmstadt 1988, S. 134–136: 53 Verse (38+15) und Pascal Vernus, *Sagesses de l'Égypte pharaonique,* Paris 2001, S. 56–58: 51 Verse (35+16).

Rede nicht! Scharf sind die Messer
gegen den, der vom [rechten] Weg abkommt.
Es gibt kein Eilen, ausgenommen beim [richtigen] Anlass [wörtl.: zu seinem Fall].
Wenn du mit einer Menschenmenge [beim Essen] sitzest,
dann hasse das Brot, das du liebst [d. h. verzichte auf die Nahrung, die du bevorzugst]!
[Denn] das Herz [d. h. der Sitz des Verlangens] zu bezwingen dauert nur einen kurzen Augenblick.
[Aber] Schlemmerei[?] ist Sünde [oder: Fresslust ist etwas Abscheuliches]; man zeigt mit dem Finger darauf.

Ein Becher Wasser, der löscht den Durst.
[Und] ein Mundvoll [einfaches] *šww*-Gemüse, das festigt das Herz.
Etwas Gutes reicht für das Gute [im Allgemeinen].
[Und] irgendeine Kleinigkeit reicht für das Große.

Einer mit gierigem Bauch ist ein elender Kerl.
So wie die Zeit [des Essens?] vorübergeht, da hat er vergessen:
[Nur] zu Hause hat der Bauch freie Bahn [d. h. sind dem Appetit keine Schranken gesetzt].

Wenn du mit einem Schlemmer/Gefräßigen [beim Essen] sitzt,
dann sollst du [erst] essen, wenn sein Heißhunger vorüber ist.
Wenn du mit einem Zecher/Trunkenbold trinkst,
dann sollst du annehmen; da ist sein Herz befriedigt.

Stürze dich nicht auf das Fleisch neben einem Gierigen!
Nimm an, wenn er dir [etwas] gibt!
Lehne es nicht ab! Das ist, was [ihn] freundlich stimmen wird.

[…]

Mache nicht [über]groß dein Herz [d. h. sei nicht hochmütig oder übermütig] wegen der Muskelkraft
[die vorhanden ist] inmitten deiner Nachkommen/Rekruten!
Hüte dich, dich zu widersetzen! [Denn] man weiß nicht, was geschehen kann
oder was der Gott [d. h. der König?] tut, wenn er bestraft.

***

Dann veranlasste der Wesir, dass seine Kinder gerufen wurden,
nachdem er sich mit dem Wesen der Menschen vertraut gemacht hatte
und ihr Verhalten ihm verständlich wurde [wörtl.: über ihn kam].

Schließlich sagte er zu ihnen:
»Was all dieses angeht, das auf dieser Papyrusrolle geschrieben steht:
hört darauf/gehorcht ihm, wie ich es gesagt habe!
Geht nicht über das hinaus, was festgelegt/vorgesehen ist!«

Dann warfen sie sich auf dem Bauch.
Dann lasen/rezitierten sie es so, wie es auf Papier [wörtl.: Schrift] stand.
Dann war es besser ihrer Meinung [wörtl.: ihrem Herzen] nach als irgend etwas [anderes] in diesem ganzen Land.
Dann gestalteten sie ihr Leben [wörtl.: standen sie auf und setzten sich] entsprechend.

Da ist die Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten Huni entschlafen [wörtl.: angelandet].
Da wurde die Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten Snefru als wohltätiger König über dieses ganze Land aufgestellt.
Da wurde Kagemni zum [Haupt-]Stadtvorsteher und Wesir eingesetzt.

## 3. Die ersten übersetzten Wörter und Sätze

Die ersten Wörter, die identifiziert wurden, waren Königsnamen. Prisse d'Avennes selbst, der kein Philologe war, erkannte die Kartusche des Snofru sowie die des Isesi, der ihm als Besitzer einer Pyramide in Saqqara bekannt war.[12] Drei Kartuschen, von denen mindestens eine aus der Zeit der großen Pyramiden stammte (Prisse wusste damals noch nicht, dass Snofru der Vater des Cheops war), machten den Papyrus für seinen Käufer natürlich noch umso wertvoller, denn in den 40er Jahren des 19. Jh. lag ein Forschungsschwerpunkt auf der Rekonstruktion der Chronologie des alten Ägypten und der Reihenfolge der Pharaonen.[13] Prisse begab sich im Frühjahr 1843 erneut auf die Spuren

12 Brief von Prisse d'Avennes an Champollion-Figeac vom 20. März 1843: Dewachter, Nouvelles informations (Fn. 3), S. 209.

13 Christian Karl Josias von Bunsen (1791–1860) und Karl Richard Lepsius (1810–1884) versuchten eine Weile gemeinsam die altägyptische Chronologie zu rekonstruieren, konnten sich jedoch nicht auf eine gemeinsame Linie einigen und veröffentlichten getrennt ihre Ergebnisse. In der Rezension zu Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte (Fn. 16), erwähnt Emmanuel de Rougé schon den Namen von Pharao Isesi nach dem Papyrus Prisse (in *Annales de Philosophie chrétienne* 13 [1846], S. 1–74; vgl. Gaston Maspero, *Oeuvres divers,* Paris 1904 S. 10, Anm. 1), während Bunsen nur den Beleg der »chambre des ancêtres« kennt. Auch Prisse erstellte seine eigene Königsliste, bei der die Königsliste aus der »chambre des ancêtres« eine wichtige Rolle spielt (Delange, in Visions d'Égypte [Fn. 3], S. 21–22).

der Könige Snofru und Isesi, nun in der sogenannten »chambre des ancêtres« des Amuntempels von Karnak. Diese Kapelle mit der Darstellung von zahlreichen Vorgängerkönigen Thutmosis' III. ließ Prisse demontieren und nach Paris verschicken, sehr zum Leidwesen von Richard Lepsius, der die Reliefs im gleichen Jahr für Berlin hatte sichern wollen.

Es ist kein Zufall, dass der erste komplett übersetzte Satz der Lehre für Kagemni aus dem narrativen Teil stammt und eine Kartusche enthält. Der sprachbegabte Emmanuel de Rougé (1811–1872),[14] der sich seit 1836 mit der Hieroglyphenschrift beschäftigte, nachdem ihm die in eben diesem Jahr postum erschienene »Grammaire égyptien« von Jean-François Champollion in die Hände gefallen war, konnte im Mai 1849 als erster eine überzeugende Übersetzung eines längeren historischen Textes in der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres vorlegen. In der 1851 erfolgten Drucklegung dieser Vorlesung über die Biographie des Schiffsoffiziers Ahmose, einem Meilenstein in der ägyptologischen Forschungsliteratur, zitierte er auch eine Passage aus der Lehre für Kagemni.[15] De Rougé arbeitete damals in der ägyptischen Abteilung des Louvre, später wurde er Professor für Ägyptologie am Collège de France.

Die Übersetzung und ausführliche Kommentierung der Biographie des Ahmose durch Emmanuel de Rougé war eine großartige Leistung, denn Champollion war 1832 gestorben, ohne einen Schüler ausgebildet oder eine ausführliche Sprachbeschreibung hinterlassen zu haben. Die aus dem Nachlass 1836 erstellte »Grammaire égyptien« und das 1841 erschienene »Dictionnaire égyptien« reichten nicht aus, um fortlaufende Texte zu übersetzen.[16] De Rougé beschreibt seine Vorgehensweise folgendermaßen: »Je me suis occupé surtout à compléter la Grammaire et le Dictionnaire [i. e. von Champollion] en rendant plus rigoureuse

14 Eine biographische Skizze bei Gaston Maspero, *Notice biographique du Vicomte Emmanuel de Rougé,* Paris 1908; auch erschienen als Einführung zu den gesammelten Schriften von de Rougé: Gaston Maspero, »Notice biographique du Vicomte Emmanuel de Rougé«, in ders. (Hg.), *Emmanuel de Rougé. Oeuvres diverses, Tome premier* (Bibliothèque égyptologique contenant les oeuvres des égyptologues français, 21), Paris 1907, S. i–clvi.

15 de Rougé, Mémoire sur l'inscription du tombeau d'Ahmès (Fn. 6); die Kagemni-Stelle auf S. 76–77.

16 Christian Karl Josias Bunsen, *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern,* Erstes Buch, Hamburg 1845, S. 322. Er schätzt die Zahl der bis dahin entzifferten Wörter auf etwa 500. An anderer Stelle (S. 317) schreibt er: »Etwa dreihundert Wörter der altägyptischen Sprache, auf jene Weise urkundlich gefunden, hat er [i. e. Champollion] in derselben [gemeint ist die Grammaire] aufgeführt, und eine bedeutend größere Anzahl liegt in dem eben jetzt (Febr. 1844) vollständig erschienenen ägyptischen Wörterbuche vor.« An anderer Stelle scheint Bunsen die Zahl von 685 Wörtern erwähnt zu haben (vgl. Heinrich Brugsch, *Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch,* Bd. IV, Leipzig 1868, S. viii).

la méthode d'investigation. Pour se croire certain du sens d'un mot, il faut que ce sens vous rende raison de tous les passages où vous le trouvez employé. C'est là un genre de preuve long et pénible, que ne se sont point imposé suffisamment MM. Birch et Lepsius, qui sont nos deux grands rivaux à l'étranger; aussi les voyons-nous très souvent obligés de revenir sur des *sens* qu'ils ont publiés, et sur des lectures de caractères nouveaux qu'ils ont données comme certaines, sans énoncer leurs preuves. Il faut procéder avec plus de sévérité […]«.[17]

Die Methode, die de Rougé hier beschreibt, ist genau die, mit der auch Adolf Erman später sehr erfolgreich sein wird: die Regeln der Grammatik erschließen und eine mutmaßliche Wortbedeutung an möglichst vielen Textstellen überprüfen, um die Bedeutung abzusichern. Aus diesem Grund zitiert de Rougé für eine bestimmte Wendung in der Biographie des Ahmose die Lehre für Kagemni. Aus dem gleichen Grund trägt sowohl das abgeschlossene als auch das aktuelle gemeinsame Akademieprojekt von Berlin und Leipzig möglichst viele Texte in der Textdatenbank Thesaurus Linguae Aegyptiae zusammen.

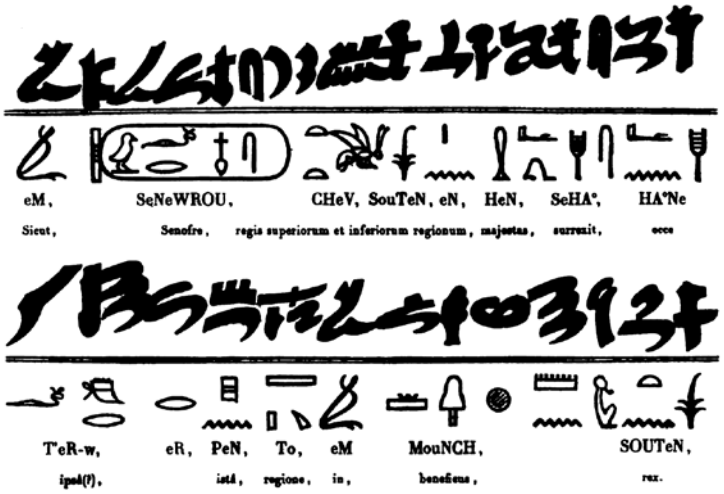



Abb. 2: De Rougés drei Stufen der Entschlüsselung: Der gleiche Satz im Hieratischen, umgewandelt in Hieroglyphen, in einer (veralteten) wissenschaftlichen Transliteration und in lateinischer Übersetzung (alles von rechts nach links geschrieben in Anlehnung an das hieratische Original). Aus: de Rougé, Mémoire sur l'inscription du tombeau d'Ahmès (Fn. 6), S. 76.

17 Antwortschreiben von Emmanuel de Rougé an François Joseph Chabas vom 22.3.1852, nachdem Chabas ihn für seine angehenden Ägyptisch-Studien konsultiert hat: Frédéric Chabas und Philippe Virey, *Notice biographique de François-Joseph Chabas,* Paris 1898, S. 9–10.

Emmanuel de Rougé setzte zuerst den hieratischen Papyrustext in Hieroglyphen um, wie es auch heute der besseren Lesbarkeit halber noch immer gemacht wird. Allein das war schon eine Leistung. Zwar hatte Champollion 1821, d. h. ein Jahr bevor er den entscheidenden Schritt zur Entzifferung der Hieroglyphenschrift machte, nachgewiesen, dass das Hieratische eine Kursivform der Hieroglyphenschrift war, aber dies bedeutete nicht, dass man einen hieratischen Text ohne weiteres lesen konnte.[18] Die Hilfsmittel, wie paläographische Listen, Anthologien von hieratischen Spezimina und Wörterbücher, die heute zur Verfügung stehen, gab es damals alle nicht. Man musste mühsam die hieroglyphischen und hieratischen Versionen des ägyptischen Totenbuchs miteinander vergleichen, um auf diesem Wege das Hieratische nach und nach zu meistern. Für das Hieratische des Papyrus Prisse kam noch hinzu, dass es typologisch deutlich älter und anders war als die jüngeren hieratischen Totenbücher und dass es damals noch keine Texte mit vergleichbarem hieratischen Duktus gab.

De Rougé entschied sich, seine Satzübersetzungen auf Lateinisch zu bieten, obwohl seine ganze Studie französisch geschrieben ist. Latein spielte in der Ägyptologie als Wissenschaftssprache kaum eine Rolle. Abgesehen von Dissertationen und einigen wenigen Monographien, darunter solche der irregeleiteten Leipziger Hieroglyphenentzifferer Friedrich August Wilhelm Spohn (1792–1824) und Gustav Seyffarth (1796–1885), war Latein nur wichtig für das Koptische, die späteste Sprachstufe des Ägyptischen, in der vor allem frühchristliche Texte geschrieben sind. Das damals wichtigste koptische Wörterbuch, das »Lexicon linguae copticae« von Vittorio Amadeo Peyron aus dem Jahr 1835, war auf Latein und die frühen Ägyptologen haben, als sie koptische Wörter zitierten, häufig eine lateinische Übersetzung des Wortes hinzugefügt, während sie für ältere ägyptische Wörter eine Übersetzung in einer modernen Sprache wählten. Franz Joseph Lauth lieferte 1869 für seine Bearbeitung der Lehre für Kagemni sowohl eine deutsche als auch eine lateinische Übersetzung, und Philippe Virey, der die Übersetzungen seiner Vorgänger zitierte, benutzte seinerseits 1887 die lateinische und nicht die deutsche Version.

Der Satz, den de Rougé behandelte, lautet in moderner Transliteration und Übersetzung: *ꜥḥꜥ.n sꜥḥꜥ ḥm n(.j) nsw-bj.tj (Snfrw)| m nsw mnḫ m tȝ pn r-ḏr=f*: »Dann wurde die Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten

18 Jean-François Champollion, *De l'écriture hiératique des anciens Égyptiens,* Grenoble 1821. Er nennt auf S. 2 das Hieratische eine »tachygraphie hiéroglyphique«. Für den Beitrag von Champollion zur Entzifferung des Hieratischen vgl. Georges Posener, »Champollion et le déchiffrement de l'écriture hiératique«, in *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 116 (1972), S. 566–573.

Snofru aufgestellt [d. h. erhoben, inthronisiert] als vorzüglicher/wohltätiger König in diesem ganzen Land.« De Rougés lateinische Übersetzung »ecce surrexit majestas regis superiorum et inferiorum regionum Senofre sicut rex beneficus in regione ista ipsa(?).« kommt dem schon ziemlich nahe.

Aus seiner Publikation erfährt man, wie er zu seiner Übersetzung gelangt ist. Er hat erkannt, dass *ꜥḥꜥ.n* oft vor einem Verb steht, und erklärte es zu einer Partikel. Er übersetzte es mit »siehe!«, weil er einen lautlich vielleicht plausiblen und doch falschen Zusammenhang zwischen *ꜥḥꜥ.n* und koptisch (ⲉⲓⲥ) ϩⲏⲏⲛⲉ: »siehe!« annahm. Die meisten übrigen Wörter dieses spezifischen Satzes waren schon Champollion bekannt, aber während letzterer nicht mehr dazu gekommen ist, seine Wortübersetzung zu begründen, war gerade dies ein bewusstes Anliegen de Rougés. Das Verb *sꜥḥꜥ* erklärte der Entzifferer der Hieroglyphenschrift als eine »transitive« Konjugationsform des Verbs *ꜥḥꜥ*, dem 2. und 4. Stamm der arabischen Konjugation ähnlich,[19] was wir heute eine Kausativbildung mit *s*-Präformans nennen. Da Champollion für *ꜥḥꜥ* die Bedeutung »placer, établir, mettre, (Lat.) collocare, erigere« erschlossen hatte, implizierte dies, dass *sꜥḥꜥ* »faire placer« war. Allerdings dachte er noch, dass der Schiffsmast als ⲕⲱ, ⲕⲁⲁ zu lesen sei. De Rougé konnte letzteres korrigieren durch die Identifizierung des koptischen Nachfahren ⲁϩⲉ, ⲱϩⲉ: »stehen«. Er fügte hinzu, dass die Bedeutung »stehen« außerdem durch viele Belege abgesichert ist, u. a. durch die Opposition mit *ḥmsi*, kopt. ϩⲉⲙⲥⲓ: »sitzen, sich setzen«. Des Weiteren erwähnte er den Stein von Rosette, auf dem einmal *sꜥḥꜥ* und einmal *rḏi ꜥḥꜥ* dem griechischen Infinitiv στῆσαι (von ἵστημι: »aufrichten, aufstellen; sich hinstellen«) entspricht. Die Wortgruppe *ḥm n nsw-bjtj* kannte Champollion auch schon als einen Königstitel, die βασιλεύς auf dem Stein von Rosette entsprach, wo er an einer Stelle als βασιλεὺς τῶν τε ἄνω καὶ τῶν κάτω χωρῶν ausgeschrieben ist. Die spezifische Übersetzung von *ḥm* als »Majestät« geht ebenfalls auf Champollion zurück und hat sich bis heute gehalten, obwohl die Argumentation völlig falsch und auch der Bedeutungsaspekt »Majestas/Hoheit« nicht vorhanden ist.[20] Die Bedeutung von *mnḫ* war dank der Bezeichnung von König Ptolemaios Euergetes als *nṯr mnḫ* oder griechisch θεὸς εὐεργέτης: »wohltätiger Gott« gegeben. Das Wort *tꜣ* entspricht koptisch ⲧⲟ: »Land, Erde, Welt«, nur *r-ḏr=f* konnte De Rougé mit »le pays qui est donc lui«, d. h. »le pays par

19 Jean-François Champollion le Jeune, *Grammaire égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne,* Paris 1836, S. 439.

20 Die Argumentation lautet, dass die verwendete Hieroglyphe eine Vase und ein Symbol der Heiligkeit sei, weshalb sie auch im höchsten Priestertitel verwendet sein sollte. Die Hieroglyphe ist allerdings keine Vase, sondern ein Bleuel zum Wäschewaschen. Heute zieht man für *ḥm* die Bedeutung »die Person« oder »die Leiblichkeit« des Königs in Erwägung.

excellence« (das Land schlechthin) nicht korrekt erklären. Aber spätestens 1858 wusste François Joseph Chabas, dass »das ganze Land« gemeint war, vermutlich weil er in *ḏr* das koptische ⲧⲏⲣ= »ganz« erkannt hat.

De Rougé verwendete für die Bedeutungsfindung folgende Methoden:

- Identifizierung der koptischen Nachfahren der altägyptischen Wörter;
- Innerägyptische Wortmorphologie/-bildung (*s*-ꜥḥꜥ);
- Wortkontext: mit Satzpartikel vor Verbum (ꜥḥꜥ.*n*) und Antonymen (ꜥḥꜥ/ *ḥmsi*);
- Identifizierung des griechischen Äquivalents in zweisprachigen Texten;
- Interpretation des Klassifikators am Wortende (nicht im angeführten Beispiel).

Essentiell war für ihn die Untermauerung einer möglichen Bedeutung durch zahlreiche weitere Textstellen, die häufig aus dem ägyptischen Totenbuch stammen, dem größten Corpus an zusammenhängenden Texten, das damals dank der Edition eines Turiner Exemplars 1842 durch Richard Lepsius verfügbar geworden war.

## 4. Die Lehre für Kagemni in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts

### 4.1. Dunbar Isidore Heath, oder die biblisch inspirierte Übersetzung

Nachdem Prisse d'Avennes 1847 den Papyrus durch seine Faksimile-Edition der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hatte, lieferte der englische Geistliche Dunbar Isidore Heath (1816–1888) im Jahr 1856 die erste vollständige »Übersetzung« des Papyrus Prisse, die er zwei Jahre später separat drucken ließ.[21] Ein Jahr zuvor hatte er schon zweifelhaften Ruhm erworben mit einer »Übersetzung« von Texten aus den Miscellanies-Papyri von London, in denen er die Geschehnisse des Exodus wiederzufinden behauptete.[22] Das einzige Verdienst des

21 Rev. Dunbar Isidore Heath, »On a manuscript of the phoenician King Assa, ruling in Egypt earlier than Abraham«, in *The (London) Monthly Review, and Record of the London Prophetical Society,* July 1856 [Auflösung des Zeitschriftentitels unsicher; Abkürzung: »Monthly Review«]; A Record of the Patriarchal Age, or, the Proverbs of Aphobis [or rather, of Ptaḥ-Hetep]: B. C. 1900, now first fully translated by Rev. Dunbar I. Heath, London 1858.

22 Rev. Dunbar I. Heath, *The Exodus Papyri,* with a Historical and Chronological Introduction by Miss Fanny Corbaux, London 1855 (URN: nbn:de:bsz:16-diglit-5481, http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/heath1895 [17.8.2013]).

Amateurs Heath war, dass er die Ägyptologen François Joseph Chabas, Samuel Birch und Charles Goodwin zwang, sich zu dem Papyrus Prisse bzw. den Miscellanies zu äußern.[23] Zumindest scheint er den Tenor der Lehre des Ptahhotep erkannt zu haben, denn er nennt den Text »the Proverbs of Aphobis«. Obwohl er den Namen Ptahhotep lesen konnte, nannte Heath ihn Aphobis, weil er ihn mit König Apophis/Aphobis aus der Königsliste von Manetho identifizierte, damit er ihn mit einem der Hirtenkönige/Hyksos – für ihn waren dies die Juden aus dem biblischen Buch Exodus – gleichstellen konnte.[24] Chabas schreibt über den Übersetzungsversuch von Heath, dass dieser »se flatte de donner la traduction d'une partie notable du papyrus, mais il m'a été impossible de le suivre dans ses interprétations hardies; les résultats auxquels je suis arrivé sont tout à fait différents.«[25] An anderer Stelle vermerkt Chabas: »En effet, l'examen des premières lignes de la traduction montre que le traducteur, au lieu de déterminer le sens des phrases d'après une connaissance préalablement acquise du sens des mots, à attribué aux mots des valeurs exigées par les phrases qu'il devinait ou imaginait tout d'une pièce.«[26] Battiscombe Gunn ist 1906 noch unbarmherziger in seinem Urteil: »This version [gemeint ist die Übersetzung], which first appeared in 1856, was ruined by the translator's theory that the Prisse Papyrus contained references to the Exodus, and was written by the ›Shepherd-King‹, Aphobis. How he obtained that name from Ptah-hotep, how he read the Exodus

23 Samuel Birch äußert sich nur in ganz allgemeinen Worten zum Inhalt der Miscellanies-Papyri in John Gardner Wilkinson, *The Egyptians in the Time of the Pharaohs,* London 1857, S. 276–279. Dort erwähnt er auch den Papyrus Prisse als »a code of moral instructions, in which are mentioned the names of the old monarchs, Seneferu and Ani, or An, written by one Ptah-hetp in the reign of the king Assa or Asseth« (S. 278). Die erwähnten Königsnamen liest man heute Snofru, Huni (statt Ani/An) und Isesi (statt Assa/Asseth). Charles Goodwin ist sehr diplomatisch in seiner Zurückweisung der fantasievollen Satzsegmentierungen und Übersetzungen der Miscellanies-Papyri durch Heath, für den Papyrus Prisse übernimmt er die Forschungsergebnisse von Chabas: Charles Wycliffe Goodwin, »Hieratic Papyri«, in *Cambridge Essays,* contributed by members of the university, Nr. 4, London 1858, S. 226–282 (die Beurteilung von Heath auf S. 245–246, die Ergebnisse von Chabas auf S. 275–278).

24 Die Publikation von Heath war mir nicht zugänglich. Für einige Auszüge und den Anfang der Übersetzung der Lehre des Ptahhotep siehe Hagen, An Ancient Egyptian Literary Text in Context (Fn. 5), S. 4–7.

25 Chabas, Le plus ancien livre du monde: Étude sur le Papyrus Prisse (Fn. 7), S. 1–25, hier S. 2 = François Joseph Chabas, *Oeuvres diverses,* Tôme 1 (Bibliothèque Égyptologique, 9), Paris 1899, S. 183–214.

26 Chabas, Le Papyrus Prisse (Fn. 9), S. 81–85 und S. 97–101, hier S. 83. Er zitiert einige der Übersetzungen, die Heath für ägyptische Wörter vorschlägt: »fondation« für *snḏ*, »vigoureux« für *mtj*, »sagesse« für *gr.w* und »ordonnance« für *hr*.

into his book, or how he got three-fourths of his translation, it is not possible to say. Written in a style which is in itself a matter for decipherment, it is full of absurdities and gratuitous mistakes, and is entirely worthless. It is one more instance of the lamentable results that arise when a person with a preconceived Biblical theory comes into contact with Egyptian records.«[27]

Für den Laien waren solche extrem abweichenden Übersetzungen durch »Fachleute« natürlich nicht leicht nachzuvollziehen, vor allem nicht, weil es auch 1856 noch immer vehemente Gegner gegen die Entzifferungsmethode Champollions gab.[28] Ein weiteres Problem für die Öffentlichkeit war, dass die Anhänger der Methode Champollions zu Übersetzungen und damit zu chronologischen Interpretationen kamen, die die Richtigkeit der biblischen Chronologie und damit den Wahrheitsgehalt der Bibel in Frage stellten.

## 4.2. François Joseph Chabas, oder die Identifikation von Einzelwörtern

Der Autodidakt François Joseph Chabas (1817–1882) reagierte 1858 auf die Übersetzung von Heath und legte einen ersten brauchbaren Eindruck des Inhaltes der beiden Lehren des Papyrus Prisse vor.[29] Dieser war so überzeugend, dass Charles Goodwin (1817–1878) und Heinrich Brugsch (1827–1894) die Übersetzung gleich in ihren Überblick der hieratischen Papyri bzw. Geschichte Ägyptens übernahmen.[30] Chabas war ein Weinhändler aus Chalon-sur-Saône, der 1852 durch die Lektüre eines Artikels über die Entzifferung der Hieroglyphenschrift aus der Feder von Nestor l'Hôte, einem Reisegefährten Champollions, seine Begeisterung für die Ägyptologie entdeckte. Dank seiner Sprachbegabung, seines Interesses für das Altertum und den Ratschlägen von Emmanuel de Rougé erwarb er sehr schnell einen Einblick in die ägyptische Sprache.

---

27 Gunn, The Instruction of Ptah-hotep and the Instruction of Ke'gemni (Fn. 7), S. 37–38.

28 Lepsius beschreibt die Situation wie folgt: »Dans le domaine de l'Égyptologie, on a beaucoup plus traduit qu'on n'a compris; ces traductions hardies ont excité l'étonnement d'un public incompétent, mais en même temps elles ont éveillé les défiances des gens sensés, même à l'égard des résultats sérieux de la science.« (zitiert durch Chabas, in Revue archéologique 15 [Fn. 7], S. 25).

29 Chabas, Le plus ancien livre du monde: Étude sur le Papyrus Prisse (Fn. 7), S. 1–25 = Chabas, Oeuvres diverses (Fn. 25), S. 183–214.

30 Goodwin, Hieratic Papyri (Fn. 23), S. 275–278; Heinrich Brugsch, *Histoire d'Égypte dès les premiers temps de son existence jusqu'a nos jours,* Première Partie: L'Égypte sous les rois indigènes, Leipzig 1859, S. 29–30.

Die Methode von Chabas bestand darin, erst einmal die Bedeutung der einzelnen Wörter zu ermitteln und anschließend die Wörter zu einem Satz aneinander zu reihen. Ersteres gelang ihm relativ gut, letzteres ebenfalls, solange gängige Verbalsätze, eine narrative Struktur und leicht nachvollziehbare, realweltliche Situationen vorlagen. Im normativen Teil konnte er auf der Grundlage von Konstruktionen im Totenbuch die Partikel *jr* als ein Wort identifizieren, das Konditionalsätze einleitet (»wenn, falls«), was es ihm ermöglichte, die Struktur von mehreren Verhaltensregeln zu erfassen. Chabas äußerte sich nicht zu der Natur dieses *jr* – er war kein Sprachwissenschaftler –, aber er übersetzte es wörtlich mit »étant«, ähnlich Champollions Deutung dieser Partikel als eine Möglichkeit, Sätze mit dem Verb »sein« zu bilden. Letzteres stimmt zwar nicht, ebenso wenig wie Chabas' Verweis auf das koptische ⲁⲣⲉϥ: »(Lat.) si forte«, d. h. »ob etwa«, aber die Beobachtung, dass die Totenbuchpassagen vom Zusammenhang her ein Konditionalgefüge bilden müssen, ist richtig. Fortschritte in der Wortforschung gelangen eben stufenweise: Zwar war die Wortart noch nicht identifiziert, aber zumindest lag eine der Funktionen des Lemmas vor. Es fiel Chabas auch gar nicht schwer, wiederholt zuzugeben, dass ihm persönlich noch vieles unklar war und dass die Ägyptologie erst auf dem Niveau der Grundschule war, wenn es um die Hieroglyphen ging: »nous ne sommes tous que des écoliers en fait d'hiéroglyphes«.[31]

Anders als de Rougé, der seine Forschung von sieben Kolumnen ägyptischen Textes in einer Monographie von 196 Seiten vorlegte, stand Chabas nur ein Zeitschriftenartikel für einen viel längeren Text zur Verfügung. Entsprechend kurz sind seine Übersetzungserläuterungen. Ich überspringe die ansatzweise bis annähernd richtigen Passagen, um mich bei einem Satz aufzuhalten, den Chabas in einem späteren Aufsatz ausführlich besprochen hat. Diese ersten Zeilen des Papyrus erläutern besser seine Vorgehensweise und die Probleme, mit denen er sich konfrontiert sah. Chabas ging davon aus, dass der Beginn der Lehre verloren ist und der erhaltene Teil mitten in einem Satz anfängt: »[…] augmente/développe ma considération. Un chant gracieux ouvre l'arcane de mon élocution, dilate le lieu de mon intelligence par des paroles munies de glaives pour surprendre la malice qui ne peut y échapper«.[32] Unser heutiges Textverständnis weicht davon sehr erheblich ab: »Wohlbehalten ist der Ehrfürchtige, gepriesen ist der Zuverlässige/Gemäßigte. / Offen ist das Zelt des

31 Siehe weiter unten das Zitat in seinem Zusammenhang: Fn. 40.

32 Chabas' Übersetzung lautet etwa: »[…] vermehrt/erhöht meine Hochachtung. Ein anmutiger Gesang eröffnet das Arkanum/Geheimnis meiner Redebegabtheit, erweitert den Ort meiner Intelligenz durch Worte, die mit Schwertern ausgestattet sind, um die Boshaftigkeit, die nicht entkommen kann, zu überraschen.«

Schweigsamen, geräumig ist der Platz des Ruhigen. / Rede nicht! [Denn] die Messer sind scharf / gegen den, der vom [rechten] Weg abkommt.« Es liegt eine Beschreibung des idealen Beamten, des treuen und tugendhaften Verwalters vor, d. h. eines Mitglieds der Personengruppe, die als Adressaten einer solchen Lehre anvisiert wurde.

Chabas' Probleme bei dieser zugegebenermaßen schwierigen Textpassage liegen auf vier Ebenen: Lektüre des hieratischen Originals, Identifikation der Wörter, Identifikation der Satzsyntax, allgemeine(s) Textverständnis bzw. Texterwartung. Für die Umsetzung des Hieratischen in Hieroglyphen konnte Chabas die Umsetzung von Théodule Déveria (1831–1871), der die Papyrussammlung des Louvre in Paris betreute, benutzen,[33] aber nicht alles war leicht zu lesen. Das Ende des von Chabas als »arcane« übersetzten Wortes *ḫnw* bekam fälschlicherweise einen Schrein als Determinativ/Klassifikator statt eines Stoffzeichens , was allerdings erst von F. Ll. Griffith 1890 erkannt wurde. Das Wort, das mit den phonetischen Zeichen *ḫn* geschrieben ist, wurde des Klassifikators wegen mit dem Koptischen ϩⲟⲩⲛ: »Inneres« verknüpft, was Chabas zu der Bedeutung »geheimer Ort, Versteck«, daher »arcanum« führte. Tatsächlich liegt das Wort »Zelt« (mit dem Stoffdeterminativ) vor.

Eine gravierende Schwierigkeit für die Identifikation der Wörter ist die Tatsache, dass die ägyptische Schrift, wie bei den semitischen Sprachen, nur Konsonanten wiedergibt, dass sich Wörter mit der gleichen Wurzel also sehr ähneln und sich nur durch eine häufig nicht geschriebene Wurzelerweiterung sowie durch das Deutzeichen am Wortende (Determinativ oder Klassifikator) unterscheiden. So ist das von Chabas mit »(ma) considération« übersetzte Wort *snḏ.w* je nach Klassifikator und nach Satzposition als »Ehrfurcht, Respekt« (*snḏ*, *snḏ.w*, *snḏ.t*; hier dann *snḏ.w=j*: die Ehrfurcht vor mir), »ehrfuchtvoll sein« (*snḏ*; hier dann *snḏ.w=j*: der, vor dem ich Ehrfurcht habe) und »der Ehrfurchtsvolle« (*snḏ*, *snḏ.w*) zu deuten. Für die Übersetzung der Wurzel *snḏ* lieferte erneut das Koptische die Lösung. Champollion kannte schon die Lesung der gerupften Ente  als ⲥⲛϯ, dachte dabei jedoch fälschlicherweise an das koptische Verb ⲥⲉⲛⲧⲉ, ⲥⲉⲛϯ, ⲥⲱⲛⲧ: »gründen«[34], das allerdings Mittelägyptisch *snṯj* entspricht. Die Bedeutung »considération«, d. h. »Hochachtung, Rücksicht«, geht zurück auf das seltene koptische Verb ⲥⲛⲁⲧ, das in der koptischen Übersetzung der Septuagintabibel dem griechischen εὐλαβέομαι entspricht. Dies wiederum bedeutet »sich in Acht nehmen, vorsich-

33 Chabas erwähnt die Transkription von Theodule Devéria, in Revue archéologique 15 (Fn. 7), S. 2, Fn. 4.

34 Jean-François Champollion le Jeune, *Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique,* Paris 1841, S. 160–161.

tig sein; ehren, Ehrfurcht haben vor, fürchten«, Peyron schreibt deshalb für ⲥⲛⲁⲧ: »revereri, timere«. Nachdem Chabas zuerst (1858) mit dem Substantiv »considération« und Lauth später (1869) mit dem Verb »ehren« übersetzte, verbesserte Chabas 1870 die Übersetzung in »peur, crainte, timidité, révérence«.[35]

Auch die Grammatik, genauer gesagt die Satzsyntax, bereitete Chabas Probleme. Er war von einem Verbalsatz ausgegangen, ohne zu berücksichtigen, dass das Ägyptische, wie die semitischen Sprachen, auch nicht-verbale Sätze kennt, d. h. Sätze, die in unseren Sprachen mit dem Verb »sein« gebildet werden. Außerdem ging Chabas für seinen Verbalsatz von der Wortfolge Subjekt–Verb–Objekt aus, weil ihm noch nicht bekannt war, dass diese Wortfolge in der Sprachstufe, in der die Lehre für Kagemni geschrieben ist, nur in ganz bestimmten Konstruktionen vorkommt. Erst Adolf Erman wird in den 80er Jahren des 19. Jh. die Sprachstufendifferenzierung des Ägyptischen herausarbeiten, u. a. mit dem Übergang von einer Verb–Subjekt–Objekt-Wortfolge (VSO: Mittelägyptisch) zu einer Subjekt–Verb–Objekt-Wortfolge (SVO: Neuägyptisch).

Schließlich scheint Chabas für diesen »Satz«, der den Verhaltensregeln mit Konditionalgefüge vorangeht, vorausgesetzt zu haben, dass er eine Art Einführung darstellt, die die stilistische Qualität des Textes thematisiert. Man fragt sich, ob er dabei ein Werk eines antiken Rhetorikers vor Augen hatte.

Wie dem auch sei, für die Ermittlung der Wortbedeutung war zuerst das Determinativ bzw. der Klassifikator entscheidend. Die Kombination von Determinativ/Klassifikator und Kontext lieferte ein Indiz, in welcher Richtung die Bedeutung zu erahnen war; anschließend erlaubte es die Transliteration (d. h. die Umsetzung des hieroglyphischen Wortbildes in Buchstaben), im Koptischen nach einem Wort, das die Bedeutung weiter eingrenzte, auf die Suche zu gehen. Wie entscheidend das Determinativ war, zeigt sich gerade bei Wörtern, für die keine koptische Entsprechung gefunden wurde: Chabas übersetzte die Wurzel *gr* mit »reden« und das Substantiv mit »Beredtheit« wegen des Mannes mit Hand am Mund, das auf eine Aktion mit dem Mund hinweist.[36] Als Komplement von »Beredtheit« erfand er dann »Intelligenz« für *hr*, das mit der Buchrolle determiniert ist. Die koptische Entsprechung ϭⲱ: »bleiben, aufhören, schweigen« (mit Bedeutungsveränderung!) für *gr* war noch nicht erkannt worden. Und die Erkenntnis dass de Rougé 1851 *hr* mit »se reposer«

35 Birch (1876) hat schon »terror« und »(to) terrify«, Brugsch (1868) übersetzt »fürchten, Furcht haben vor, Achtung haben vor, Ehrfurcht haben, voll Ehrfurcht erfüllt sein«.

36 Tatsächlich ist das Verb »schweigen« gemeint, wie Chabas selbst 1864 entdeckte: François Chabas, *Mélanges égyptologiques,* 2e Série, Chalon-sur-Saone 1864, S. 165–179.

übersetzt hatte und richtigerweise auf das koptische ϩⲣⲣⲉ, ϩⲉⲣⲓ: »(sich) beruhigen, ruhig sein« verwies, hatte es anscheinend noch nicht bis in den Zettelkästen von Chabas geschafft.

## 4.3. Franz Joseph Lauth, oder das Identifizieren von Satzstrukturen

In den folgenden Jahren begegnet man der Lehre für Kagemni hin und wieder in Aufsätzen. So erwähnt im Jahr 1868 Heinrich Brugsch eher nebenbei die »Abhandlung des ›ägyptischen Landvogtes Kakemni‹«, womit erstmals der Name des Adressaten der Lehre (und nicht des Autors) gelesen wurde.[37] Anschließend übersetzte er eine Passage aus dem narrativen Teil und konnte die Erstarbeit von Chabas von 1858 ein wenig verbessern.

Aber erst im Jahr 1869, 22 Jahre nach der Veröffentlichung des Papyrus Prisse, legte Franz Joseph Lauth (1822–1895), der im gleichen Jahr zum Konservator der ägyptischen Sammlung und ersten (Honorar-)Professor für Ägyptologie an der Münchner Universität ernannt wurde, als erster eine vollständige ägyptologische Übersetzung vor.[38] Ausgebildet als klassischer Philologe, verdiente Lauth seinen Lebensunterhalt in München zuerst als Hauslehrer, später als Gymnasiallehrer. Mit einem Aufsatz über das Runenalphabet (1857) erregte er die Aufmerksamkeit des Bayerischen Fürstenhofes, wodurch er Zugang zur königlichen Bibliothek und zu den königlichen Kunstsammlungen bekam. Dort entdeckte er sein Interesse für das alte Ägypten, dem er sich fortan im Selbststudium widmete.[39] Sein erster ägyptologischer Aufsatz, über den Tierkreis, stammt von 1863. In diesem Zusammenhang setzte er sich mit François Chabas in Verbindung, der ihn vor voreiligen Schlüssen warnte und – Zufall oder nicht – auf den Papyrus Prisse zu sprechen kam: »Je voudrais vous pénétrer d'une grande vérité qu'on se plaît généralement à dissimuler, c'est qu'après tout nous ne sommes tous que des écoliers en fait d'hiéroglyphes. Il n'est pas temps encore de systématiser, de proclamer des principes et des règles, d'abuser

37 Heinrich Brugsch, *Ueber Bildung und Entwicklung der Schrift,* Berlin 1868, S. 27. Lauth wird im darauffolgenden Jahr den Autor Kadjimna nennen, Virey schreibt Kaqimna: die korrekte Lesung des ersten Konsonanten als *g* in *gm* für den Ibis gelang erst gegen Ende des 19. Jh.

38 Franz Joseph Lauth, »Der Author Kadjimna vor 5400 Jahren – Papyrus Prisse«; I. Theil, in *Sitzungsberichte der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München,* Jahrgang 1869, Band II. [Heft 4; Dez.] München 1869, S. 530–579 und Tf.

39 Dieter Kessler, »Lauth, Franz Joseph«, in *Neue Deutsche Biographie* 13 (1982), S. 741 f., http://www.deutsche-biographie.de/pnd116771127.html (17.8.2013).

de la synthèse, nous devons nous borner à noter les faits isolés, à progresser peu à peu dans la science de l'égyptien, en restant libre de tout lien théorique. […] Si vous voulez être réellement utile à la science, n'admettez pas trop vite que l'égyptien soit du type sémitique, ne concluez pas que les créateurs de la langue copte ne connaissaient pas le génie de leur langue; mais appliquez-vous à élucider nettement les textes non encore traduits ou mal traduits (et c'est la presque totalité). Quand vous saurez lire avec certitude une page du Papyrus Prisse, par exemple, vous pourrez songer à méthodiser.«[40]

Abgesehen von der Tatsache, dass es die erste vollständige Bearbeitung des Papyrus ist, hat die Publikation erhebliche weitere Verdienste. Es ist die erste veröffentlichte hieroglyphische Umschrift des hieratischen Originals, und sie ist besser als die späteren von Dümichen (1884), Virey (1887) und Budge (1888). Erst Griffith (1890) wird die Qualität dieser Umsetzung übertreffen. Lauth hat gewiss auch zuerst geschaut, welche Wörter er schon identifizieren konnte, er ging aber fundamental anders vor, indem er gleichzeitig die Satzstrukturen zu ergründen versuchte. Durch seine Vertrautheit mit der biblischen und antiken Literatur wurde ihm klar, dass Versstrukturen vorliegen, dass viele Sätze parallel aufgebaut sind (Parallelismus membrorum) und dass einiges an nicht-verbalen Sätzen vorhanden ist. Im Konditionalgefüge suchte er im Anschluss an eine Protasis mit *jr* (siehe oben Chabas) die Apodosis und konnte so z. B. Imperative identifizieren. Die von Lauth ermittelten Vers- und Satzgrenzen sind mehrheitlich richtig. Dieses Satzstrukturverständnis erlaubte es ihm, Wörter, deren Übersetzung er nicht kannte, doch annähernd zu erraten.

Leider geriet Lauth hier auf gravierende Irrwege. Er kennzeichnete die erschlossenen Sätze nicht als solche, sondern gab sie für abgesichert aus. Die erratenen Wortbedeutungen versuchte er vor allem durch (aus heutiger Sicht unwahrscheinliche) koptische Entsprechungen zu untermauern, sowie durch Phänomene, die es im Hebräischen und im Lateinischen und Griechischen gibt, und die dann auch fürs Ägyptische postuliert wurden. Für Wörter, deren Bedeutung schon durch Chabas, Brugsch u. a. ermittelt waren, setzte er u. U. anderslautende eigene Bedeutungen an. Nur selten versuchte er, seine erschlossenen Wortbedeutungen durch weitere Textbelege zu bestätigen, dies vor allem dann, wenn sie von Chabas u. a. abwichen. Er muss ziemlich von seinem eigenen Können überzeugt gewesen sein, denn er schreibt, dass die Wörterbücher von Brugsch und Birch sowie die Grammatik von de Rougé »keine sonderlichen Dienste geleistet haben«, weil jene sich bei dem so alten und schwierigen Text »mit dem Expediens des Stillschweigens« beholfen hätten.[41]

40 Chabas und Virey, Notice biographique de François-Joseph Chabas (Fn. 17), S. 49.

41 Lauth, Der Author Kadjimna (Fn. 38), S. 533. Gemeint sind: Heinrich Brugsch,

Das Geflecht aus genialen Erkenntnissen und methodischem Unfug ist dermaßen unentwirrbar, dass Lauths Arbeiten nach seinem Ausscheiden aus seinen Ämtern im Jahr 1882 sehr schnell in Vergessenheit geraten sind. Er wurde an der Münchner Universität auch nicht ersetzt, erst 1906 wurde dort Karl Dyroff zum außerordentlichen Professor für Ägyptologie ernannt. Heinrich Brugsch beschrieb Lauths Forschungen wie folgt: »Wir beklagen es aufrichtig, dass einer der kenntnissreichsten und philologisch durchgebildetsten älteren Aegyptologen unter uns Deutschen, Prof. F. J. Lauth aus München, es nicht verstanden hat, seine ungebändigte Phantasie zu zügeln, sondern in wissenschaftlichen Werken und populären Schriften die Goldkörner seines Wissens in die Spreu unglaublichster Einbildungen zu werfen. Es fällt schwer für den Nichtkenner der ägyptologischen Studien und ihrer Fortschritte, das Echte von dem Falschen zu unterscheiden, so dass die nutzbringende Verwerthung seiner zahlreichen Arbeiten mit den grössten Gefahren für die wissenschaftliche Wahrheit verbunden ist. […] Hätte Lauth es verstanden, mit weiser Mässigung und mit Aufgabe seiner excentrischen Ansichten seinen Stoff zu behandeln, so würde er mit Recht den Ruf eines der verdienstvollsten Gelehrten erlangt und behauptet haben.«[42]

Weil das in seinem Naturell lag, reagierte François Chabas sofort in einem offenen Brief auf den Aufsatz von Lauth.[43] Er besprach den Wortschatz der Anfangspassage der Lehre für Kagemni sehr detailliert und forderte Lauth auf, seine abweichenden Bedeutungsansätze zu begründen, damit »Mr. Lauth, travailleur zélé et savant conscienscieux, ne doit pas voir son travail partager le sort de celui de Mr. Heath«. Chabas nahm für diese Passage zwar die satzsyntaktische Strukturierung von Lauth war, aber er äußerte sich weder positiv noch negativ dazu, sondern er verlangte zuerst eine Begründung für die

*Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch enthaltend in wissenschaftlicher Anordnung die gebräuchlichsten Wörter und Gruppen der heiligen und der Volks-Sprache und Schrift der alten Ägypter* […], Bd. I–IV, Leipzig 1867–1868 (auch mit dem französischen Titel: Henri Brugsch, *Dictionnaire hiéroglyphique et démotique* […]); Samuel Birch, »Dictionary of Hieroglyphics«, in Christian Karl Josias Bunsen (Hg.), *Egypt's Place in Universal History,* Vol. V, London 1867, S. 335–586; Emmanuel de Rougé, *Chrestomathie égyptienne. Abrégé grammatical,* Fasc. 1–2, Paris 1867–1868.

42 Heinrich Karl Brugsch, *Die Aegyptologie. Abriss der Entzifferung und Forschungen auf dem Gebiete der aegyptischen Schrift, Sprache und Alterthumskunde,* Leipzig 1897, S. 142.

43 Chabas, Le Papyrus Prisse (Fn. 9), S. 81–85 und S. 97–101. Der Deutsch-Französische Krieg brach erst einige Monate später aus und der damit einhergehende Antagonismus spielte keine Rolle bei der Ablehnung durch Chabas von Lauths Bearbeitung.

von Lauth vorgeschlagenen Bedeutungen: »Laissant de côté ses arrangements syntactiques, on lui demandera nécessairement, en ce qui concerne les courtes phrases que je viens d'analyser, de nouvelles preuves pour les valeurs suivantes: […]. Si Mr. Lauth ne réussit pas à montrer que les sens par lui adoptés sont justes et les miens inexacts, il conviendra avec moi que la solidité de ses interprétations est bien problématique, car les facilités qu'il s'est accordées dans ces passages, il les a prises aussi dans tout le reste de sa traduction.«

Vergleichen wir den Anfang der Lehre in der Übersetzung von Lauth (1869) mit der älteren (1858) und neueren (1870) von Chabas, erkennt man den Fortschritt, den Lauth auf syntaktischem Gebiet gemacht hat, während er auf lexikographischem Gebiet zurückbleibt:

- *wḏ3 snḏ.w*; *ḥzi mtj* / *wn ḫn*(*w*) *n*(*.j*) *gr.w*; *wsḫ s.t n.t hr*(*.w*)
- 1858: »[…] augmente/développe ma considération. Un chant gracieux ouvre l'arcane de mon élocution, dilate le lieu de mon intelligence […]«;
- 1869: »Heil ist, der mich ehrt, gepriesen, der willfährt. / Offen ist der Schrein meiner Diction, / aufgethan der Sitz meiner Fiction.«;
- 1870: »[…] guéri de ma crainte. Un chant juste ouvre l'asile de mon silence, dilate le lieu de mon calme […]«;
- 2013: »Wohlbehalten ist der Ehrfürchtige, gepriesen ist der Zuverlässige/Gemäßigte. / Offen ist das Zelt des Schweigsamen, geräumig ist der Platz des Ruhigen.«

Bei der Übersetzung von *ḫnw* ist Lauths »Schrein« eindeutig dem »arcane, asile« von Chabas vorzuziehen. Aber für *snḏ* (»considération« > »crainte« vs. »ehren«), *mtj* (»gracieux« > »juste« vs. »willfahren«), *gr* (»élocution« > »silence« vs. »Diction«) und *hr* (»intelligence« > »calme« vs. »Gedanke, Vorstellung, Einbildungskraft, Phantasie, Fiction«) hätte er besser die neuen Bedeutungen, die schon im Wörterbuch von Brugsch oder anderswo aufgeführt sind, übernommen. Denn er versteht »Schrein der Diction« und »Sitz der Fiktion« als poetische Umschreibungen für den Mund, wobei er mit modernen Rätselspielen vergleicht (»*une dame rouge dans un palais* d. h. die Zunge innerhalb des Gaumens«); in Wirklichkeit geht es um das Thema der Gastfreundschaft seitens oder zugunsten des idealen Beamten. Auch wenn Lauth in diesem Abschnitt aus der Perspektive von Chabas nicht gut wegkommt, soll jedoch nicht verschwiegen bleiben, dass er in anderen Passagen deutlich mehr verstanden hat, als es 1858 Chabas gelang.

## 4.4. Heinrich Brugsch, oder das erste »echte« Wörterbuch

Die Verfügbarkeit des Wörterbuches von Heinrich Brugsch bedeutete natürlich nicht, dass es fehlerfrei oder die dortige Information leicht zu benutzen war. Heinrich Brugsch (1827–1894) war ein genialer Wissenschaftler, der schon 1847 als Gymnasialschüler im letzten Schuljahr einen wegweisenden Aufsatz zur Entzifferung der demotischen Schriftstufe des Ägyptischen vorlegte.[44] Er bezeichnete sich im Bereich der Ägyptologie als einen Autodidakten und wurde von Alexander von Humboldt und Emmanuel de Rougé gefördert, er studierte in Berlin beim ihm nicht freundlich gesonnenen Karl Richard Lepsius. Brugsch hatte eine bewegte Berufslaufbahn mit Anstellungen am Ägyptischen Museum in Berlin und im ägyptischen Staatsdienst; er hatte die erste Ägyptologie-Professur in Göttingen inne und arbeitete u. a. im deutschen diplomatischen Dienst. Er las hieroglyphische und demotische Texte wie kein anderer seiner Zeit. Seine Wörterbücher, geographische Studien und Textsammlungen, seine Gründung der ersten ägyptologischen Fachzeitschrift prägten die Ägyptologie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Aber er war ein sehr schneller, wenn nicht vorschneller Forscher. Auguste Mariette charakterisierte in einem Gespräch mit Gaston Maspero den Unterschied in der Arbeitsweise von Brugsch und de Rougé wie folgt: »Quand […] j'amène Brugsch et Rougé devant un texte nouveau, Brugsch le lit immédiatement et en improvise au courant de la lecture une traduction qui en rend le sens général avec fidélité, puis il passe à un autre sujet: il en a exprimé du premier coup tout ce qu'il en tirera jamais. Rougé copie le texte, il penche la tête à gauche, il la tourne à droite, et, quand il a bien considéré la pierre à loisir, il s'en va en disant qu'elle est fort intéressante, mais il me revient deux ou trois jours après, avec un mémoire complet sur la matière: il a tout analysé, tout pesé, tout vérifié, et, quand il se décide à publier, on ne trouve plus rien à glaner après lui.«[45]

Ein schönes Beispiel für Brugsch's vorschnelles Arbeiten ist das gerade genannte *gr*: »schweigen«, über das Chabas und Lauth unterschiedlicher Meinung waren. Brugsch übernahm in seinem Wörterbuch (Bd. IV, 1517) die Deutung als »schweigen« mit dem Hinweis »zuerst von Hrn. Chabas (s. Mél. 2, 165 fl.) sehr scharfsinnig nachgewiesen in der Bedeutung ›schweigen, still sein‹«. Aber unmittelbar vorher setzte er ein anderes Lemma *gr* an mit der Bedeutung »habend, mit«, ohne zu berücksichtigen, dass Chabas zwei der drei

44 Das Manuskript ist von Anfang 1847, die Drucklegung von 1848: *Scriptura Aegyptiorum demotica ex papyris et inscriptionibus explanata scripsit Henricus Brugsch discipulus primae classis Gymnasii realis quod Beroline floret,* Berlin 1848.

45 Maspero, Notice biographique du Vicomte Emmanuel de Rougé (Fn. 14), S. cliv.

dort aufgeführten Beispiele im gleichen Aufsatz ebenfalls als zu »schweigen« gehörig einstufte. Das dritte Beispiel ist ebenso zu verstehen; ein Wort »habend, mit« existiert zwar, aber es lautet *ḫr*, was der Graphie von *gr* manchmal ziemlich ähnlich sieht. Brugsch's Lemma *gr*: »habend, mit« ist ein »ghostword«.[46] Es kommt noch hinzu, dass die Beispielzitate, die Brugsch für »schweigen« gibt, zwar tatsächlich »schweigen« bedeuten, aber heute anders übersetzt werden: Brugsch's Lemmabedeutung ist richtig, aber die Satzsyntax seiner Beispiele und damit seiner Übersetzungen sind es nicht. Unter diesen Umständen ist es irgendwie verständlich, dass Lauth nicht ohne weiteres Brugsch folgen wollte, aber er hätte sich mit dem ausführlichen Aufsatz von Chabas auseinandersetzen müssen, der von Brugsch zitiert wird.

Ein anders geartetes Beispiel ist das eher seltene Wort *ḫw(w)*: »böse Handlungen, Sünde«, das in den Tischvorschriften von Kagemni in dem Satz »Eine Sünde ist die Völlerei (?)« vorkommt. Brugsch hat das Lemma in seinem Wörterbuch (III, 1061–1062) mit der Bedeutung: »das physische und moralisch unreine, unsaubre, also Unreinheit, Sünde« verzeichnet; er verwies auf kopt. ϩⲟⲟⲩ, ϩⲱⲟⲩ, ϩⲁⲩ »malus esse, malus, malum«, wobei er jedoch einen falschen etymologischen Zusammenhang etablierte, denn ϩⲟⲟⲩ geht auf *ḫwꜣ*: »faulig sein« zurück. In seinem Supplement (VI, 902) nahm Brugsch genau die Kagemni-Stelle *ḫw(w)* außerdem durch eine Fehllesung als *ḫʿw* mit der Bedeutung »gering« auf, und auch diesmal fand er einen falschen koptischen Nachfahren, nämlich ⲉⲣ-ϧⲁϵ, »inferiorem, minorem esse« das jedoch auf *ḫꜣʿ*: »verlassen« zurückgeht. Brugsch lieferte also ein richtiges Wort mit einer richtigen Bedeutung, aber einer falschen Etymologie sowie ein Geisterwort/ghostword mit falscher Etymologie.

Die vielen falschen koptischen Ableitungen sind selbstverständlich ein Ärgernis, aber sie allein implizieren nicht unbedingt, dass die mutmaßliche Bedeutung (völlig) falsch ist. Denn eine Vorahnung der Bedeutung lieferten das Deutzeichen am Wortende (der Klassifikator bzw. das Determinativ) und der Satzkontext. Zu den Ursachen für die vielen falschen koptischen Ableitungen zählen eine ungenügende Differenzierung der einzelnen koptischen Dialekte, ein mangelndes Wissen um die historische Lautentwicklung vom Mittelägyptischen zum Koptischen (immerhin ein Zeitrahmen von ca. 2.500 Jahren) und schlichtweg die Tatsache, dass noch viele altägyptische Wurzeln und Lemmata unidentifiziert waren, von denen einige ebenfalls für ein Fortleben bis ins Koptische in Betracht kamen.

46 Zur Verteidigung von Brugsch kann angeführt werden, dass auch bei Birch *gr* mit den drei Bedeutungen »silence, have, bear« wiedergegeben wird.

## 4.5. Johannes Dümichen und Philippe Virey, oder kleine Siege in Semantik und Grammatik

Es dauerte weitere 15 Jahre, bis Johannes Dümichen (1833–1894) eine neue Übersetzung der Lehre für Kagemni ablieferte.[47] Sie erschien 1884 in einer Anthologie von grundlegenden Texten zu den Weltreligionen und deshalb ohne Kommentar. Andererseits erreichte sie damit ein großes Publikum. Dümichen absolvierte zuerst ein Theologiestudium und anschließend ein Ägyptologiestudium in Berlin bei Lepsius und Brugsch – die Zeit der ägyptologischen Autodidakten war vorbei. Er bereiste mehrfach Ägypten und sammelte viel Material zur Geographie und Metrologie sowie zur Baugeschichte der Tempel der griechisch-römischen Zeit. Im Jahr 1872 wurde er der erste Professor für Ägyptologie an der Universität Strasbourg, damals Straßburg, wo er im Jahr 1874 eine Vorlesung über die Lehre für Kagemni abhielt. Adolf Erman schrieb später abwertend über seinen Konkurrenten für den Lehrstuhl in Berlin, dass seine Straßburger Kollegen Johannes Dümichen den »Dümmlichen« nannten,[48] was angesichts seiner verdienstvollen Veröffentlichungen nicht besonders fair ist. Aber Erman störte sich an dem Schreibstil, denn Dümichen konnte sich nicht kurzfassen.

Seit 1881 arbeitete auch Philippe Virey (1853–1920) am Papyrus Prisse (Kagemni und vor allem Ptahhotep), eine Arbeit die er 1883 als Diplomarbeit an der École Pratique des Hautes Études in Paris einreichte und die 1887 veröffentlicht wurde.[49] Virey bezeichnete sich als letzten Schüler von Chabas, den er als Jugendlicher in Burgund kennengelernt hatte, obwohl er bei Maspero und Grébaut in Paris Ägyptologie studierte.

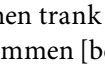
Sowohl Dümichen als auch Virey benutzten die Arbeiten ihrer Vorgänger. Während Dümichen sich eher nach Chabas richtete und sich für die dort fehlende Teilen von Lauth inspirieren ließ, ist die Übersetzung von Virey deut-

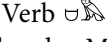
47 Johannes Dümichen, »Les sentences de Kakemni«, in Louis Leblois (Hg.), *Les Bibles et les initiateurs religieux de l'humanité,* Paris 1884, Livre II, Vol. 2, 1re partie, S. 80–83 und Tf. V–VI (zwischen S. 80–81). Es gibt eine ältere Version bei Leblois, Le plus ancien livre du monde (Fn. 7), in der Leblois einige Auszüge übersetzt auf der Grundlage einer mündlichen Vorlesung von Dümichen. Für eine Kurzbiographie von Dümichen siehe Wilhelm Spiegelberg, »Dümichen, Johannes«, in Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hg.), *Allgemeine Deutsche Biographie,* Band 48 (1904), S. 162–163, http://www.deutsche-biographie.de/pnd116235624.html?anchor=adb (10.8.2013).

48 Adolf Erman, *Mein Werden und mein Wirken. Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten,* Leipzig 1929, S. 169.

49 Philippe Virey, *Études sur le Papyrus Prisse: Le livre de Kaqimna et les leçons de Ptah-hotep* (Bibliothèque de l'École des Hautes Études. Sciences philologiques et historiques, 70), Paris 1887.

lich selbständiger und zeichnet sich durch eine größere (allzu interpretatorische) Annäherung an die französische Zielsprache aus. In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts war die Bedeutung der meisten gängigen Wurzeln bekannt. Das Problem waren einerseits die vielen seltenen Lemmata, andererseits die Grammatik und insbesondere die Satzsyntax, die für die Identifizierung der Wurzel als Substantiv bzw. als eine der vielen ähnlich aussehenden Verbalformen entscheidend war.

Kleine Fortschritte konnten in beiden Bereichen erzielt werden. Johannes Dümichen hatte schon 1865 in einer Studie zu den Bauinschriften des Hathortempels von Dendera festgestellt,[50] dass die Wurzel *tḫi*, die in Beinamen der Göttin Hathor und Feierlichkeiten zu ihren Ehren eine wichtige Rolle spielte, die Bedeutung »sich betrinken, trunken sein« hat und er konnte auf koptisch ϯϩⲉ, ⲟⲩϧⲓ: »ebrietas, ebrius«, d. h. »sich betrinken, betrunken sein; Trunkenheit« verweisen. Das erlaubte es ihm, nicht nur im Kagemni den Vers *jr zwr=k ḥnʿ tḫ.w* als »Wenn du trinkst mit einem, der sich voll getrunken«, d. h. mit einem »Säufer« zu deuten. Er konnte außerdem für den parallelen Satz *jr ḥmsi=k ḥnʿ ȝfʿ*: »Wenn du [bei Tisch] sitzt mit einem *Afa*«, der das sehr seltene Wort *ȝfʿ* enthält, eine Hypothese formulieren: So wie  *tḫ.w* der »Säufer« war, mit dem man zusammen trank (*zwr*), so könnte *ȝfʿ* der »Fresser« sein, mit dem man zusammen [bei Tisch] saß (*ḥmsi*). Die gleiche Wurzel kommt ein zweites Mal im Kagemni vor, diesmal nicht als Personenbezeichnung, sondern als eine negative Charaktereigenschaft.[51]

In den beiden aufgeführten Konditionalsätzen stehen die Verben *zwr* und *ḥmsi*. Das zweite Verb  hatte schon Champollion dank des hockenden oder zu Boden sinkenden Mannes als Klassifikator am Wortende und dank des koptischen Nachfahren ϩⲙⲟⲟⲥ, ϩⲉⲙⲥⲓ: »sitzen, sich setzen« als »être assis, s'asseoir« identifiziert. Das erste Verb *zwr* war ihm auch schon begegnet, aber die drei Wasserwellen, die als Klassifikator vorhanden waren, hatten ihn zu einer Fehldeutung verleitet. Champollion hatte hier »répandre, distribuer l'eau« angenommen und eine Bestätigung im koptischen ⲥⲱⲣ »verbreiten, ausstreuen« gefunden, das jedoch auf das Verb *sr*, demot. *sr*/*sʿr* zurückgeht. Dagegen schlug Samuel Birch die Bedeutung »trinken« vor, weil in Totenbuchvignetten eine

50 Johannes Duemichen, *Bauurkunde der Tempelanlage von Dendera,* Leipzig 1865, S. 28–29.

51 Dank der Hypothese von Dümichen konnte Lauth 1869 für den Satz *ḫw pw ȝfʿ* die Bedeutung »Ein Erzübel ist die Völlerei« vorschlagen (Fresser ~ Völlerei). Zur Untermauerung dieser Bedeutung schob Lauth eine gewagte Etymologie hinterher: *ȝfʿ* komme »allenfalls« (von) »*ôfe* abstergere (= deglutire?)«. Jedoch entspricht das koptische ⲱⲫⲉ: »auspressen; aufwischen«, für das Lauth also die abgeleitete Bedeutung »hinunterschlucken« mutmaßte, dem ägyptischen *ʿfi*/*jʿf*: »auspressen«.

trinkende Person im Zusammenhang mit einem »Spruch zum Trinken von Wasser in der Nekropole« (*r3 n zwr mw m ḫr.t-nṯr*) vorkommt. De Rougé konnte dann den koptischen Nachkommen ϣⲱ identifizieren und die lautliche Veränderung mit dem gängigen Schwund des *-r* am Wortende begründen. Das Beispiel von *zwr* zeigt ein wichtiges weiteres Hilfsmittel der frühen Ägyptologie, um Wortbedeutungen zu ermitteln. Man nahm an, dass die Beischrift bei einem abgebildeten Gegenstand oder einer dargestellten Handlung sich direkt darauf bezog. Das Wort *m3j* als einziges Wort bei der Darstellung eines Löwen bedeutet tatsächlich »Löwe« (koptisch ⲙⲟⲩⲓ), so wie *zwr* bei einem Mann, der eine Schale an den Mund führt, tatsächlich »trinken« bedeutet.

Aus Dümichens Übersetzung des zuerst von de Rougé gelesenen Satzes zur Thronbesteigung von Pharao Snofru geht hervor, dass ihm bewusst war, dass das Kausativverb *sʿḥʿ*: »stehen tun; machen, dass X steht > aufrichten, aufstellen« keine intransitive oder reflexive (»sich aufstellen«) Bedeutung hat, sondern dass eine Passivkonstruktion vorliegen muss. Statt de Rougés »ecce surrexit majestas … Senofre sicut rex beneficus« hat Dümichen: »voici on éleva la majesté du roi Snefrou pour être un roi bienfaisant«. Eine solche passivische Übersetzung hat natürlich wichtige Implikationen für das Thronbesteigungsverfahren der frühen Pharaonen, weshalb man bis in Übersetzungen der 1990er Jahre intransitiv-aktive oder reflexive Wiedergaben findet.[52] Dieses Beispiel zeigt schön, wo die Grenzen unseres Wissens bzw. unserer Rekonstruktion des ägyptischen Wortschatzes liegen: Wir ermitteln eine Wortbedeutung aus dem Zusammenhang, der wiederum auf unserem Bild, d. h. unserer Rekonstruktion der ägyptischen Gesellschaft fußt. Und es ist schwer, sich vorzustellen, dass der pyramidenbauende König Snofru bloß eine passive Rolle im folgenden narrativen Abschnitt spielte: »Da landete die Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten Huni an [im Jenseits]. Und da wurde die Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten Snofru zum wohltätigen König in diesem ganzen Land aufgestellt. Und da wurde Kagemni zum (Haupt-)Stadtvorsteher und Wesir eingesetzt.« Der Lexikograf steht hier vor folgendem Problem: Entweder befolgt er die Regeln der Grammatik, die besagen, dass ein kausatives Verb transitiv ist, oder er folgt seinem Bauchgefühl, seiner Interpretation des Kontextes, dass hier doch eine aktive, intransitive Bedeutung »aufstehen, sich hinstellen«

52 Aktive/reflexive/intransitive Übersetzungen, d. h. solche mit König Snofru als Agens, bei Virey (1887), Revillout (1896), Erman (1923: »die Majestät des Königs Snefru wurde zum trefflichen Könige«), von Bissing (1955), Brunner (1988: »und die Majestät des Königs … stand auf als wohltätiger König«), Roccati (1994), Parkinson (1997: »the Majesty of the dual King Sneferu ascended as the worthy king«). Eindeutig passivische Übersetzungen bei Griffith (1890), Gunn (1910), Scharff (1941), Gardiner (1946), Bresciani (1969), Simpson (1972), Lichtheim (1973), Vernus (2001) u. a.

vorliegen müsste. Er könnte in letzterem Fall mutmaßen, dass eine Bedeutungsverschiebung von »jemanden hinstellen« zu »sich hinstellen, aufstehen« aufgetreten ist, wie es tatsächlich viel später auch für einige Kausativverben der Fall ist. Aber man wünscht sich unbedingt eine Bestätigung aus zum Kagemni zeitgenössischen Texten.

Philippe Virey ging den eingeschlagenen Weg weiter, aber er lieferte im methodischen Bereich der Bedeutungsfindung keine neuen Erkenntnisse. Interessant ist, dass er für das Satzverständnis explizit auf den Aufbau des Papyrus Prisse in Versen verweist: »[…] le Papyrus Prisse a été écrit en versets; le plus ancien livre du monde est un ouvrage, sinon poétique, au moins rythmé.«[53] Aus diesem Wissen zog er allerdings nicht die Konsequenz, für die Übersetzung ebenfalls eine Versstruktur oder zumindest eine Zeileneinteilung nach Sinneinheiten vorzunehmen. Chabas hatte das 1858 für eine einzige Passage getan, Revillout führte es 1896 als erster für den ganzen Text durch, danach sollte erst wieder Miriam Lichtheim 1973 eine Übersetzung in Verszeilen vorlegen.

## 4.6. Francis Llewellyn Griffith – auf dem Weg in die moderne Ägyptologie

Große Fortschritte im Verständnis der Lehre für Kagemni erzielte Francis Llewellyn Griffith (1862–1934) mit einer Studie von 1890,[54] die er mit einer Übersetzung für das allgemeine Publikum 1897 noch erheblich verbesserte.[55] Griffith war gesegnet mit einem erstaunlichen Gedächtnis und einem kritischen Geist. Er studierte ab 1879 in Oxford, wo er sich selbst Ägyptisch beibrachte, denn das wurde dort nicht gelehrt; er selber sollte 1901 der erste Professor für Ägyptologie in Oxford werden. Ab 1884 arbeitete er mit Flinders Petrie auf dessen Grabungen zusammen und wurde zum größten britischen Ägyptologen seiner Zeit, der sowohl Hieratisch des Mittleren Reiches, als auch Demotisch, Koptisch und Nubisch beherrschte und die meroitische Schrift entzifferte.

Griffith lieferte 1890 eine hieroglyphische Transkription des Textes ab, die der Hieratisch-Spezialist A. H. Gardiner 1946 für fast perfekt erklärte. Man erkennt an Griffiths Übersetzung, dass das grammatische Wissen deut-

53 Virey, Études sur le Papyrus Prisse (Fn. 49), S. 10.

54 Francis Llewellyn Griffith, »Notes on Egyptian Texts of the Middle Kingdom, III«, in *Proceedings of the Society of Biblical Archaeology* 13 (1890), S. 65–76, hier S. 66–72.

55 Ders. in Charles Dudley Warner (Hg.), *Library of the World's Best Literature. Ancient and Modern,* Bd. IX, New York 1897, S. 5327–5329.

lich zugenommen hat. Die Untersuchung von Erman zur Sprache des Papyrus Westcar (1889) wird im Beitrag von 1890 erwähnt, und die deutlich verbesserte Übersetzung von 1897 erscheint nicht möglich, ohne Kenntnis von Ermans Ägyptische Grammatik (1894). Zum Beispiel übersetzte Griffith, anders als seine Vorgänger, die *wn.jn=f ḥr sḏm*-Konstruktion nicht länger mit einem Futur und er wusste, dass nach *jr* als Hervorhebungspartikel nicht immer ein Konditionalsatz folgte. Für mehrere seltene Wörter konnte er endlich eine überzeugende Übersetzung vorschlagen: *ꜣḫf*: »Appetit« (bis dahin analysiert als *fḫ*: »Gürtel« oder als die Präposition *ḫft*: »gegenüber«), *szf*: »freundlich stimmen« (bis dahin: »ekelerregend sein« nach Lauth), *skn*: »Vielfraß« (bis dahin: »Fleischer« [Lauth]; »widerlicher Mann« [Virey]), *khs*: »grob, schroff sein« (bis dahin: »Schmach, Schande« [Lauth]; »Kummer, Herzensleid« [Virey]).

Die Bearbeitung von Eugène Revillout (1843–1913) von 1896[56] ist ein Beispiel dafür, dass eine neue Bearbeitung nicht immer einen Fortschritt bedeutet. Revillout fing sein Studium bei Emmanuel de Rougé an und er spezialisierte sich auf die späten Sprachstufen Koptisch und vor allem Demotisch sowie auf die ägyptische Rechtsgeschichte. Er veröffentlichte eine hohe Zahl von Büchern und Artikeln und hat auf diese Weise viele Texte bekannt gemacht, aber sowohl die wissenschaftliche Qualität seiner Beiträge als auch sein polemischer Stil lassen viel zu wünschen übrig. Für unser Thema reicht es, darauf hinzuweisen, dass Revillout auf die schon 1864 von Chabas korrigierte obsolete Übersetzung »reden« des gängigen Verbs *gr*: »schweigen« beharrte. Außerdem verstand Revillout das, was uns von der Lehre für Kagemni erhalten ist, nicht als die zweite Hälfte und den Schluss des Textes, sondern als den Anfang, die Einführung eines Literaturwerkes. Den allerletzten Satz des Textes, das typische Kolophon *jwi=f pw*: »Es bedeutet, dass es angekommen ist [d. h. dieser Satz bedeutet, dass es / der Text zu Ende ist]«, verknüpfte er mit dem vorangehenden und interpretierte sehr fantasievoll »je lui portai cette offrande«.

## 5. Die Lehre für Kagemni im Projekt *Wörterbuch der ägyptischen Sprache*

Betrachtet man das lexikographische Wissen über die ägyptische Sprache am Ende des 19. Jahrhunderts aus der Perspektive des Wortschatzes von Kagemni, stellt sich die Situation als ziemlich chaotisch dar. Die gängigen Wörter waren

56 Eugène Revillout, »Les deux préfaces du Papyrus Prisse«, in *Revue égyptologique* 7 (1896), S. 188–198.

identifiziert und ihre allgemeine Bedeutung bestimmt, aber diese wurde nicht notwendigerweise von allen akzeptiert oder schon in einem Wörterbuch verzeichnet. Für viele Lemmata kursierten mehrere, in geringerem oder stärkerem Maße voneinander divergierende Bedeutungen. Zahlreiche falsche koptische Entsprechungen erschwerten die Absicherung der Bedeutungen. Auf moderner Fehllesung oder antiken Schreibfehlern beruhende Ghostwords geisterten durch die Wörterbücher und die Literatur. Es gab noch immer ungeklärte Wörter. Schließlich führte das noch ungenügende grammatische Bewusstsein der frühen Ägyptologen zu idiosynkratischen Interpretationen, die frei im Raum stehen, neben – wie wir im Nachhinein wissen – richtigen Interpretationen.

Ob dieses negative Bild im gleichen Maß für andersartige Texte zutrifft, z. B. für narrative und hymnische Texte, wäre zu prüfen. Adolf Erman jedenfalls hat diese Meinung vertreten. Kurz nach seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität waren die folgenden Zeilen in der Berliner Vossischen Zeitung zu lesen: »[…] so hat Adolf Erman das eminente Verdienst, durch seine kritischen Arbeiten auf philologischem Gebiete zuerst eine ägyptische Sprachwissenschaft in des Wortes bester Bedeutung begründet und dadurch dem Dilettantismus, welcher sich gerade auf dem philologischen Gebiete immer breiter zu machen suchte, energischen Widerstand entgegengesetzt zu haben.«[57] Und in seiner Antrittsrede als Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften bereitete er den Weg für den Antrag seines großen Wörterbuchprojektes vor. Letzteres sei ein dringliches Desiderat, denn »die Zahl der bekannten Worte schrumpft zusammen, das Heer der unbekannten wächst, denn wir ermitteln die Bedeutungen nicht mehr durch kühne Etymologien und noch kühneres Erraten.«[58]

Tatsächlich leitete Erman mit dem gemeinsamen Akademieprojekt zum Wörterbuch der ägyptischen Sprache die moderne ägyptologische Lexikographie ein. Dass dies ein langwieriger Prozess war, lässt sich an den Materialien zur Lehre für Kagemni ablesen. In dem Projekt, an dem viele namhafte Wissenschaftler mitarbeiteten, hat Hans O. Lange (1863–1943) die Kagemni-Zettel geschrieben. Schon seit 1886 interessierte er sich für den Papyrus Prisse, zu dem er eine Dissertation vorlegen wollte.[59] Lange ließ mehrere Passagen unübersetzt, andere wurden im Laufe des Projekts auf den Zetteln durchgestrichen

57 Berliner Vossische Zeitung 1885, 24. Januar, Beilage I. Mit Dank an Thomas Gertzen, der mir dieses Zitat zugänglich machte. Er zitiert es verkürzt in seinem Buch École de Berlin und »Goldenes Zeitalter« (Fn. 1), S. 131.

58 *Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin,* Jahrgang 1895, Zweiter Halbband, S. 742–744, hier S. 743.

59 Hagen, An Ancient Egyptian Literary Text in Context (Fn. 5), S. 18–20.

oder mit dem Hinweis »die Übersetzung sehr zweifelhaft!« versehen. Noch in Ermans eigener Übersetzung in seiner Altägyptischen Literatur von 1923 blieben Kagemni-Passagen unübersetzt, für deren Wörter dann schließlich im gedruckten Wörterbuch (1926–1931) doch eine Bedeutung vorgeschlagen wurde.

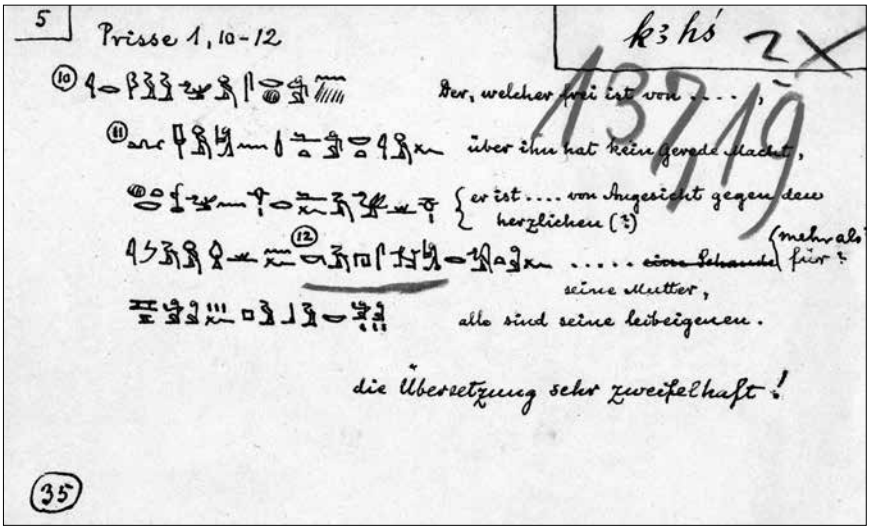



Abb. 3: Wörterbuchzettel DZA 30.611.690, geschrieben durch Hans O. Lange. Es ist der 35. Abzug (?) des 5. Textzettels zum Papyrus Prisse, auf dem das Wort *khs*: »grob sein« lemmatisiert wurde. Dies ist eine Belegstelle zu der Bedeutung von *khs* in Bd. V, S. 137, Bedeutungszeile 19.

Ermans Methode war, möglichst »alle« Belegstellen für ein Wort zusammenzutragen und in ihrem Satz- und Textzusammenhang zu analysieren. Dank einer sorgfältigen Sortierung nach Verwendungskontexten konnten viele parallele Textstellen mit ungewöhnlichen oder verstümmelten Graphien dem richtigen Lemma zugewiesen werden, wodurch Ghostwords aussortiert werden konnten. Das Befolgen einer strikten philologischen Methode bei Einhaltung der mittlerweise erschlossenen Grammatikregeln führte vielfach zu einem überzeugenden Erfolg bei der Bedeutungsfindung. Für einige wenige Lemmata lieferte die Lehre für Kagemni einen entscheidenden Hinweis zur Wortbedeutung, aber in vielen Fällen konnte eine Kagemni-Stelle erst dank einer anderswo ermittelten Bedeutung geklärt werden.

Für den Wortschatz von Kagemni scheint mir die Situation folgende zu sein: Für die gängigen Wörter mit schon allgemein akzeptierter Bedeutung lieferte das Wörterbuch der ägyptischen Sprache einerseits die endgültige Bestätigung durch die umfassende Quellensammlung, andererseits eine viel

ausführlichere Beschreibung des Bedeutungs- und Verwendungsspektrums als vorher. Für Wörter, deren Bedeutung noch etwas schwammig war, grenzte das Wörterbuch die Bedeutung genauer ein. Und für Wörter, deren Bedeutung ziemlich in der Schwebe oder ganz und gar unbekannt war, konnte das Wörterbuch durch die viel bessere Quellenlage einen Bedeutungsansatz formulieren, der häufig bis heute gültig ist.

Zu den Wörtern, die im Zuge der Wörterbuchforschung eine neue, bis dahin in den Kagemni-Übersetzungen nicht verzeichnete Bedeutung bekommen haben, gehören *jtn*: »sich jemandem widersetzen«, *ꜥrḳ*: »verstehen«, *ḥntj*: »gierig sein u. ä.«, *ḫnw*: »Zelt«, *ḫsf*: »strafen«, *srḫ*: »Vorwurf« und *ḏbꜥ*: »Anstoß nehmen an, mit dem Finger zeigen auf«.

Dass die ultimative Bedeutungsfindung im Wörterbuchprojekt trotz der jahrenlangen Sortierarbeit, der Vormanuskripte, des Glossars und des Handwörterbuchs nicht einfach war und im Grunde nicht abgeschlossen ist, zeigt folgende Anekdote über die über sieben Jahre hindurch zweimal in der Woche stattfindenden Redaktionssitzungen: »Bei diesen Besprechungen, die ganz regelmäßig jeden Dienstag und Freitag bei Erman stattfanden von 9–1 Uhr, ging es zuweilen lebhaft zu. Man saß zu Dritt an Ermans großem Schreibtisch, Erman in der Mitte, Sethe rechts und Grapow links von ihm, vor dem das zur Beratung stehende Manuskriptblatt lag, über das dann nicht selten zwischen Sethe und Grapow eine Diskussion entstand, bei der Erman zu tun hatte, Sethes manchmal bis zum Eigensinn gehende Hartnäckigkeit zu lockern und Grapows Lebhaftigkeit zu sänftigen. Aber immer kam es zu einer Einigung […], mochten die Gegensätze aus sachlichen Gründen noch so scharf aufeinander platzen, bei denen Sethe sich auf seine reiche Erfahrung, seinen scharfen Blick und sein ungemeines präsentes Wissen stützte, Grapow auf die intensive Arbeit der letzten Tage und die Belege, die er jedesmal mitbrachte, die auch wohl von ihm mit Sethe sogleich für eine fragliche Bedeutung oder Konstruktion erneut durchgesehen wurden.«[60]

## 6. Die Lexikographie der Lehre für Kagemni seit dem *Wörterbuch*

Das Wörterbuch von Erman und Grapow ist ein Meilenstein in der ägyptischen Lexikographie, es ist ein gesundes Fundament, aber es ist nicht die Bibel. Das

60 Adolf Erman und Hermann Grapow, *Das Wörterbuch der ägyptischen Sprache. Zur Geschichte eines großen wissenschaftlichen Unternehmens der Akademie* (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Vorträge und Schriften, Heft 51), Berlin 1953, S. 66.

war wohl keinem mehr bewusst als den beiden Herausgebern, denn sie schreiben ständig »und/oder ähnlich« hinter die Wortbedeutungen, was in den späteren Handwörterbüchern dann ausgelassen wurde. Jeder, der versucht, einen Text mehr als nur oberflächlich zu übersetzen, findet Verwendungskontexte oder stellt sich Fragen, auf die Erman/Grapow keine Antwort geben. Und das gilt auch für einen vom Wörterbuch ausgewerteten Text wie Kagemni. Die philologische Arbeit an der Lehre wurde mit Alexander Scharff im Jahr 1941 wieder aufgenommen;[61] er versuchte, ausstehende grammatische, lexikographische und interpretatorische Fragen zu klären. Alan H. Gardiner reagierte 1946 nach dem Krieg auf diesen Aufsatz, vor allem bezüglich der lexikographischen Fragen.[62] Walter Federn machte 1950 einen neuen Versuch im lexikographischen Bereich,[63] zu dem Gardiner 1951 kurz Stellung bezog.[64] Seitdem wurden mehr als zehn neue Komplettübersetzungen der Lehre für Kagemni veröffentlicht. Die Bedeutungsansätze des Wörterbuchs von Erman und Grapow bilden dabei jeweils die Ausgangslage, genauso wie die vorangegangenen Übersetzungen. Letzteres hat zur Folge, dass auch solche Bedeutungsansätze weiter tradiert werden, die im Wörterbuch nicht länger vertreten sind.

Im Folgenden sollen einige Probleme der Bedeutungsansätze des Wörterbuchs sowie der Umgang mit den Wörterbuchbedeutungen in der späteren Forschung anhand von Beispielen aus dem Wortschatz des Kagemni vorgestellt werden.

Ein erstes Problem sind die zahlreichen scheinbaren Synonyme im Wörterbuch. Battiscomb Gunn schrieb 1941: »Although the meanings of many words and phrases have been ascertained fairly closely, for us they are still synonymous with other words and phrases, which makes it probable that we do not understand them exactly«.[65] Kagemni bildet da keine Ausnahme, denn auf engstem Raum finden sich dort *ꜣfꜥ*, *ḫntj* und *skn*, die alle drei als »gierig, gefräßig sein« übersetzt werden:

– *ḫw pw ꜣfꜥ / jw ḏbꜥ=t(w) jm*: »Gefräßigkeit/Gier ist Sünde. Man zeigt mit dem Finger darauf.«

61 Alexander Scharff, »Die Lehre für Kagemni«, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 77 (1941), S. 13–21.

62 Alan H. Gardiner, »The Instruction Addressed to Kagemni and His Brethren«, in *Journal of Egyptian Archaeology* 32 (1946), S. 71–74 und Tf. XIV.

63 Walter Federn, »Notes on the Instruction to Kagemni and His Brethren«, in *Journal of Egyptian Archaeology* 36 (1950), S. 48–50.

64 Alan H. Gardiner, »Kagemni once again«, in *Journal of Egyptian Archaeology* 37 (1951), S. 109–110.

65 Battiscombe G. Gunn, »Notes on Egyptian Lexicography«, in *Journal of Egyptian Archaeology* 27 (1941), S. 144–148, hier S. 144.

- *ḫz pw ḥntj n ḫ,t=f*: »Ein Niederträchtiger ist der, der mit seinem Bauch gierig ist.«
- *m ȝd.w r jwf r-gs skn*: »Reiß dich nicht um ein Stück Fleisch neben einem Gierigen/Gefräßigen!«

Vielleicht kann eine Wortfelduntersuchung, die alle Lemmata mit einer ähnlichen Bedeutung berücksichtigt und ihre verschiedenen Verwendungskontexte kartiert, eine Bedeutungspräzisierung ans Licht fördern. Das Problem dürfte jedoch sein, dass alle Lemmata selten bis sehr selten belegt sind. Im Concise Dictionary von Raymond Faulkner[66] wird mehr differenziert: *ȝfˁ*: »gluttony; glutton«, *ḥntj*: »be covetous, greedy« und *skn*: »be greedy, lust«. Das Handwörterbuch von Rainer Hannig[67] scheint die Bedeutungen des Wörterbuchs übernommen und sie mit denen von Faulkner angereichert zu haben: *ȝfˁ*: »gierig, gefräßig, unersättlich sein«, *ḥntj*: »gierig sein« und *skn*: »gierig, gefräßig; lüstern, gierig«.

Man stellt zweitens fest, dass sogar für ganz bekannte Wörter nicht alle Bedeutungen erfasst sind. Das Substantiv *t3* findet man im Wörterbuch nur mit der Bezeichnung »Brot«, bei Faulkner außerdem noch mit der Bezeichnung »Laib«, bei Hannig steht zusätzlich noch »Brotkügelchen; Brotteig«. In Kagemni aber steht »Brot« für Hauptnahrungsmittel, d. h. pars pro toto für »Nahrung, Speisen« im Allgemeinen. Das ist die einzig sinnvolle Interpretation von »Wenn du in einer Menschenmenge beim Essen sitzt, dann versage dir ›das Brot‹, das du liebst!« und »Wer frei von Vorwürfen in Bezug auf ›Brot‹ ist, dem kann kein einziges Gerede etwas anhaben.« So haben es auch die meisten Übersetzer von Anfang an gesehen.

Drittens hat das Wörterbuch Bedeutungsdiskussionen abgebrochen, die nicht ausdiskutiert waren. Nehmen wir den Fall *snḏ.w*: »der Furchtsame, Ängstliche« (Wb. IV, 184–185). Der Zusammenhang mit koptisch ϣⲛⲁⲧ und der griechischen Entsprechung εὐλαβέομαι wurde vorhin schon erwähnt, auch die Tatsache, dass dieses griechische Verb polysem ist (»sich in Acht nehmen, vorsichtig sein; ehren, Ehrfurcht haben vor, fürchten«), aber gerade in der Septuaginta »(Gott) fürchten« bedeutet. Das Wörterbuch von Erman und Grapow kennt für die Wurzel *snḏ* nur die Bedeutung »sich fürchten, Furcht haben vor«, kann sich aber für die Kagemni-Stelle damit nicht durchsetzen. Kaum ein Übersetzer verwendet hier »der Ängstliche«, denn das passt nicht so richtig zum Verhalten eines tugendhaften Mannes, dem es nachzufolgen gilt. Die meisten Kagemni-Übersetzungen seit 1950 gehen von irgendeinem Grad der Ehr-

66 Raymond O. Faulkner, *A Concise Dictionary of Middle Egyptian,* Oxford 1962.

67 Rainer Hannig, *Die Sprache der Pharaonen. Großes Handwörterbuch Ägyptisch – Deutsch (2800–950 v. Chr.),* Marburger Edition, Mainz 2006.

erbietung aus, wobei der Aspekt des Schreckens, von dem der Respektvolle befallen ist, nicht länger in den Übersetzungen durchschimmert. Ich habe den Eindruck, dass unsere laizisierte und demokratisierte Gesellschaft sich nicht mehr vorstellen kann, dass früher Respekt immer mit Angst verbunden war, wenn man dem Kaiser oder dem gottgleichen C4-Professor gegenüberstand. Bei Hannig findet man »der Furchtsame, Ängstliche« im Wörterbuch auf der gleichen Ebene wie »der Zurückhaltende, Respektvolle«. Die einzige Textquelle, die er für die zweite Bedeutung anführt, ist die Lehre für Kagemni.[68]

Ein anderes Beispiel ist die Personencharakterisierung *mtj*. Im Wörterbuch von Brugsch (II, 724) bedeutet das Adjektivverb *mtj*/*mtr*: »in der Mitte sein, in der gehörigen Mitte sein, richtig sein, sein wie es sich schickt, passend sein«. Bei Chabas ist es »exact, juste, symétrique, proportionné, régulier«, wobei er sich in Kagemni kontextbedingt für »juste« entscheidet. Dies setzt sich in den Kagemni-Übersetzungen durch mit »correct«, »accurate«, »exact«, »richtig«, »uprightly«, während das von Chabas ebenfalls vermerkte »symétrique, proportionné, régulier« verschwindet. Im Wörterbuch von Erman und Grapow findet sich ebenfalls nur »richtig, rechtmässig, genau u. ä.«, bei Personen auch »zuverlässig u. ä.« (Wb. II, 173.1–3). Im Jahr 1946 nimmt Gardiner jedoch Anstoß an der von Scharff 1941 gewählten Übersetzung »zuverlässig«, englisch »trustworthy«, und er schreibt: »*mt*(*y*) […] appears to me always to contain a suggestion of balance, moderation, the middle road«. Diese Einschätzung führt Gardiner zu seiner Übersetzung des »the moderate one«. Seitdem findet man in den Übersetzungen einerseits solche, die die Wörterbuchbedeutung als Ausgangslage nehmen: »der Aufrichtige« (Römheld), »der Gewissenhafte« (Brunner), »the honest man« (Parkinson) und andererseits solche, die sich von Gardiner inspirieren lassen: »der maßvoll Handelnde« (Bissing), »the modest one« (Simpson, Lichtheim), »der das rechte Maß kennt« (Kurth), »le mesuré« (Vernus), »der Mäßige« (Burkard/Thissen). Die Bemerkung von Gardiner wurde nicht in die Handwörterbücher von Faulkner und Hannig aufgenommen. Nur eine erneute Prüfung der Originalquellen und der dortigen Verwendungskontexte kann den Sachverhalt klären.

In dem langen Zeitraum, den das Wörterbuch von Erman und Grapow abdeckt, muss es Bedeutungsveränderungen und Bedeutungsverschiebungen gegeben haben. Ein solcher Fall liegt vielleicht beim negativen Begriff *ḫwrw* vor. Es wurde in den frühen Übersetzungen mit »Erzübel« (Lauth), »chose

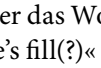
68 Ders., *Ägyptisches Wörterbuch. II: Mittleres Reich und Zweite Zwischenzeit* (Hannig-Lexica 5; Kulturgeschichte der Antiken Welt 112), Mainz 2006, Bd. II, S. 2274, Nr. 28843; mögliche Belegstellen aus der Zeit nach der Zweiten Zwischenzeit sind noch nicht veröffentlicht.

dégradante« (Virey), »une peine« (Revillout), »base« (Griffith), »abomination« (Gunn), »schändlich« (DZA 27.720.200, Erman) übersetzt bzw. als »das physische und moralisch unreine, unsaubre, also Unreinheit, Sünde« verzeichnet (Brugsch, Wb. III, 1061–1062). Das Wort kommt vor allem im Totenbuch 125 und in anderer religiöser Literatur vor. Erman und Grapow (Wb. III, 247.7–8) definieren es als »böse Handlungen, Sünde« und sie fügen hinzu, dass es in der griechisch-römischen Zeit »auch im Sinne von Unreines (von dem man das Heiligtum reinigt)« verwendet wird. Erman und Grapow nehmen also die stark abwertende Färbung aus den älteren Bedeutungsansätzen heraus, sie bringen andererseits mit dem Begriff »Sünde«, d. h. die Übertretung eines göttlichen/kirchlichen Gebots, eine religiöse, christlich geladene Bedeutung erneut ins Spiel. Faulkner kennt für das mittelägyptische Textcorpus nur »baseness, wrongdoing«, Hannig dreht die Reihenfolge des Wörterbuchs um und präzisiert »Sünden, böse/gemeine Handlungen«. Es stellt sich jetzt die Frage: Ist *ḫ w w* ein Fehlverhalten, das sowohl religiös als auch gesellschaftlich geächtet wird? Ist es ein Fehlverhalten, das immer religiöse Untertöne hat? Oder hat das Wort *ḫ w w* eine Bedeutungsverengung erfahren von einem allgemeinen Fehlverhalten zu einer (religiösen) Sünde hin? In den modernen Übersetzungen von Kagemni überwiegen solche, die besagen, dass *ḫ w w* ein Fehlverhalten ist, das von der Gemeinschaft abgelehnt wird (Schande, schändlich, niedrig, Laster, ein Schlechtes; disgrace, despicable, base, an evil, wrongdoing; disprezzato, una colpa), nur Vernus erkennt einen Verstoß gegen Gott (»péché«).

Ein großes Problem bei der Bedeutungsfindung ist die Tatsache, dass zwar der Kotext einer Redewendung, eines Satzes oder eines Textes vorhanden, aber der Kontext für uns weitestgehend verloren ist. Der Satz *m mdw.w / spd ds.wr thi-mṯn*: »Rede nicht! Die Messer sind spitz/scharf gegen den, der vom Weg abkommt« illustriert dies in mehrfacher Hinsicht. Es gibt ausreichend Beispiele, mehrheitlich aus der griechisch-römischen Zeit, die besagen, dass *thi mṯn* als »den Weg [eines anderen] übertreten/verletzen« zu verstehen ist, was »jemandem untreu werden, aufsässig gegen ihn sein u. ä.« (Wb. V, 320.14) bedeutet. Nun ist anzunehmen, dass es einen Zusammenhang zwischen *thi mṯn* und *m mdw.w* gibt. Es ist unwahrscheinlich, dass hier bloß steht »Rede/sprich nicht! / Halte keine Rede!«, sondern es muss in Anbetracht des Nachfolgesatzes eine inakzeptable Art zu reden sein. An modernen Intepretationen der Kagemni-Stelle liegen neben bloßem »Rede nicht!« vor: »Rede nicht zu viel / unnötig / frei heraus / zu laut; plappere/schwatze nicht!«. Andererseits erwägt das Wörterbuch für die Verwendung des Verbs mit einem Personenobjekt »jemanden verreden, jemanden verleumden« und je nach folgender Präposition kann es auch »böse reden über, tadeln, sich streiten« bedeuten. Die Kagemni-Stelle alleine erlaubt keine endgültige Klärung der Bedeutung, aber ein Eintrag im

Wörterbuch in der Art von »absolut gebraucht im Sinne von: in unangemessener Weise reden« wäre angebracht.

Für *spd* in »Die Messer sind spitz/scharf« wird im Wörterbuch ausschließlich die Bedeutung »spitz sein, spitz machen« aufgeführt. Nun sind Messer im Allgemeinen spitze Gegenstände, aber etymologisch gesehen ist *ds* ein Feuersteinmesser und das wesentliche einer Feuersteinklinge ist, dass sie scharf ist. Es stellt sich also die Frage, ob *ds* eine Stichwaffe, wie ein Dolch, sein kann, oder ob *spd* auch die Bedeutung »scharf« haben kann. Das englische »sharp« (Faulkner) bedeutet sowohl »spitz« als auch »scharf«. Eine andere Frage ist, warum genau das *ds*-Messer genannt wird. Ist es denkbar, dass der Ägypter aus dem Mittleren Reich beim Stichwort Waffe zuerst an das *ds*-Messer dachte? Wenn ja, dann könnte man mit einer Wortschatzklassifikation der Waffen nach der Methode der Prototypensemantik ansetzen. Andererseits ist das *ds*-Messer laut Wörterbuch eine typische Waffe der Götter. Vielleicht rief der Satz »Die *ds*-Messer sind scharf« bei dem Ägypter das Bild einer göttlichen oder jenseitlichen Sanktionierung auf.

Wie heikel es ist, unterschiedliche Forschermeinungen in einen Wörterbucheintrag umzuwandeln, zeigt das Beispiel *jr ḥmsi=k ḥnꜥ 3fꜥ / wnm=k 3ḫf=f sw3*: »Wenn du zusammen mit einem Schlemmer/Gefräßigen bei Tisch sitzt, dann isst du erst, wenn sein Heißhunger [?] vorüber ist.« *3ḫf* ist ein Hapax Legomenon. Griffith war der erste, der das Wort als solches ohne Emendierung las und zuerst ein Verb »to take one's fill(?)« (d. h. seine Portion zu sich nehmen) ansetzte, anschließend ein Substantiv »desire« erkannte. Erman (1921) entscheidet sich für »Mahl« und im Wörterbuch (1926) ist es schließlich »Esslust (?)« mit Fragezeichen. Scharff (1941) passt dieses seltene Wort, eine Neubildung durch Sprachpuristen aus dem 18. Jahrhundert (Adelung) zur Vermeidung des französischen »appetit«, nicht. Er übersetzt lieber mit einem regulären deutschen Ausdruck: »erster Hunger«, d. h. Appetit. Gardiner (1946) hält diesen Ausdruck jedoch für ungenau und vermutet eine Bedeutung »fever of appetite«, was dann in späteren Übersetzungen zu »greedy appetite«, »Heißhunger«, »voracité« und »gorging« führt. Gardiners Wiedergabe mit »fever«, d. h. Fieber, ist der Tatsache geschuldet, dass er einen Zusammenhang zwischen *3ḫf* und einem seltenen Wort  *3ḫfḫf*: »in Glut geraten (?)« vermutet (Wurzelreduplikation), das einmal in den Sargtexten mit dem Feuertopf determiniert ist. Im Concise Dictionary von Faulkner ist der Vorschlag von Gardiner »fever of appetite (?)« mit einem Fragezeichen aufgenommen. Im Handwörterbuch von Hannig liest man »Esslust, der große Hunger, *Völlerei«: es taucht das unglückliche »Esslust« wieder auf, zusammen mit »der große Hunger« und – auffällig – das mit einem Stern, d. h. Fragezeichen versehene »Völlerei«. Das Fragezeichen vom Wörterbuch zu Esslust, erster Hunger, Appetit fällt also weg, obwohl Gardiner

das für einen zu schwachen Ausdruck hielt, dafür kommt »großer Hunger« hinzu, was mehr ist als Appetit, aber nicht die unbezwingbare Dringlichkeit hat, die Gardiner vorschwebte, sowie Völlerei – diesmal mit Fragezeichen versehen – als Art des Essens und nicht länger als Lust auf Essen. Bei Hannig liegen also drei Übersetzungen aus zwei Gesichtspunkten für eine einzige Textstelle vor, ohne dass dies gekennzeichnet wird, und nur die dritte Übersetzung wird als fraglich eingestuft. Zur Unterstützung der vorgeschlagenen Bedeutung(en) findet man bei Hannig eine mögliche verwandte semitische Wurzel, die im Arabischen »Begierde« und im Geez »Hunger« bedeutet.

## 7. Schluss

Das Altägyptische, seit vielen Jahrhunderten eine tote Sprache mit dem ebenfalls ausgestorbenen Koptischen als letztem Nachfahren, wurde aus seinen eigenen Schriftzeugnissen heraus im 19. Jahrhundert erschlossen. Das hieroglyphisch-hieratische Schriftsystem mit seiner Mischung aus Wortzeichen (Ideogrammen oder Logogrammen), Lautzeichen (Phonogrammen) und Deutzeichen (Determinativen oder Klassifikatoren), kombiniert mit dem koptischen Nachfahren, der dank arabischer Sprachbeschreibungen sowie Übersetzungen ins Arabische bzw. aus dem Griechischen bekannt war, erlaubte diese wunderbare Wiederauferstehung.

Vor allem die als Deutzeichen oder Klassifikatoren fungierenden Hieroglyphenzeichen waren und sind besonders hilfreich, nicht nur als Worttrenner; hauptsächlich sie ermöglichten eine Vorahnung der Wortbedeutung. Klassifikatoren, die nicht bloß eine allgemeine Kategorie wie »Verben der Bewegung« (Hieroglyphen der Beinchen: ) oder »Abstrakter Begriff« (Hieroglyphe der Buchrolle: ) umschreiben, sondern die ganz konkrete Objekte oder Lebewesen darstellen, wie eine Waage oder einen Löwen, helfen einem viel weiter als nur bis zu einer Vorahnung; die Chance, dass tatsächlich Wörter für »Waage« bzw. »Löwe« vorliegen, ist besonders hoch. Bis heute ist der Klassifikator der wichtigste Grobindikator für die Bedeutungsermittlung bei neu identifizierten Lemmata. Durch den Vergleich von auf diese Weise grob identifizierten Wörtern mit dem griechischen Text des Steines von Rosette konnten am Anfang der Entzifferungsgeschichte einige hieroglyphische Wörter mit griechischen Bedeutungen versehen werden; allerdings war die Zahl der durch griechische Entsprechungen erschlossenen Wörter eher niedrig. Viel wichtiger war der Vergleich paralleler Textstellen in hieroglyphischen und hieratischen Texten, wodurch man unterschiedliche Orthographien des gleichen Wortes identifizieren konnte. Sobald auf diese Weise der Lautwert eines Wortes ermittelt worden

war, konnte man mit Hilfe der Bedeutungsvorahnung durch den Klassifikator auf die Suche gehen nach einem koptischen Wort, das als lautlicher Nachfahre in Betracht kam und dessen Bedeutung eventuell eine Bedeutungspräzisierung des altägyptischen Wortes ermöglichte. Da das Koptische natürlich eine sehr viel jüngere Sprachstufe war, musste anschließend aus dem Satzkontext heraus eine weitere Präzisierung vorgenommen werden, um der im Laufe der Jahrhunderte aufgetretenen Bedeutungsveränderung Rechnung zu tragen.

Je mehr Wörter auf diese Weise in kurzen Phrasen erschlossen wurden, desto besser bekam man den Satzkontext einfacher Texte in den Griff. Dadurch und durch die genaue Beobachtung der Wortfolge konnten weitere Regeln der Grammatik ermittelt werden, was es wiederum ermöglichte, Satzkontexte zu präzisieren sowie komplexere Texte in Angriff zu nehmen. Die Vorliebe der Ägypter für sich in gewissen Textsorten wiederholende Satzmuster mit parallelen, semantisch äquivalenten, steigernden oder antithetischen Formulierungen (Parallelismus Membrorum), war eine wichtige Hilfe bei der Erweiterung der Anzahl der bekannten Wörter. Nicht nur Fortschritte in der Satzgrammatik, sondern auch Einsichten in Wortbildungsmuster (z. B. Kausativbildungen mit *s*-, Instrumentalbildungen mit *m*-, Intensivbildungen durch Wurzelreduplikation) lieferten weitere Wortbedeutungen. Nur selten war bzw. ist der Vergleich mit Wörtern oder Wurzeln in semitischen und anderen Sprachen hilfreich, denn selbst wenn schon die gleiche Wurzel trotz der vielen Lautveränderungen erkannt wird, kann die Bedeutung von Sprache zu Sprache durch die jeweilige innersprachliche Entwicklung stark variieren; nützlich ist der Vergleich vor allem bei Fremdwörtern, die das Ägyptische zeitnah entlehnt hat.

Die *Lehre für Kagemni* war bei diesen ganzen Prozessen im Wesentlichen ein Nutznießer. Der Text ist inhaltlich und formal zu komplex, als dass er selber als früher Generator für die Erschließung von Wortbedeutungen gedient haben könnte. Erst als der Prozess der Bedeutungsermittlung und der Grammatikbeschreibung schon weit vorangeschritten war, konnte die Lehre für Kagemni dank ihrer vielen (sehr) seltenen Wörter einen eigenen Beitrag zur ägyptischen Lexikographie liefern.

Der Prozess der Bedeutungsfindung des hieroglyphisch-hieratischen Ägyptischen erreichte seinen Höhepunkt und einen vorläufigen Abschluss in den Arbeiten von Adolf Erman und seinem Team, die zum *Wörterbuch der ägyptischen Sprache* führten. Der Schlüssel zum Erfolg war der bis dahin nie erreichte Umfang der Belegstellensammlung sowie das ständige Kontrollieren jeder durch welche Methode auch immer ermittelten Wortbedeutung in allen Textstellen.

Die Zahl der Autosemantika für das Hieroglyphisch-hieratische liegt heute bei mehr als 15.000 Wörtern. Bei jedem neu veröffentlichten ägyptischen Text können zwar neue Wörter auftauchen, aber diese erschüttern nicht mehr das

Gerüst der altägyptischen Lexik. Die semantische Forschung seit dem Wörterbuch von Erman und Grapow verschiebt sich in mehrere Richtungen. Einerseits geht es darum, die häufig noch ziemlich allgemeinen Wortbedeutungen sowie die Verwendungskontexte genauer zu spezifizieren: Worin unterscheidet sich ein Wort von einem anderen mit einer (augenscheinlich) sehr verwandten Bedeutung? Ist ein Wort oder eine Wortbedeutung allgemeinsprachlich oder fachsprachlich? Ist es gewissen sozialen Gruppen, gewissen Sprachregistern oder gewissen Regionen vorbehalten usw.? Andererseits veränderte sich der Wortschatz im Laufe von 3.500 Jahren. Bislang wurde das Ägyptische vor allem der Schrift nach in drei Wortschatzblöcke aufgeteilt (hieroglyphisch-hieratisches Ägyptisch, Demotisch, Koptisch), ohne dabei in größerem Umfang zeitliche Überschneidungen oder diachrone Veränderungen in Wortschatzbestand und Bedeutungen zu berücksichtigen. Dieser synchronen und diachronen Forschungsfragen hat sich das im Jahr 2013 angefangene Akademieprojekt »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache« angenommen.

Ob es je möglich sein wird, den erhaltenen Wortschatz des älteren Ägyptisch wirklich voll zu verstehen, ist ungewiss. Die heutige Ägyptologie ist nicht mehr ganz in der Situation, die François Chabas 1863 beschrieben hat: Das Wissen um die Hieroglyphen ist nicht mehr auf dem Niveau eines »Grundschülers«, aber an den unterschiedlichen jüngeren Übersetzungen der Lehre für Kagemni sieht man gut, wie schwer es manchmal ist, sich auf eine Bedeutungspräzisierung zu einigen, oder wie unterschiedlich polyseme Wörter interpretiert werden. Vor allem bei abstrakten Begriffen oder Handlungen kann das Satz- und Textverständnis stark divergieren. Aber auch bei ganz konkreten Begriffen, wie z. B. Körperteilbezeichnungen in den medizinischen Papyri, gehen die Meinungen manchmal erheblich auseinander. Die Struktur unserer Wörterbücher, die mit (einer Auswahl an) Übersetzungswörtern arbeiten, d. h. eigentlich Übersetzungs- und keine erklärenden Wörterbücher sind, ist dabei nicht immer hilfreich, manchmal sogar kontraproduktiv. Man darf nämlich die Tatsache nicht aus den Augen verlieren, dass die Bedeutungen der gewählten Übersetzungwörter bei Erman und Grapow auch schon fast 100 Jahre alt sind und in dieser Zeit haben sich sowohl die modernen Wortbedeutungen als auch das geistige Umfeld gewandelt. Das ist eine der Ursachen für manche Textübersetzungen in »Ägyptologendeutsch«. Im Grunde bräuchte die Ägyptologie ein Wörterbuch, in dem der Grad unseres semantischen Wissens mit allen seinen Unsicherheiten in vollständigen Sätzen beschrieben wird. Dazu sind die semantische Vernetzung des Wortschatzes und die digitale Erschließung wichtiger Textcorpora, wie sie das neue Akademieprojekt zum Wortschatz der ägyptischen Sprache vorhat, eine notwendige Voraussetzung.

Tonio Sebastian Richter

# »Zwischen der Epoche der Pyramidenbauer und den Anfängen des Christenthums«

Sprachwandel im ägyptischen Wortschatz und das Leipziger Projekt Database and Dictionary of Greek Loanwords in Coptic (DDGLC)

## 1. Der Sprachwandel des Ägyptischen 1871: Eine andere deutsch-französische Kontroverse

Am 17. März 1871 erklärt Georg Ebers (1837–1898), seit kurzem Inhaber der neu installierten Professur für Ägyptologie an der Universität Leipzig, einem im Leipziger Gewandhaus versammelten Laienpublikum die Entzifferung der Hieroglyphen. Dabei vertritt er die Auffassung eines im Ägyptischen spezifisch wenig wirksamen Sprachwandels: »Der Zeitraum, welcher zwischen der Epoche der Pyramidenerbauer und den Anfängen des Christenthums liegt, ist nun wahrscheinlich nicht viel kleiner als derjenige, dessen das Deutsche bedurfte, um sich aus dem Sanskrit heraus zu entwickeln; und welchem Deutschen möchte es selbst bei voller Kenntnis des altindischen Alphabets glücken die Schriften der Brahmanen zu verstehen? Dennoch lässt sich bei der Sprache der Aegypter solch ein scheinbar unerhörter Vorgang als ein thatsächlich erfolgter nachweisen. *Das Koptische hat sich von den ältesten Formen des Altägyptischen kaum weiter entfernt, als das Italienische vom Lateinischen.*«[1] Mit dieser Einschätzung bewegt sich Ebers in den »Denkströmen« der frühen Ägyptologie.[2] Deren Pionier Jean-François Champollion (1790–1832) hatte das Ägyptische der Hieroglyphen und die im koptischen Alphabet kodierte Sprache in den Begriffen *écriture sacrée* und *langue parlée* als zwei quasi synchrone, hauptsächlich funktional verschiedene Register derselben Sprache konzipiert, ein der Religion und ein der Umgangssprache nahestehendes.[3] Dieses Konzept, das in Champollions Transkriptionen

1 Georg Ebers, *Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Vortrag, gehalten im Saale des Gewandhauses zu Leipzig am 17. März 1871* (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, VI. Serie, Heft 131), Berlin 1871, S. 10.

2 Eine ganz ähnliche Formulierung findet sich bereits bei Johann Severin Vater, *Litteratur der Grammatiken, Lexica und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde. Zweite, völlig umgearbeitete Ausgabe von B. Jülg,* Berlin 1847, S. 207: »Das Koptische stammt vom Altaegyptischen, und ist, soweit man bis jetzt beurteilen kann, davon etwa so verschieden, *wie das Italiänische vom Lateinischen, oder das Neuhochdeutsche vom Althochdeutschen.*«

3 Jean-François Champollion, *Grammaire égyptienne, ou principes généraux*

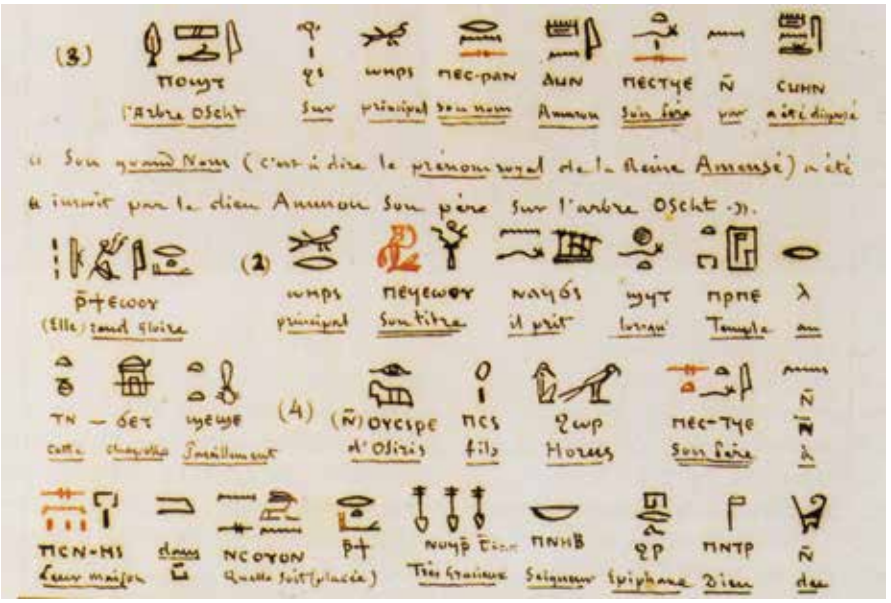


Abb. 1: Jean-François Champollion, *Grammaire égyptienne,* Autograph von 1831, Paris, Bibliothèque nationale, Manuscrits occidentaux NAF 20320, fol. 224. Aus Anne Boud'hors (Hg.), *Pages chrétiennes d'Égypte. Les manuscrits des Coptes,* Paris 2004, S. 75.

hieroglyphischer Texte in koptischer Schrift visualisiert ist (Abb. 1), war eine für das Forschungsinteresse des Hieroglyphenentzifferers effiziente Arbeitshypothese: Sie ermöglichte es ihm, aus der im frühen 19. Jahrhundert bereits einigermaßen gut verstandenen koptischen Sprache[4] maximalen Profit für das Verständnis der Hieroglyphensprache zu ziehen. Eklatante Unterschiede zwischen hieroglyphischem und koptischem Ägyptisch wie etwa den Aufbau der Nominalphrase (Nomen, gefolgt von Genus-, Numerus- und Possessiv-Markierungen: *sn.t-f* ›Schwester-seine‹ *versus* vorangehende Genus-, Numerus- und Possessiv-Markierungen: *te-f-sône* ›seine Schwester‹) oder die typische Satzgliedfolge innerhalb der Konjugationen (Prädikat gefolgt vom Subjekt: *stm-f* »hört-er« *vs.* Subjekt > Prädikat: *f-sôtm* ›er-hört‹), tatsächlich

*de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la répresentation de la langue parlée,* Paris 1836.

4 Wenngleich die Morphosyntax des Koptischen erst in der *Koptischen Grammatik* des Ebers-Schülers Ludwig Stern von 1880 gründlich durchdrungen und beschrieben worden ist. Die zeitgenössische Bibliographie zum Koptischen findet sich bei Vater, Litteratur der Grammatiken (Fn. 2), S. 51–52 (2. Auflage hg. von Bernhard Jülg 1847, S. 207–209).

Zeugnisse eines langwierigen und tiefgreifenden typologischen Wandels der Sprache, wollte Champollion lediglich als unterschiedliche *orthographische Konventionen* ohne lautsprachliche Entsprechung gelten lassen. Wenn nun bereits 1837 Richard Lepsius (1810–1884), Georg Ebers' Lehrer, Champollion in diesem Punkt berichtigte,[5] so überdauerte doch die Idee zweier *grosso modo* wenig voneinander verschiedener Spachformen die folgenden Jahrzehnte.

Für Georg Ebers ist diese Idee umso mehr zu einem Faktum geworden, als er eine wissenschaftlich fundierte Begründung dafür parat hat. Er verdankt sie seinem ehemaligen Jenaer Kollegen August Schleicher (1821–1868), einem der frühen Erforscher der »Indogermanischen Ursprache« und Vorläufer der *junggrammatischen* oder *Leipziger Schule* der Sprachwissenschaft, welche die Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels betonte. Ebers schreibt: »Wir stehen hier keiner zufälligen, sondern einer nothwendigen Erscheinung gegenüber, wenn anders die besonders von Schleicher begründeten Gesetze wahr sind, dass erstens ein Volk seine Sprache umso weniger verändert, je fester es an ein und demselben Wohnsitze verharrt, und dass zweitens die Sprache eines Volkes, das in regem Verkehre mit andern Nationen lebt, mannigfaltigen Veränderungen leichter unterworfen ist, als die eines in vollkommener Abgeschlossenheit lebenden.«[6] Nachdem Ebers das Phänomen und dessen allgemeine Grundlagen so charakterisiert hat, liegt die Schlussfolgerung klar auf der Hand: »Nun haben die Aegypter während der ganzen langen Dauer ihres historischen Lebens die gleichen Wohnsitze niemals verlassen und sich ferner auf ihrer Fruchtinsel, die zwischen der libyschen und arabischen Gebirgskette fest abgeschlossen daliegt wie eine Auster zwischen den Schalen, mit vollem Bewusstsein jeder Berührung mit andern Völkern […] sorgsam erwehrt. So kommt es, dass das Koptische, obgleich es natürlich in vielen Punkten von den ältesten ägyptischen Sprachformen abweicht, immerhin die Grundsprache der Hieroglyphen genannt werden darf.«[7] Das Gewandhauspublikum dürfte mit dieser stimmigen, im Triumph der Hieroglyphenentzifferung kulminierenden Erzählung zufrieden gewesen sein.

---

5 Richard Lepsius, *Lettre à M. le professeur H. Rosellini sur l'alphabeth hiéroglyphique,* Rom 1837, S. 72–73: »Une des différences les plus marquées du dialecte sacré d'avec la langue copte consiste en ce que la plupart des terminaisons grammaticales qui autrefois furent postposées aux substantifs et aux verbes se trouvent préposées dans la langue copte, phénomène linguistique qui se répète presque dans toutes les langues.«

6 Ebers, Ueber das hieroglyphische Schriftsystem (Fn. 1), S. 10–11.

7 Ebd., S. 11.

Im selben Jahr 1871 erzählt der französische Ägyptologe Gaston Maspero (1846–1916) eine ganz andere Geschichte,[8] wenn er die Genese der ägyptischen Konjugationen als einen langwierigen Differenzierungsprozess beschreibt, der seinen Ausgang in einem primitiven Zustand weitgehender Ununterschiedenheit nimmt:[9] Zuerst besaß das Ägyptische ganze zwei Konjugationen, die mehr schlecht als recht den Ideen der Gegenwart und der Vergangenheit Rechnung trugen und als Verbformen kaum von den Nominalphrasen unterschieden waren.[10] Durch die Ingebrauchnahme von Partikeln und Hilfsverben wurde dieses primitive Anfangsstadium peu à peu notdürftig ausdifferenziert und disambiguiert.[11] Erst im Koptischen erreichen dank des Sprachkontakts mit dem Griechischen die Ausdrucksmöglichkeiten des Ägyptischen endlich ein tolerables

8 Gaston Maspero, *Des formes de la conjugaison en égyptien antique, en démotique et en copte,* Paris 1871.

9 Ebd., S. 1: »Deux faits caractérisent surtout la conjugaison égyptienne: 1° une extrême pénurie de temps et de modes … 2° une tendence à préciser la valeur verbale, attribuée à la racine conjuguée, par divers artifices de langage, adjonction de verbes auxiliaires, intercalation de particules, accumulation et répétition des sujets.«

10 Maspero, Des formes de la conjugaison (Fn. 8), S. 121: »Au début de l'histoire, la langue égyptienne n'établit aucune différence entre le verbe et le nom. La racine, non susceptible de modification extérieure marque d'une manière générale une action ou une qualité que l'on applique à une personne ou à une chose par l'adjonction en préfixe ou en suffixe des pronoms personnels. … *mer-a* action d'aimer + moi, n'est ni verbe ni substantif, mais selon la position et le sens général de la phrase, il répond à notre verbe *J'aime*, ou bien à notre substantif *Mon amour.*« Der Eindruck von morphologischer Undifferenziertheit der Wortklassen im Ägyptischen, der auch die Beurteilung des Ägyptischen in den sprachvergleichenden Arbeiten der Zeit bestimmte, hängt wesentlich damit zusammen, dass den frühen Ägyptologen nicht die Konsequenz des Charakters der Hieroglyphenschrift als einer Konsonantenschrift klar gewesen ist; dass ein ganzes morphologisches Layer der Root-and-Pattern-Morphogie des Ägyptischen im Schriftbild verschwindet. Zum Ägyptischen in der sprachvergleichenden Literatur des 19. Jahrhunderts vgl. Tonio Sebastian Richter, »Early Encounters. Egyptian-Coptic and Comparative Linguistics in the Century from Schlegel to Fink«, in Eitan Grossman, Martin Haspelmath und Tonio Sebastian Richter (Hg.), *Egyptian-Coptic linguistics in typological perspective. Empirical Approaches to Language Typology*, Berlin / New York (im Druck).

11 Maspero, Des formes de la conjugaison (Fn. 8), S. 122: »À la deuxième époque, l'Égyptien sent le besoin d'établir une distinction radicale entre les formes du nom et celles du verbe. Plusieurs racines attributives … perdent la plénitude de leur sens et deviennent de simples auxiliaires. Dès lors, la forme antique du verbe, sans disparaître du premier coup, prend de jour en jour une moindre importance. L'intercalation entre l'auxiliaire et la racine de prépositions qui servent à déterminer la direction de l'action accomplie par le sujet permet de noter d'une manière plus précise les divers instants de la durée. Le futur se distingue du présent, et la réunion des marques du passé à celles du futur amène la création d'une futur passé, c'est-à-dire de la notion de temps la plus complexe que les Égyptiens aient réussi à exprimer.«

Niveau.[12] Auch diese Erzählung entbehrt nicht eines triumphalen Moments, jedenfalls kann man sich nicht gänzlich des Gedankens erwehren, dass ihr Subtext lautet: ›Indogermanen lehren Afrikaner, wie man ordentlich spricht.‹

Der Sinn für die diachrone Dimension des Ägyptisch-Koptischen, für das Ausmaß und die Art der Veränderungen, denen die Sprache im Laufe mehrerer Jahrtausende ausgesetzt war, entwickelte sich in der frühen Ägyptologie nur ganz allmählich. Beide, Georg Ebers und Gaston Maspero, hatten letztlich nur geraten. Erst seit den späteren 1870er Jahren sollte binnen zwanzig Jahren durch die Arbeiten Adolf Ermans das philologische und grammatische Fundament für die Beurteilung der sprachlichen Verschiedenheit ägyptischer Texte unterschiedlichen Alters gelegt werden.[13] Was immer im ersten halben Jahrhundert seit der Hieroglyphenentzifferung über die Diachronie des Ägyptischen gedacht und geschrieben wurde, die Grammatik der Sprache, genauer gesagt, *die Grammatiken* der verschiedenen *Sprachstufen* des Ägyptischen waren doch so gut wie unbekannt.[14] Aber wer von den beiden hatte nun besser geraten? Wie stark oder wenig, wie schnell oder langsam hat sich die ägyptische Sprache tatsächlich verändert?

---

12 Ebd., S. 123: »L'affaiblissement progressif et la chûte de l'auxiliaire préformatif produisent même, dans le copte, des formes apocopées où le pronom personnel, placé en affixe, joue le rôle d'une véritable flexion. *La nécessité de traduire en langue égyptienne des textes grecs où la distinction des modes est généralement marquée, amène même les auteurs coptes à choisir certaines formes de leur langue pour rendre certains modes du Grec* et prépare ainsi les voies à la création des modes.«

13 Adolf Erman, »Über eine dem Dualis eigenthümliche Form des Suffix *f*«, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* (im Folgenden: ZÄS) 13 (1875), S. 76 f.; ders., »Über den Werth der in altägyptischen Texten vorkommenden semitischen Lehnwörter«, in *ZÄS* 14 (1876), S. 38–42; ders., *Neuaegyptische Grammatik,* Leipzig 1880; ders., »Altägyptische Studien«, in *ZÄS* 19 (1881), S. 41–66, ders., »Commentar zur Inschrift des Una«, in *ZÄS* 29 (1882), S. 1–29; ders., »Die tonlosen Formen in der ägyptischen Sprache«, in *ZÄS* 21 (1883), S. 37–40; ders., »Spuren eines alten Subjunktivs im Koptischen«, in *ZÄS* 22 (1884), S. 28–37; ders., »Eine neue Art der ägyptischen Konjugation«, in *ZÄS* 27 (1889), S. 65–84; ders., *Die Sprache des Papyrus Westcar. Eine Vorarbeit zur Grammatik der älteren ägyptischen Sprache,* Göttingen 1890; ders., »Das Verhältnis des Aegyptischen zu den semitischen Sprachen«, in *ZDMG* 46 (1892), S. 93–129; ders., *Ägyptische Grammatik,* Berlin 1894.

14 Dazu Ermans berühmtes Aperçu: »Was würde man von einem klassischen Philologen denken, der den Cicero übersetzte und doch keine Ahnung davon hätte, warum bald Conjunctiv, bald Indicativ, bald Perfectum, bald Imperfectum steht, ja, der sich dieser Unkenntnis kaum bewusst wäre? Und wer vermag zu leugnen, daß wir für die Sprache des alten und mittleren Reiches noch auf diesem naiven Standpunkt stehen?« (Adolf Erman, »Commentar zur Inschrift des Una«, in *ZÄS* 29 [1882], S. 1–2).

## 2. Sprachwandel im Wortschatz

Unter allen dem Wandel unterworfenen Teilsystemen sprachlicher Zeichen hat der Wortschatz eine besondere Stellung inne, die mit der im Vergleich zur möglichen bzw. in natürlichen Sprachen wahrscheinlichen Menge bedeutungstragender Sprachlaute, Morpheme oder syntaktischer Muster ungleich größeren Anzahl von Funktionsträgern zu tun hat. Allein dadurch sind Sprachwandel-Ereignisse im Lexikon häufiger als z. B. Lautverschiebungen oder grammatische Veränderungen, denen Sprachen unterliegen. Das allmähliche Verschwinden von Wörtern, das ›plötzliche‹ Aufkommen neuer Ausdrücke, die Bedeutungsveränderung existierender Wörter sind Erscheinungen, die von Sprechern oft bewusst wahrgenommen werden.[15] Kulturpessimisten finden darin Bestätigung für den Verfall von Sprache und Zivilisation. Optimisten sehen vielleicht etwas Gutes daran, Linguisten jedenfalls das Nützliche. So wurde in der historischen Linguistik seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts der Ereignisreichtum des semantischen und lexikalischen Sprachwandels als Parameter quantifizierender Modelle von Sprachwandelprozessen entdeckt. Sogar die absolute Datierung von Sprachdifferenzierungsprozessen erschien auf einmal möglich und wurde unter dem programmatischen Namen *Glottochronologie* konzeptualisiert. Die von der $C^{14}$-Methode inspirierte *Glottochronologie* hatte das Ziel, die Verbleib-Quote (*retention rate*) und die Austausch-Quote (*replacement rate*) von Lexemen während konstanter Zeiträume als Kennwerte für die Datierung von Sprachdifferenzierungsprozessen zu operationalisieren. Schon bald nach den grundlegenden, seit 1950 von Morris Swadesh publizierten Arbeiten dazu wurde der Ansatz heftig kritisiert.[16] Einer der Haupteinwände

15 Vgl. z. B. April M. S. McMahon, *Understanding Language Change,* Cambridge 1994, S. 174: »Changes in meaning and in lexical inventory tend to have higher profile among native speakers than other types of changes. … It is often said that there is less resistance to change in the semantics than in other areas of the grammar …, so that meaning changes [occur] relatively quickly and easily … Most native speakers will thus be aware of semantic changes which have taken place within their lifetime.«

16 Vgl. Morris Swadesh, »Towards greater accuracy in lexicostatistic dating«, in *International Journal of American Linguistic*s 21 (1955), S. 121–137; Morris Swadesh, »What is Glottochronology?«, in ders., *The Origin and Diversification of Languages,* London 1972, S. 271–284; Sarah C. Gudschinsky, »The ABC of lexicostatistics (glottochronology)«, in *Word* 12 (1956), S. 175–210; Knut Bergsland und Hans Vog, »On the validity of glottochronology«, in *Current Anthropology* 3 (1962), S. 115–153; April M. S. und Robert McMahon, *Language Classification by Numbers,* Oxford 2005, S. 179–185; Colin Renfrew, April M. S. McMahon und Larry Trask (Hg.), *Time depth in historical linguistics,* Cambridge 2000. Pro Glottochronologie vgl. z. B. Isidore Dyen, A D. James und J. W. L. Cole, »Language diversity and estimated word retention rate«, in *Language* 43 (1967), S. 150–171; Christopher Ehret,

richtete sich gegen die Annahme, dass ein universelles Substrat von Grundwörtern, ein ›basic‹ oder ›core vocabulary‹ existiere, in welchem der Verschleiß von Wörtern nicht nur langsamer als im übrigen Vokabular, sondern auch in konstanter Geschwindigkeit verlaufe.

Swadeshs Versionen dieses ›basic vocabulary‹, heute als Swadesh-Listen (100 items list, 200 items list, 215 items list) bekannt,[17] erwiesen sich zudem als kulturell weniger universell als zunächst gedacht. Die Verfechter der Methode begannen nun, gleichsam um das neue Instrument zu eichen, Kontroll-Sprachen mit langer Belegdauer zu testen, und hier kam auch das Ägyptisch-Koptische in den Blick. 1953 testete Robert Lees dreizehn Kontroll-Sprachen (Abb. 2).[18] Die Paare aus Mutter-Tochter-Sprachen überbrücken Zeiträume zwischen glatten 1.000 Jahren, wie z. B. Altenglisch–Modernes Englisch, und 2.200 Jahren, wie Mittelägyptisch–Koptisch. Bei allen Sprachen lassen sich für beide Hälften des Paares mindestens 200 Begriffe der erweiterten Swadesh-Liste instanziieren. Lees' Frage war: Wie viele dieser Begriffe werden in beiden Paarhälften durch ein Kognat, d. h. durch dasselbe Wort bzw. etymologisch in direkter Linie verwandte Wörter, dargestellt?

---

»Testing expectations of glottochronology against the correlations of language and archaeology in Africa«, in Renfrew, McMahon und Trask, Time depth in historical linguistics (s. o.), S. 373–399; Sergei Starostin, »Comparative-historical linguistics and lexicostatistics«, in ebd., S. 223–266. Contra Glottochronologie vgl. z. B. Robert Blust, »Why lexicostatistics doesn't work: The ›universal constant‹ hypothesis and the Austronesian languages«, in ebd., S. 311–331, und Aharon Dolgopolsky, »Sources of linguistic chronology«, in ebd., S. 401–409.

17 Morris Swadesh, »Salish internal relationships«, in *International Journal of American Linguistics* 16 (1950), S. 157–167; ders., »Lexicostatistic dating of prehistoric ethnic contacts«, in *Proceedings American Philosophical Society* 96 (1952), S. 452–463; ders., »Towards greater accuracy in lexicostatistic dating«, in *International Journal of American Linguistics* 21 (1955), S. 121–137; ders., *The origin and diversification of language,* ed. by Joel Sherzer, Chicago 1972, hier S. 271–284; Morris Swadesh, What is glottochronology? (Fn. 16) mit einer 100-items list auf S. 283: »I - you *(singular)* - we - this - that - who - what - not - all - many - one - two - big - long - small - woman - man *(adult male)* - man *(human being)* - bird - dog - louse - tree - seed - leaf - root - bark *(of a tree)* - skin - meat - blood - bone - fat *(noun)* - fire - egg - horn - tail - feather - fish - hair - head - ear - eye - fingernail - nose - mouth - tooth - tongue *(organ)* - foot - knee - hand - belly - neck - breast - heart *(organ)* - liver - to drink - to eat - to bite - to see - to hear - to know - to sleep - to die - to kill - to swim - to fly - to walk - to come - to lie *(as in a bed)* - to sit - to stand - to give - to say - sun - moon - star - water - rain - stone - sand - earth - cloud - smoke - ashes - to burn - road - mountain - red - green - yellow - white - black - night - warm - cold - full - new - good - round - dry - name.«

18 Robert Lees, »The basis of glottochronology«, in *Language* 29 (1953), S. 113–127.

| Mutter / Tochter | Belegzeitraum | Swadesh items | Cognates | % | k |
|---|---|---|---|---|---|
| *Altenglisch / Modernes Englisch* | 900–1000 n. / 1953 | 209 | 160 | 76,6 | .766 |
| *Plautinisches Latein / Spanisch um 1600* | 200 v. / 1600 n. | 200 | 131 | 65,5 | .790 |
| *Plauntinisches Latein / Molière* | 200 v. / 1650 n. | 200 | 125 | 62,5 | .776 |
| *Althochdeutsch/Modernes Deutsch* | 800–900 n. / 1953 | 214 | 180 | 84,2 | .854 |
| *Mittelägyptisch / Koptisch* | 2100–1700 v. / 300 n. | 200 | 106 | 53,0 | .760 |
| *Koine-Griechisch / Neugriechisch* | 250 v. / 1953 | 213 | 147 | 69,0 | .836 |
| *Koine-Griechisch / Neuzyprio-tisch* | 250 v. / 1953 | 211 | 143 | 67,8 | .829 |
| *Ancient Classical Chinese / Mod. Mandarin* | 950 n. / 1953 | 210 | 167 | 79.6 | .795 |
| *Altnordisch / Modernes Schwedisch* | 800–1050 n. / 1953 | 207 | 176 | 85,0 | .854 |
| *Klassisches Latein / Modernes Toskanisch* | 200 v. / 1953 | 210 | 144 | 68,6 | .839 |
| *Klassisches Latein / Modernes Portugiesisch* | 200 v. / 1953 | 210 | 132 | 62,9 | .806 |
| *Klassisches Latein / Modernes Rumänisch* | 200 v. / 1953 | 209 | 117 | 56.0 | .764 |
| *Klassisches Latein / Modernes Catalan* | 200 v. / 1953 | 208 | 126 | 60,6 | .793 |
| **k (fraction-retained-per-millenium)** | | | | | **.8048** |

Abb. 2: Werteliste in Lees, The basis of glottochronology (Fn. 18).

Die daraus resultiernde *retention rate* variert zwischen lediglich 53 % beim Ägyptisch-Koptischen und 85 % beim Altnordisch-Schwedischen. Nun differieren allerdings die Zeiträume ganz erheblich. Deshalb errechnete Lees für jedes Paar einen Wert *k*, die auf die Dauer eines Jahrtausends bezogene *retention rate*. Auch wenn Lees' Schluss, »that on the average about 81 % of the basic-root-morphemes of a language will survive as cognates after 1.000 years, *for all languages, at all times*«,[19] eine unhaltbare Generalisierung darstellt, so ist doch bemerkenswert, dass das Ägyptisch-Koptische, in genauem Gegensatz zu der von Georg Ebers so eloquent vorgetragenen Meinung, auch nach der Nivellierung des Zeitfaktors unter allen Testsprachen die geringste Verbleib-Quote

19 Ebd., S. 119.

und den höchsten Wortverschleiß im Kernwortschatz nach Swadesh aufweist, noch vor Englisch und Rumänisch – Sprachen, die Perioden intensiver Entlehnung und Relexifizierung durchliefen. Dagegen zeigen ausgerechnet das Deutsche und das Italienische – Ebers' Beispiel für den raschen Sprachwandel in der »Sprache eines Volkes, das in regem Verkehre mit andern Nationen lebt«[20] – überdurchschnittlich hohe Verbleib-Quoten. So jedenfalls nach Robert Lees' Mathematik, nach den ihm vorliegenden Sprachdaten, die fürs Ägyptische sein Chicagoer Kollege Klaus Baer beigesteuert hatte, und nach den Maßgaben von Swadeshs Liste.

Lagen nun Lees' Untersuchung nicht mehr als 200 Begriffe eines vermeintlich universalen Basisvokabulars aller natürlichen Sprachen zugrunde, so stellt sich die Frage: Wie würden sich wohl Verbleib, Ersetzung und Laufzeit von Wörtern, bezogen auf den *Gesamtwortschatz* der ägyptischen Sprache, darstellen, wenn nicht allein die Zahl der lexikalischen Einheiten um etwa das 100fache, sondern überhaupt die Komplexität der Problematik exponentiell anstiege? Die *diachrone Dimension des ägyptischen Gesamtwortschatzes* ist das Thema des Akademie-Projekts *Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten* der Berlin-Brandenburgischen und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, das im Januar 2013 in Berlin und Leipzig seine Arbeit aufgenommen hat (siehe dazu auch die Beiträge von Peter Dils und Hans-W. Fischer-Elfert in diesem Heft).

## 3. Lehnwort-Lexikographie des Ägyptisch-Koptischen im DDGLC-Projekt

Es ist der hier umrissene Problemhorizont, unter welchem die Sammlung der *griechischen Lehnwörter* und die Beschreibung ihres Gebrauchs im Ägyptischen von Belang für die ägyptologische Wortforschung und für die historische Linguistik des Ägyptischen ist. Seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. war Wortentlehnung mehr denn je in der Geschichte des Ägyptischen zu einem virulenten Moment des Sprachwandels im Wortschatz geworden. Nachdem sich infolge der Eroberungszüge Alexanders des Großen die makedonische Dynastie der Ptolemäer in Ägypten etabliert hatte, wurden maßgebliche Institutionen des Staates und der Gesellschaft griechischsprachig und blieben dies auch während der ersten Jahrhunderte n. Chr., als Ägypten eine Provinz des römischen Reiches war. Die »Bilanz« des jahrhundertelangen griechisch-ägyptischen

20 Ebers, Ueber das hieroglyphische Schriftsystem (Fn. 1), S. 11.

Sprachkontakts tritt im Koptischen zutage. Der durch die arabische Eroberung Ägyptens und die Eingliederung des Landes ins Staatswesen des Kalifats 642 n. Chr. initiierte ägyptisch-arabische Sprachkontakt führte in den folgenden Jahrhunderten zur Entlehnung von arabischen Wörtern ins Koptische, bis im 11. Jahrhundert zunehmend das Arabische auch für die Kopten zur ersten Sprache, das Koptische aber außerhalb der gottesdienstlichen Liturgie obsolet wurde und die ägyptisch-koptische Sprache mehr als 4.000 Jahre nach der Schrifterfindung erlosch.

Der lexikographischen Sammlung griechischer Lehnwörter und der Beschreibung ihres Gebrauchs im Ägyptischen widmet sich derzeit ein Leipziger Projekt, das im Rahmen der Ausschreibung *Geistes- und Sozialwissenschaftliche Forschung* des *Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst* 2009 durch die Sächsische Akademie der Wissenschaften positiv evaluiert worden ist und unter dem Titel *Database and Dictionary of Greek Loanwords in Coptic* (kurz: DDGLC) von April 2010 bis März 2012 eine zweijährige Pilotphase durchlaufen hat. 2012 ist das DDGLC-Projekt in die Langfristförderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) aufgenommen worden (voraussichtliches Ende 2024). Während der zweijährigen Pilotphase wurde eine Lehnwortdatenbank entwickelt und die lexikographische Praxis daran erprobt. Im ersten Jahr des DFG-Langzeitprojekts rückte die lexikographische Kernarbeit in den Mittelpunkt.

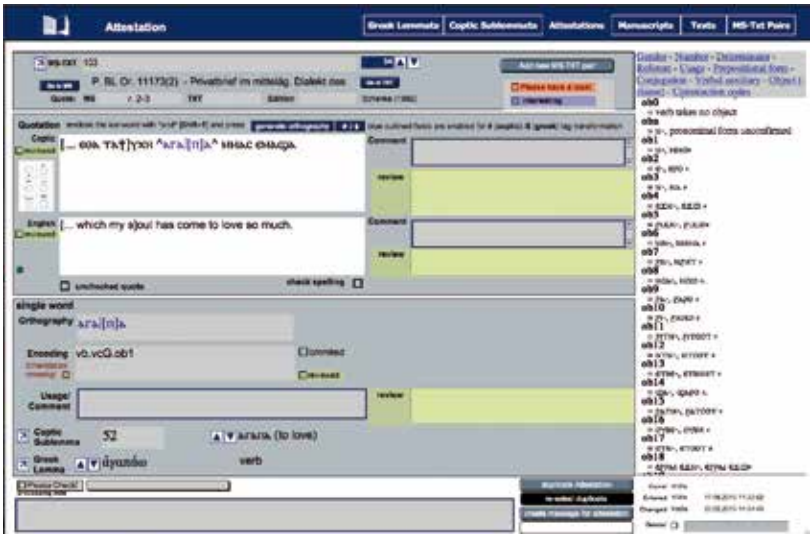



Abb. 3: DDGLC-Datenbank, Eingabe-Modus, Ansicht »Attestations«.

Die griechische Lemmaliste des DDGLC-Projekts, die oberste Strukturebene der DDGLC-Datenbank, umfasst im Moment der Niederschrift mehr als 5.000 griechische Lemmata, sodass wir tatsächlich von einem der am breitesten und dichtesten bezeugten Fälle intensiver lexikalischer Entlehnung in der Antike sprechen können. Diese Zahl, oder wie immer sie am Ende lauten wird, ist durch dass Zusammenfassen von Indizes entstanden und dokumentiert ein noch undifferenziertes Koptisch aller Zeiten, Regionen und Textarten, das zu keiner Zeit und an keinem Ort geschrieben oder gar gesprochen wurde. In lexikographischer Detailarbeit sind im Moment der Niederschrift ca. 1.380 Lemmata aus dieser approximativen Gesamtmenge griechischer Wörter im Koptischen durch ca. 21.000 Einzelbelege (Attestationen) aus verschiedenartigen koptischen Textcorpora und Texten instanziiert.

Die lexikographischen Einträge der Wortbelege sind mit detaillierten Manuskript- und Text-Metadaten verknüpft, welche es ermöglichen, die Entlehnung und Entlehnbarkeit griechischer Wörter ins Ägyptische nach Parametern wie Dialekt und Region, Datierung, Textinhalt, Texttyp und Textsorte zu differenzieren (Abb. 3). Zusammen mit den Einzelbelegen werden regelmäßig auch die orthographischen Varianten der Lehnwort-Schreibungen erfasst und die semantischen Werte und syntaktischen Bedingungen des Wortgebrauchs beschrieben, sodass die Strategien und Grenzen der Lehnwortintegration im Ägyptischen systematisch analysierbar und vergleichbar werden. Bei der Eingabe wird prinzipiell jedes Auftreten eines Lehnworts im Text erfasst; damit wird die *Beleghäufigkeit* einzelner Wörter, Wortklassen und Wortarten systematisch berücksichtigt.

| **Begriffswörter** | **96 %** |
|---|---|
| Substantive | 65 % |
| Adjektive | 14 % |
| Verben | 17 % |
| **Funktionswörter** | **4 %** |
| Konjunktionen, Adverbien, Partikeln | 3,6 % |
| Präpositionen | 0,4 % |

Abb. 4: Griechische Lemmata (Types) nach Wortarten.

Vergleicht man den Anteil verschiedener Wortarten (*types*) am griechischen Lehnwortschatz nach der DDGLC-Lemmaliste (Abb. 4) mit ihrer Beleghäufigkeit (*tokens*) in den bislang erfassten Attestationen (Abb. 5), so zeigt sich ein signifikant unterschiedliches Bild: Fast ein Drittel der Belegstellen fällt auf die an Typen arme Klasse der Funktionswörter.

| Begriffswörter | 65,25 % |
|---|---|
| Substantive | 48 % |
| Adjektive | 6,25 % |
| Verben | 11 % |
| **Funktionswörter** | **32 %** |
| Konjunktionen, Adverbien, Partikeln | 30 % |
| Präpositionen | 2 % |

Abb. 5: Beleghäufigkeit (token frequency) der Wortarten (2,75 % noch nicht zugewiesen).

In Anlehnung an das Projekt *Loanword Typology* des Leipziger Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie[21] wurde eine vorläufige Einteilung der in der Lemmaliste gesammelten griechischen Wörter auf semantische Klassen vorgenommen – vorläufig, sofern der Zuweisung zu semantischen Entnahmegebieten bisher nur Grundbedeutungen der Wörter in der griechischen Quellsprache, nicht die aktuellen Bedeutungen entsprechend ihrem Gebrauch in der koptischen Zielsprache zugrunde liegen (Abb. 6):

| | Semantisches Entnahmegebiet | Anteil |
|---|---|---|
| 1 | The physical world | 19,8 % |
| 2 | Kinship | 15,0 % |
| 3 | Animals | 25,5 % |
| 4 | The body | 14,2 % |
| 5 | Food and drink | 29,3 % |
| 6 | Clothing and grooming | 38,6 % |
| 7 | The house | 37,2 % |
| 8 | Agriculture and vegetation | 30,0 % |
| 9 | Basic actions and technology | 23,8 % |
| 10 | Motion | 17,3 % |
| 11 | Possession | 27,1 % |
| 12 | Spatial relation | 14,0 % |
| 13 | Quantity | 20,5 % |
| 14 | Time | 23,2 % |

21 Martin Haspelmath, »Loanword typology: Steps toward a systematic cross-linguistic study of lexical borrowability«, in Thomas Stolz, Dik Bakker, Rosa Palomo (Hg.), *Aspects of Language Contact: New Theoretical, Methodological and Empirical findings with special focus on Romanisation Processes* (Empirical Approaches to Language Typology 35), Berlin 2008, S. 43–62; Martin Haspelmath und Uri Tadmor, *Loanword in the World's languages. A comparative Handbook*, Berlin / New York 2009, S. 22–34.

| | | |
|---|---|---|
| 15 | Sense relations | 11,0 % |
| 16 | Emotions and values | 19,9 % |
| 17 | Cognition | 24,2 % |
| 18 | Speech and language | 22,3 % |
| 19 | Social and political relations | 31,0 % |
| 20 | Law | 34,3 % |
| 21 | Warefare and Hunting | 27,9 % |
| 22 | Religion and Belief | 41,2 % |
| **Durchschnitt** | | **24,9 %** |

Abb. 6: Das griechische Vokabular der DDGLC-Lemmaliste nach Sachgruppen (Semantische Taxonomie der Loanword Typology Meaning List in Haspelmath und Tadmor, Loanword in the World's languages [Fn. 21], S. 22–34). Deutlich überdurchnittlich oft belegte Entnahmegebiete sind rot markiert, deutlich unterdurchschnittlich oft belegte blau.

Für die Zukunft ist geplant, die im Titel des DDGLC-Projekts angekündigte Aufarbeitung *griechischer* Lehnwörter im *Koptischen* nach zwei Richtungen hin auszuweiten:

Erstens durch die Aufnahme griechischer Wörter, die schon im *vorkoptischen* Ägyptisch, besonders im Demotischen, belegt sind.[22] Zweitens durch die Erfassung *arabischer* Lehnwörter, die in bestimmten koptischen Texten bereits seit dem 8. Jahrhundert n. Chr., in größerer Menge dann im 10. und 11. Jahrhundert auftreten.[23] Die Arbeit im DDGLC-Projekt zielt also letztendlich auf die lehnwort-lexikographische Aufarbeitung des Gesamtcorpus ägyptischer Texte vom 4. Jahrhundert vor bis zum 14. Jahrhundert nach Chr. ab. Zu dem erwähnten Akademie-Projekt *Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten* verhält sich sich die Arbeit des DDGLC-Projekts zum einen wie ein *chronologisches*

22 Dazu vgl. Edda Bresciani und Rosario Pintaudi, »Textes démotico-grecs et grecodémotiques des ostraca de Medinet Madi: un problème de Bilinguisme«, in Sven P. Vleeming, *Aspects of Demotic Lexicography. Acts of the 2nd Conference for Demotic Studies*, *Studia Demotica 1,* Leiden 1987, S. 123–126; Willy Clarysse, »Greek loan-words in Demotic«, in ebd., S. 9–33; Penelope Fewster, »Bilingualism in Roman Egypt«, in J. N. Adams, Mark Janse und Simon Swain, *Bilingualism in Ancient Society. Language Contact and the Written Text,* Oxford 2002, S. 220–245; Ian Rutherford, »Bilingualism in Roman Egypt? Exploring the Archive of Phatres of Narmuthis«, in Trevor Evens und Dirk Obbink, *The Language of the Papyri,* Oxford 2010, S. 198–207.

23 Vgl. dazu Tonio Sebastian Richter, »Coptic[, Arabic loanwords in]«, in *Encyclopedia of Arabic Language and Linguistics,* Bd. 1, Leiden 2006, S. 595–601.

*Schluss-Modul*, in welchem die letzten anderthalbtausend Jahre der ägyptischen Sprachgeschichte seit dem frühesten Auftreten griechischer Lehnwörter im 4. Jahrhundert v. Chr. behandelt werden. Im systematischen Ausloten der Dimension *kontaktinduzierten Sprachwandels im Lexikon* bietet es zum anderen eine *methodische* Ergänzung dazu. Die Verbindung der diachron integrierten ägyptischen Wortgeschichte, die im Akademieprojekt *Strukturen und Transformationen des ägyptischen Wortschatzes* erarbeitet wird, mit den Lehnwort-Daten des DDGLC-Projekts wird erstmals ein qualitativ und quantitativ aussagekräftiges Panorama der Wortschatzentwicklung der ägyptisch-koptischen Sprache entstehen lassen.

Christian Martin Schmidt

# Grenzenlos fortschrittlich – Mendelssohns Gattungspoetik rund um das Oratorium

Die Musikanschauung des 19. Jahrhunderts war im Anschluss an die Wiener Klassik und ganz im Gegenteil zum vorangehenden, eher pluralistischen Jahrhundert sowohl restriktiv als auch normativ. Das zeigt sich sowohl an der Enge des musikalischen Gattungssystems als auch an der Ausbildung eines festgeschriebenen Kanons immer wieder aufgeführter Werke und schließlich an der Vorstellung, dass bestimmte Gattungen von einzelnen Komponisten in besonders idealer Weise repräsentiert würden. So galt Haydn in der allgemeinen Rezeption als Vertreter des Streichquartetts, Mozart des Klavierkonzerts, Beethoven der Klaviersonate und der Symphonie, Gluck repräsentierte die Opera seria, Mozart die Opera buffa, Schubert das Lied; und als sich die – in besonderem Maße normativen – Bestrebungen nach einer reinen Kirchenmusik durchgesetzt hatten, erlangten Bach bzw. Palestrina die Geltung als Musterkomponisten der evangelischen bzw. katholischen Kirchenmusik.

Die restriktive Ausrichtung einer solchen Musikanschauung wird im Bereich der Instrumentalmusik, die ja als »absolute« immer größere Geschichtswirksamkeit erlangte, besonders klar erkennbar. Von der kaum überschaubaren Vielfalt instrumentaler Ausdrucksformen des 18. Jahrhunderts blieben im Wesentlichen nur noch die Symphonie, das Streichquartett, das die klanglich asketische Kammermusik repräsentierte, und das Konzert übrig, das allerdings – unter Ausschluss etwa sämtlicher Bläserkonzerte – allein auf das Klavier, allenfalls noch die Violine beschränkt blieb. Im vokalen Bereich dominierte die Oper, dann aber auch die neue Gattung des Kunstlieds. Weniger auffällig, aber beharrlich hielt sich die Tradition der Messkomposition durch, diejenige des Oratoriums dagegen schien nach den bedeutenden Werken von Händel und Haydn versiegt zu sein. Das Überleben der Gattung im deutschsprachigen Raum war zwar durch den Dessauer Komponisten Friedrich Schneider gewährleistet worden, der zahlreiche Oratorien komponiert und mit seinem *Das Weltgericht* von 1819 einen bemerkenswerten Erfolg errungen hat. Die großen Klassiker Mozart und Beethoven dagegen haben dem Oratorium nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Dies alles muss als musikhistorischer Hintergrund im Auge behalten werden, wenn man sich mit den ästhetischen Auffassungen Mendelssohns im Allgemeinen und der Gattungspoetik seiner Vokalmusik im Besonderen beschäftigen will. Denn in diesem Punkt, an der Übereinstimmung mit oder der Distanzierung von den allgemeinen Tendenzen seiner Zeit, gewinnt seine musikgeschichtliche Position Kontur. Ich vertrete dabei die These, dass Mendelssohns historische Wirksamkeit allem voran in der innovativen Überschreitung der von der Klassik gezogenen Gattungsgrenzen begründet ist, einer Tendenz, die das ganze 19. Jahrhundert hindurch von bestimmender Kraft war, ihre erste bahnbrechende Verwirklichung im Musikdrama Wagners erfahren und in den Symphonien Gustav Mahlers ihre letzte große Realisierung gefunden hat. Und dass ich mich hier vor allem der Vokalmusik rund um das Oratorium zuwende, ist in erster Linie durch die Menge und Qualität der historischen Quellen begründet. Zwar böte auch Mendelssohns Instrumentalmusik klare Belege für die behauptete These, namentlich die beiden von ihm neu geschaffenen und historisch so folgenreichen Gattungen der Konzertouvertüre und des Liedes ohne Worte, in denen schon die trefflich gewählten Bezeichnungen die Überschreitung der Gattungsgrenzen signalisieren. Für die Vokalmusik dagegen sind auch schriftliche Zeugnisse dafür überliefert, wie intensiv der Komponist über Gattungsprobleme nachgedacht und welche Entscheidungen er hinsichtlich der eigenen Kompositionen getroffen hat. Man kann vermuten, dass die Existenz dieser Quellen sich vornehmlich der Tatsache verdanken, dass Mendelssohn für großdimensionierte Vokalwerke auf die Hilfe von Librettisten angewiesen war. Tatsächlich finden sich seine Äußerungen zu Gattungsfragen vor allem in Briefen an den Dessauer Pfarrer Julius Schubring einerseits, der ihm schon beim Text des *Paulus* zur Hand gegangen war und auch danach mehrfach Ansprechpartner in Librettofragen blieb, andererseits in Schreiben an den langjährigen Freund Carl Klingemann, Legationsrat in London, von dem Mendelssohn den Text für ein zweites Oratorium erhoffte. Zu reden sein wird also über die Kompositionsphase nach dem *Paulus*, d. h. die Jahre 1836 bis 1847, und als einschlägige Werke über die orchesterbegleiteten Psalmkompositionen op. 42, op. 46 und op. 51, die Symphonie-Kantate *Ein Lobgesang* op. 52 und über das Oratorium *Elias*, das in erster Fassung endlich im August 1846 fertiggestellt und aufgeführt wurde.

Offenkundig war bereits anlässlich der Uraufführung des *Paulus*, der am 22. Mai 1836 in Düsseldorf aus der Taufe gehoben wurde, über den Plan eines weiteren Oratoriums nachgedacht worden und allem Anschein nach war schon damals der *Elias* im Gespräch, dessen Libretto gemäß den Wünschen des Komponisten von Carl Klingemann verfasst werden sollte. An ihn schickte Mendelssohn am 1. Mai 1837 einen Brief, der von zentraler Bedeutung für unsere

Fragestellung ist; eine entscheidende Passage daraus lautet: »Ich halte es immer mehr für Irrtum, wenn man sich einbilden will, durch ein Werk zu wirken; es muss durch eine Folge unablässig geschehen, und aus der sondert sich dann das eine, beste heraus, wenn sie alle ernst gemeint sind. Ich möchte darum gern bald noch etwas im Kirchenstil schreiben, da sich zu einer Oper immer noch keine Aussicht zeigt; vielleicht ist das gut, es scheint mir mit allen deutschen Bühnen für den Augenblick so schlecht zu stehen, dass fast nirgends auf eine gute Aufführung zu rechnen wäre, so hat's wohl noch ein paar Jahre Zeit, und geht dann vielleicht um so eher; dass ich aber welche schreiben muss, von dem Gedanken kann ich nicht loskommen. Und jetzt im Augenblick sind die Singvereine gut, und sehnen sich nach Neuem, da möchte ich denn ihnen was liefern, das mir mehr gefiele, als mein voriges Oratorium, und dazu verhilf Du mir und schick mir ein neues.«[1]

Aufmerksamkeit verdient hier zunächst Mendelssohns Absage an die Beschränkung auf Einzelwerke innerhalb einer Gattung. Wirkliche Wirkung könne man – so betont er – nur dann erzielen, wenn man mit mehreren gleichartigen Exemplaren an die Öffentlichkeit trete und so den Vergleich zwischen ihnen ermögliche. An diese Maxime hat sich Mendelssohn auch in den meisten Fällen gehalten – man denke etwa an die die beiden Cellosonaten, die vier Konzert-Ouvertüren, die fünf Streichquartette, die sechs Orgelsonaten etc.; und diese Maxime gilt auch unter Berücksichtigung der Tatsache, dass seine wenigen Lebensjahre es Mendelssohn nicht erlaubten, sein Œuvre in einer so durchgreifend systematischen Planung zu organisieren, wie das eine Generation später Johannes Brahms gelungen ist. Im Kontext des zitierten Briefes indes dient die Argumentation dem Ziel, Klingemann von der Notwendigkeit eines zweiten Oratoriums und damit der Dichtung des zugrunde liegenden Librettos zu überzeugen.

Doch auch im unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang hielt sich Mendelssohn an die Maxime der Mehrfachkomposition. Seine Absicht nämlich, »gern bald noch etwas im Kirchenstil [zu] schreiben«, wurde in drei rasch, d. h. jährlich aufeinander folgenden Psalmkantaten realisiert: 1837 dem 42. Psalm MWV A 15 »Wie der Hirsch schreit«, 1838 dem 95. Psalm MWV A 16 »Kommt, lasst uns anbeten« und 1839 dem 114. Psalm MWV A 17 »Da Israel aus Ägypten zog«. Sie stellen von Besetzung, Satztypen und ästhetischem Anspruch her nichts anderes dar als kleindimensionierte Oratorien. Erprobt hatte Mendelssohn diese innovative Vokalgattung, bei der er auf einen Librettisten verzich-

1 Brief vom 30. April bis 1. Mai 1837 an Klingemann, in *Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann in London,* hg. und eingeleitet von Karl Klingemann [jun.], Essen 1909, S. 213–215, hier S. 214 (30. April).

ten konnte, bereits 1829/30 mit dem in Rom fertig gestellten 115. Psalm op. 31 MWV A 9. Jetzt griff er auf diese Gattung zurück, als ihm von Jahr zu Jahr klarer werden musste, dass weder von Klingemann noch auch von Julius Schubring, an den er sich danach hilfesuchend gewandt hatte, mit einem Libretto zum *Elias* gerechnet werden konnte.

Einen anderen Weg dagegen beschritt Mendelssohn mit dem nachfolgenden Werk für Soli, Chor und Orchester, der Symphonie-Kantate *Ein Lobgesang* op. 52 MWV A 18, die für das Johannes Gutenberg-Fest 1840 in Leipzig komponiert wurde; doch auch hier sind – wenngleich andersartige – Beziehungen zum Oratorium von Belang. Man wird die Frage, inwieweit bei der Entstehung der genannten Psalm-Kantaten Bachs Kirchenkantaten Pate gestanden haben, nur mit einiger Zurückhaltung beantworten können, beim *Lobgesang* dagegen hat Beethovens IX. Symphonie unverkennbar als Musterkomposition gedient. Die Kombination von drei Symphoniesätzen und einer mehrteiligen Vokalkomposition schließt direkt an die innovative Form des Wiener Meisters an und unterstreicht aufs Neue Mendelssohns Tendenz zur Überschreitung der Gattungsgrenzen, die ganz unverstellt im Werktitel Symphonie-Kantate, der eine instrumentale und eine vokale Gattung kombiniert, zum Ausdruck kommt. Und doch ist das Werk aus Planungen zu einem Oratorium hervorgegangen, nämlich denen zu einem Oratorium über Johannes den Täufer. Wieder liefert dafür die Korrespondenz Mendelssohns die Belege, diesmal Briefe von Julius Schubring, der auch hier das Libretto dichten sollte. Schubring schreibt am 17. Januar 1840: »Neulich wurde bekannt, daß Du versprochen, zum Buchdruckerfest […] ein Oratorium zu komponiren.«[2] Und noch konkreter am 19. Februar des Jahres: »Was nun Euer Johannisfest betrifft, so gefällt mir die Johannes-Idee […] sehr gut. Aber ich glaube, wenn man diesen Stoff nicht allzugroß auffaßt – etwa eine tüchtige Cantate –, daß es dann 1. in sich selbst passend, 2. einem solchen Feste angemessen, 3. auch bis dahin fertig werden könnte.«[3] Doch das Johannes-Oratorium wurde nicht fertig, sondern musste als Festkomposition 1840 dem *Lobgesang* weichen, der ganz gegen Mendelssohns oben beschriebene Maxime eine Einzelkomposition blieb.

Doch kommen wir noch einmal auf den anfangs zitierten Brief an Klingemann zurück. Der interessanteste Punkt darin ist die Beziehung, die Mendelssohn zwischen Oper auf der einen und Oratorium auf der anderen Seite herstellt, genauer gesagt, die Opposition, in die er die beiden Gattungen setzt: Weil

2 Julius Schubring [jun.] (Hg.), *Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Julius Schubring, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums,* Leipzig 1892; Reprint Walluf 1973, S. 151–155, hier S. 154.

3 Ebd., S. 155–160, hier S. 157.

sich angesichts der aktuellen Mängel an den Bühnen keine Chance auf eine akzeptable Aufführung einer Oper biete, sehe er sich genötigt, Kirchenmusik und speziell ein Oratorium zu schreiben. Dies ist zum einen eine Argumentation, die das so oft beklagte Fehlen der Oper in dem ansonsten allumfassenden Œuvre des Komponisten zu rechtfertigen sucht. Dies führt aber zum anderen zu der oft und namentlich bezüglich des Elias diskutierten Tendenz Mendelssohns, die Kirchenmusik nach dem *Paulus* zu dramatisieren. Man muss nicht so weit gehen wie Leon Botstein, der beim 1. Leipziger Mendelssohn-Kolloquium 1993 erwog: »Die bedeutendste Anregung für die ELIAS-Komposition lag wohl in Mendelssohns Wunsch, auch im dramatischen Bereich der Musik Erfolg zu haben.«[4] Doch ist unverkennbar, dass die Einbeziehung des dramatischen Elements in eklatantem Widerspruch zu den in jener Zeit gültigen Gattungsnormen stand und folglich zumal in der deutschen Rezeption einigermaßen verstörend gewirkt hat. Botstein hat dies – wohl allzu psychologisierend – als »Ausdruck des disziplinierten Versuches eines Komponisten, eine empfundene kompositorische Schwäche zu überwinden«[5] erklärt. Mendelssohn dagegen argumentierte sach-, d. h. Libretto-bezogen, wenn er bereits am 6. Dezember 1838 Schubring gegenüber ausführte: »Mit dem dramatischen Element scheint mir noch irgend ein Differenzpunkt zwischen uns zu sein; bei einem solchen Gegenstand wie Elias, eigentlich wie jedem aus dem alten Testamente, außer etwa dem Moses, muß das Dramatische vorwalten, wie mir scheint – die Leute lebendig redend und handelnd eingeführt werden […].«[6] Doch finden sich solche musikdramatischen Partien nicht allein im Oratorium *Elias*, bei dem Mendelssohn im Untertitel der definitiven Fassung ausdrücklich auf die Textquelle hinweist (»Ein Oratorium nach Worten des Alten Testaments«), sondern bereits mehrfach in den angeführten Psalmen mit Orchester, deren Text ja ebenfalls dem Alten Testament entnommen ist. Die Partie mit der höchsten musikdramatischen Intensität jedoch bietet der 6. Satz des *Lobgesangs* op. 52, wo der der Solo-Tenor einen zunehmend gesteigerten Frage-Dialog mit dem Orchester führt, bis endlich der Solo-Sopran – einem Sonnenaufgang vergleichbar – die im Werk Mendelssohns wohl einzigartige Spannung zur Lösung bringt.

Und noch ein weiterer Aspekt bezeugt Mendelssohns offene Haltung den Gattungsnormen gegenüber. Man kann die unlängst von Martin Staehelin

4 Leon Botstein, »Lieder ohne Worte. Einige Überlegungen über Musik, Theologie und die Rolle der jüdischen Frage in der Musik von Felix Mendelssohn«, in Gewandhaus zu Leipzig (Hg.), *Felix Mendelssohn – Mitwelt und Nachwelt* (Bericht zum 1. Leipziger Mendelssohn-Kolloquium am 8. und 9. Juni 1993), Wiesbaden 1996, S. 104–116, hier S. 104.

5 Ebd.

6 Fn. 2, S. 146–149, hier S. 147.

aufgestellte Behauptung, Mendelssohn habe mit dem vorletzten Satz des *Elias* »Wohlan, alle, die ihr durstig seid« an die Tradition der Benedictus-Komposition aus der lateinischen Messe angeknüpft[7], für zutreffend halten oder auch nicht. Sicher dagegen ist, dass der 35. Satz »Heilig, heilig, heilig« das Sanctus des Oratoriums darstellt, das in deutscher Fassung exakt den Text der Messe übernimmt: »Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus Sabaoth. Pleni sunt coeli et terra gloria eius«. Mendelssohn hat also das Oratorium nicht nur zu einem musikalischen Drama gemacht und damit der Oper angenähert, sondern hat die Gattungsgrenzen auch in Richtung auf eine Gattung überschritten, die alles andere als dramatisch zu charakterisieren ist. Es ging ihm also nicht nur um das dramatische Element an sich, sondern um den Einsatz all derjenigen musikalischen Ausdrucksformen, die ihm für die Sinngebung des individuellen Werkes angemessen erschienen. Und dabei nahm er – ganz im Sinne des späteren 19. Jahrhunderts – auf keine normativ festgelegten Gattungsgrenzen Rücksicht.

7 Martin Staehelin, »Mendelssohn als Theologe. Bemerkungen zu seinen Oratorien und Oratorienplänen«, in Hans Joachim Marx, *Hamburger Mendelssohn-Vorträge* Bd. 2, Wiesbaden 2008, S. 153–196, hier S. 167.

Ralf Wehner

# Zwischen ausgelassener Fröhlichkeit und patriotischer Pflichterfüllung

## Zu einigen Männerchören von Felix Mendelssohn Bartholdy

Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) hatte ein ambivalentes Verhältnis zum Männergesang. »Bei den Männerstimmenquartetten liegt das Philisterhafte schon gleich in den 4 Männerstimmen, aus musikalischen und andern Gründen […]«,[1] klagte der Komponist 1839, räumte aber anerkennend ein, dass sie sich dennoch »auch so bewährt«[2] hätten. Angesichts der Erfahrungen, die Mendelssohn gemacht hatte, ist diese Aussage verständlich. Gleichwohl belegt sein Schaffen vielfach das Gegenteil. Männerchorkompositionen in den unterschiedlichsten Besetzungen durchziehen alle Lebensphasen, und so dürfte es mehr als ein symbolischer Zufall sein, dass Mendelssohns erstes und letztes Stück für vier Vokalstimmen jeweils ein Männerchor war, komponiert 1820 vom Elfjährigen beziehungsweise Mitte September 1847 – sieben Wochen vor dem Tod.[3] In diesem zeitlichen Rahmen von 27 Jahren finden sich Männerchöre in Schauspielmusiken[4], in geistlicher Chormusik[5] und als Bestandteil

1 Brief vom 1. August 1839 an Carl Klingemann, Privatbesitz, zitiert nach *Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann in London*, hg. und eingeleitet von Karl Klingemann [jun.], Essen 1909, S. 238–241, das Zitat S. 241.

2 Ebd.

3 »Einst ins Schlaraffenland zogen drei Pfaffen auf einem Gaul« MWV G 1 und *Comitat* MWV G 38. Die MWV-Bezeichnungen beziehen sich auf folgende Publikation: Ralf Wehner, *Felix Mendelssohn Bartholdy. Thematisch-systematisches Verzeichnis der musikalischen Werke (MWV). Studien-Ausgabe* (Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie XIII, Band 1A), Wiesbaden/Leipzig/Paris 2009. Die Werkgruppe G umfasst weltliche Kompositionen für Männerchor bzw. Männerstimmen.

4 Immerhin handelt es sich um sieben Bühnenmusiken, von denen die Musiken zu *Antigone* MWV M 12 und zu *Oedipus in Kolonos* MWV M 14 als die gehaltvollsten zu nennen sind.

5 Außer dem *Responsorium et Hymnus* »Adspice Domine«, dem sogenannten *Vespergesang* für Männerstimmen und Basso continuo MWV B 26, sind dies die Vertonungen zweier geistlicher Texte, die Mendelssohn 1837 im Auftrag von Johann Christian August Clarus (1774–1854) für einen Festakt komponierte, der an der Universität Leipzig alljährlich zum Gedenken an Prof. Dr. Christian Martin Koch (1752–1803) abgehalten wurde, siehe Reinhard Pabst, »Ein neuer Fund zu Mendelssohns ›Zwei geistlichen

Abb. 1: »Männerchor« – Bildpostkarte mit postalischer Beförderung 1907. Quelle: Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück – Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, Kartennummer 1_2_1-009.

großbesetzter weltlicher Vokalmusik[6]. Ein wichtiges Segment in Mendelssohns Männerchorschaffen stellen jene 38 Lieder dar, die a cappella, also ohne Instrumentalbegleitung, zu singen waren und die jüngst im Rahmen der Mendelssohn-Gesamtausgabe der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in einer zweibändigen Edition bei Breitkopf & Härtel erschienen.[7]

Chören‹ op. 115«, in *Lied & Chor. Zeitschrift für das Chorwesen* 84 (1992), Nr. 10 (Oktober), S. 225.

6 Vier Werke und damit zwei Drittel dieser Werkgruppe sind für Männerchor und Orchester geschrieben. Neben der zu Lebzeiten ungedruckten *Begrüßung* (»Humboldt-Kantate«) MWV D 2 und der Gelegenheitskomposition *Bei Enthüllung der Statue Friedrich Augusts von Sachsen* »Gott segne Sachsenland« MWV D 5 stehen zwei Werke, die Mendelssohn drucken ließ: *Festgesang* (»Gutenberg-Kantate«) MWV D 4 sowie *Festgesang an die Künstler* op. 68 MWV D 6. Eine für ein Musikfest 1848 geplante Kantate nach Klopstocks *Hermanns Schlacht* blieb Projekt.

7 Wolfgang Goldhan und Ralf Wehner (Hg.), *Felix Mendelssohn Bartholdy. Lieder für*

Die betreffenden Werke – von denen vier als verschollen gelten müssen – entstanden in einem Zeitalter blühenden Männerchorwesens. Der Leiter der Berliner Singakademie, Carl Friedrich Zelter (1758–1832), hatte am 24. Januar 1809 – und damit kurz vor der Geburt Mendelssohns – mit der Berliner Liedertafel[8] den Grundstein für eine Bewegung gelegt, die sich in den folgenden Jahren zunächst allmählich, dann mit wachsender Geschwindigkeit entwickelte und ein halbes Jahrhundert später nahezu jede Ecke Deutschlands erreicht hatte.[9] Das im 19. Jahrhundert erstarkende Bürgertum formierte sich in Liedertafeln und Männergesangvereinen. Der Begriff »Liedertafel« ging zurück auf die Anfänge dieser Institutionen: Die in der Satzung eines Vereines vorgeschriebene Anzahl von Herren (z. B. 24 oder 12) traf sich regelmäßig zur »Tafel«, um dort nicht nur zu essen und zu trinken, sondern sich auch geistvoll zu unterhalten und – weswegen es zu dem Namen kam – Lieder zu dichten, zu vertonen und anschließend an der Tafel im Kreise der Mitglieder zu singen. Da diese Mitglieder durchweg sangesbegeistert, jedoch nur selten musikalisch umfassend ausgebildet waren, bestand die Herausforderung für die komponierenden Mitglieder darin, Beiträge zu schaffen, die klanglich reizvoll, aber singtechnisch auch zu bewältigen waren. Demzufolge verboten sich anspruchsvolle Koloraturen, komplizierte Tonintervalle und Modulationen oder andere kompositorische Finessen beziehungsweise richteten sich nach dem Leistungsvermögen der speziellen Runde. Die insbesondere seit den Dreißiger und Vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen Männergesangvereine gaben den elitären Charakter der frühen Liedertafeln mit limitierten Mitgliederzahlen auf und verzeichneten bald enormen Zulauf. Sangesbegeisterte Männer gab es allerorten, das Bedürfnis nach Gemeinschaft ohnehin, insbesondere, wenn

*Männerstimmen* (Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie VII, Band 4), Wiesbaden/Leipzig/Paris 2013, siehe auch den Beitrag in der Rubrik Berichte & Notizen in diesem Heft.

8 Wilhelm Bornemann, *Die Zeltersche Liedertafel in Berlin, ihre Entstehung, Stiftung und Fortgang, nebst einer Auswahl an Liedertafel-Gesängen und Liedern,* Berlin 1851.

9 Parallel dazu hatte Hans Georg Nägeli (1773–1836) das frühe Männerchorwesen in der Schweiz geprägt. Die Sekundärliteratur zum deutschen Männergesang des 19. Jahrhunderts ist mittlerweile unübersehbar geworden. Frühe Zusammenfassungen bieten Otto Elben, *Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung,* Tübingen 1855, und Richard Kötzschke, *Geschichte des deutschen Männergesanges, hauptsächlich des Vereinswesens,* Dresden 1927. Die neuere Literatur findet sich bei Dietmar Klenke, *Der singende »deutsche Mann«. Gesangvereine und deutsches Nationalbewußtsein von Napoleon bis Hitler,* Münster etc. 1998 sowie in der Bibliographie zum Artikel von Friedhelm Brusniak, »Chorwesen seit dem 18. Jahrhundert«, in Ludwig Finscher (Hg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart,* 2., neubearbeitete Auflage, Kassel etc. 1995, *Sachteil*, Bd. 2, Sp. 816–824.

das Singen noch mit Trinken und mit Spaß verbunden werden konnte. Benachbarte und befreundete Männergesangvereine trafen sich zu gemeinsamem Musizieren. Bald entstanden Sängerbünde, die zu regionalen und überregionalen Festen zusammenkamen und mehrere Hundert, bisweilen mehrere Tausend begeisterte Sangesbrüder vereinten.[10] Sie alle brauchten und forderten neben Geselligkeit und kameradschaftlichem Geist vor allem musikalische Beiträge, also Gesänge für vier Männerstimmen, die wirkungs- und klangvoll, leicht erlern- und singbar, zudem inhaltlich nicht allzu schwerblütig gehalten sein sollten. Kaum ein Komponist des 19. Jahrhunderts konnte sich dem Sog entziehen, Lieder für die klassische Männerchorbesetzung (zwei Tenöre und zwei Bässe) vorzulegen. Neben Tisch- und Trinkliedern waren die bevorzugten Themenkreise Natur, Jagd, Wald, Wandern, die Liebe und der Humor. Später traten politische, insbesondere nationalistische Texte in den Fokus des Interesses. Die erstarkende deutsche Nationalbewegung fand thematische Identifikationspunkte in Gedichten wie Hoffmann von Fallerslebens *Lied der Deutschen* oder diversen *Rheinliedern*, unter denen Georg Herweghs *Rheinweinlied* auch von Felix Mendelssohn Bartholdy vertont wurde.

Zwar konnte Mendelssohn der nationalen Euphorie wenig abgewinnen, doch das Männerchorwesen per se bestand nicht nur aus diesem Bereich. Mendelssohn hatte Humor, der sich in Form von Männerchören ideal darstellen ließ, er war gesellig, naturverbunden und dem A-cappella-Gesang gegenüber durch eigene Praxis aufgeschlossen.

Stilistisch sind Mendelssohns bis in die 1830er Jahre geschriebenen Chöre von Zelters Ideal des einfachen Männergesangs inspiriert. Das waren kurze Chorsätze meist in Strophenform. Gelegentlich trat ein Solist aus dem Ensemble hervor, das Tutti fiel repetierend oder unterstützend ein. Unisono-Stellen und fugierte Passagen lockerten den homophonen Satz auf. 1835 bis 1840 machte Mendelssohn in der Leipziger Liedertafel mit der praktischen Umsetzung seiner Musik intensive Erfahrungen und lernte hier wie im weiteren Verlauf seines Lebens im Kontakt mit weiteren Liedertafeln Größe und Grenzen des Männerchorwesens kennen. Allmählich verließen Mendelssohns Stücke den exklusiven Rahmen der ersten Liedertafeln (mit wenigen Personen, die sich noch alle kannten) und dienten auf den Sängerfesten vielen Chorgruppen als verbindendes und gemeinschaftsbildendes Element. Mit der 1840 erfolgten

10 Friedhelm Brusniak und Dietmar Klenke, »Sängerfeste und die Musikpolitik der deutschen Nationalbewegung«, in *Die Musikforschung* 52 (1999), Heft 1, S. 29–54; Sebastian Nickel, *Männerchorgesang und bürgerliche Bewegung 1815–1848 in Mitteldeutschland* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe; 37), Köln etc. 2013.

Drucklegung von insgesamt sieben Chören,[11] die ursprünglich für die beiden Leipziger Liedertafeln geschrieben worden waren,[12] traten Mendelssohns Beiträge endgültig aus dem privaten Kreis der Tafel heraus und fanden allgemeine Verbreitung und öffentlichen Zuspruch. Die wenigen Kompositionen der 1840er Jahre, meist Auftragswerke für bestimmte Festlichkeiten oder Vereine, waren musikalisch so konzipiert, dass sie auch von einer größeren Sängerschar leicht einstudiert und in Festhallen oder unter freiem Himmel gesungen werden konnten.

## I.

Lange bevor Mendelssohn einen gemischten weltlichen Chor komponierte,[13] hatte er mit Sätzen für zwei Tenöre und Bässe begonnen. Ende des Jahres 1820 finden sich in den Übungsbüchern zwischen Klavierstücken, Sologesängen und Kammermusikwerken auch erste Vokalstücke im vierstimmigen Satz, die für den Unterricht bei Zelter entstanden. Die Texte dieser frühen Stücke für Männerstimmen entnahm der Heranwachsende verschiedenen Gedichtsammlungen und Musenalmanachen, die in der Bibliothek der Familie zu finden waren. Sie stammten von Carl Streckfuß (1779–1844), Johann Heinrich Voß (1771–1826), Ludwig Uhland (1787–1862) und Friedrich von Köpken (1737–1811). Für seinen allerersten Satz für Männerstimmen griff Mendelssohn mit dem *Handbuch für Reisende am Rhein* sogar auf einen Reiseführer zurück, in dem Aloys Wilhelm Schreiber (1761–1841) die Sage *Das Wisperthal* überliefert hatte. Dort fand der Elfjährige den Text zu »Einst ins Schlaraffenland zogen drei Pfaffen

11 Eine Sammlung von sechs Liedern op. 50 sowie das ohne Opuszahl erschienene Gelegenheitswerk *Ersatz für Unbestand*. Zu Letzterem siehe Ralf Wehner, »›Ersatz für Unbestand hat mich so angesprochen daß ich es bald nach dem Lesen in Musik gesetzt …‹ Zum Erstdruck des Männerchores MWV G 25 von Felix Mendelssohn Bartholdy«, in *Felix Mendelssohn Bartholdys Vertonung des Rückert-Gedichtes ›Ersatz für Unbestand‹ im ›Deutschen Musenalmanach‹ von 1840,* Kommentierte Faksimile-Ausgabe Bestand A 1, Sign. DSM 18340 (Veröffentlichungen der Stiftung Dokumentations- und Forschungszentrum des Deutschen Chorwesens; Reihe I, Band 1), hg. im Auftrag der Stiftung Dokumentations- und Forschungszentrum des Deutschen Chorwesens von Friedhelm Brusniak, Würzburg 2012, S. 45–48.

12 Gemeint sind damit die 1815 gestiftete erste Leipziger Liedertafel, auch »ältere« Liedertafel genannt, und die 1838 gegründete »jüngere« Leipziger Liedertafel.

13 Das erste Lied für die klassische Besetzung Sopran, Alt, Tenor und Bass a cappella war die Goethe-Vertonung »Lasset heut am edlen Ort« MWV F 1 zu Zelters 70. Geburtstag am 11. Dezember 1828.

auf einem Gaul« MWV G 1. Andere Gedichte wie diejenigen zum *Stromübergang* MWV G 6 oder zur *Musikantenprügelei* MWV G 13 wurden direkt in Hinblick auf eine Vertonung von Mendelssohn geschrieben.

Bis Mitte der 1830er Jahre waren 13 Werke für Männerstimmen entstanden, welche durchweg nur einem kleinen Kreis bekannt wurden. Daran änderte sich auch in der ersten Leipziger Zeit wenig. Noch im Sommer 1836 schrieb Robert Schumann (1810–1856) bezüglich Felix Mendelssohn Bartholdy: »Zum ›Männergesangquartett‹ fühlt er keine Neigung u. glaubt nichts darin zu leisten. Ich glaube es beinahe auch. Doch wird er im Winter etwas schicken.«[14] Zwar ist es nicht zu dieser avisierten Sendung im Winter gekommen, doch entstanden im folgenden Jahr nicht weniger als acht Männerchorsätze, größtenteils für die erste Leipziger Liedertafel. Bemerkenswert ist, dass Mendelssohn noch im Februar 1838, zu einem Zeitpunkt, als bereits über zwanzig Lieder vorlagen, eine diesbezügliche Anfrage mit der Begründung ablehnte: »Ich würde Ihnen gern zu dem verlangten Zwecke etwas für Männerstimmen schicken, aber das ist eine Gattung in der ich mich noch gar nicht versucht habe […].«[15] Diesem scheinbaren Manko trat der Komponist zwischen November 1839 und

14 Brief vom 2. Juli 1836 von Robert Schumann an Anton Wilhelm Florentin Zuccalmaglio (1803–1869), Privatbesitz, zitiert nach Hermann Erler, *Robert Schumann's Leben. Aus seinen Briefen geschildert,* Berlin 1887, Bd. I, S. 85–87, das Zitat S. 86. Zuccalmaglio hatte am 7. April 1836 bei Schumann angefragt, ob er nicht eine Mendelssohn-Komposition für seine Liedertafel erwirken könne, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, *Korespondencja Roberta Schumanna,* Bd. 4, Nr. 343 (dankenswerter Hinweis von Dr. Armin Koch, Düsseldorf). Noch in seinen *Erinnerungen an F. Mendelssohn vom Jahr 1835 bis zu s. Tode. (Materialien)* notierte Schumann: »An die Männergesanglieder ging er schwer. Ueber den beliebten Sextquartaccord.« Schumannhaus Zwickau, *4871,V,3,1/2/3/4/5/6-A3,* zitiert nach Faksimile: Städtisches Museum Zwickau (Hg.), *Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy. Nachgelassene Aufzeichnungen von Robert Schumann,* bearbeitet von Dr. Georg Eismann, Zwickau (Sachsen) 1947, [2]1948, S. 33.

15 Brief vom 12. Februar 1838 an Wilhelm Speyer (1790–1878), Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, *Autogr. I/336,* gedruckt in Edward Speyer, *Wilhelm Speyer, der Liederkomponist 1790–1878. Sein Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen,* München 1925, S. 194–195, das Zitat S. 195. Auf Initiative des Frankfurter Liederkranzes fand vom 28. bis 30. Juli 1838 ein erstes deutsches Sängerfest in Frankfurt am Main statt, in dessen Folge die Mozart-Stiftung gegründet wurde, vgl. Heinrich Weismann, *Der Frankfurter Liederkranz. Ein Cultur- und Lebensbild. Festschrift zur Feier seines Fünfzigsten Stiftungsfestes am 15. Februar 1878,* Frankfurt a. M. 1878, S. 50–75. Speyer hatte Mendelssohn im Vorfeld gebeten, einen Beitrag dazu zu leisten: »Vielleicht macht es Ihnen Freude das Unternehmen durch Ihr Talent zu unterstützen, um so mehr da Sie nun ein halber Frankfurter sind!« Brief vom 12. Dezember 1837 von W. Speyer an Felix Mendelssohn Bartholdy, Standort unbekannt, zitiert nach Speyer, Wilhelm Speyer, der Liederkomponist (a. a. O.), S. 194.

Januar 1840 nachhaltig entgegen. Während einer intensiven Schaffensphase komponierte er neue Lieder, überarbeitete ältere und führte schließlich eine Auswahl zur Veröffentlichung. Unter den bevorzugten Dichtern stehen Namen berühmter Autoren wie Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich Heine oder Joseph von Eichendorff, deren Texte Mendelssohn – nachdem er sie im Detail in seinem Sinne verändert hatte – zu einigen besonders erfolgreichen Liedern inspirierten: *Der Jäger Abschied* MWV G 27, *Türkisches Schenkenlied* MWV G 23, *Wasserfahrt* MWV G 17 oder auch *Das Lied vom braven Mann* MWV G 16.

Die 1840er Jahre sind durch Einzelwerke geprägt, die auf konkrete Anlässe zugeschnitten waren: für repräsentative Jubelfeiern,[16] als Gesten für langjährige Verbundenheit mit bestimmten Personen, wie das *Lied für die Deutschen in Lyon* MWV G 36, oder als Dank für Ehrenmitgliedschaften, wie die *Abschiedstafel* MWV G 33.

## II. »Schwimmlieder, die Felix componirte und die man im Wasser schwimmend zu singen versuchte« – *Stromübergang* MWV G 6

Wenig ist über die Entstehungsumstände der Männerchorsätze aus den 1820er Jahren bekannt. Die ersten waren Übungsstücke, die zum Erlernen des spezifischen Männerchorsatzes und nicht unmittelbar für eine Aufführung dienen sollten. »Einst ins Schlaraffenland« MWV G 1 blieb streng genommen ein Fragment, da der Text der zweiten Strophe sich mit seiner veränderten Metrik nicht ohne Eingriffe in die Musik der ersten Strophe übertragen lässt. Das *Zigeunerlied* MWV G 5, wohl Mendelssohns früheste Beschäftigung mit einem Goethe-Text, schenkte der Komponist seinem Freund und Geigenlehrer Eduard Ritz (1802–1832).[17] Da das Autograph seit seiner Versteigerung im Jahre 1886 nicht mehr aufgetaucht ist, kann anhand des Schriftduktus keine nähere Datierung vorgenommen werden. Als wahrscheinlich haben die frühen 1820er Jahre zu gelten[18] und möglicherweise besteht ein zeitlicher Zusammenhang

16 Beiträge zum 25. Stiftungsfest der Leipziger Liedertafel MWV G 30 oder zur 50. Stiftungsfeier der Berliner Gesellschaft der Freunde MWV G 32.

17 Die Widmung lautete »Meinem Eduard«, siehe Leo Liepmannssohn, Katalog [2] (8.–12. März 1886), Nr. 510a.

18 Die Formulierung im Auktionskatalog (ebd.): »Der Handschrift nach ist es eine Jugendarbeit.« deutet wohl auf die Kinderschrift vor 1825.

zu einem nur wenige Takte umfassenden Entwurf eines Stückes für Chor und Klavier,[19] das ca. 1821 denselben Text »Im Nebelgeriesel« aufgriff.

Eine besondere Bewandtnis hat es mit dem Lied *Stromübergang* MWV G 6. Aus den Erinnerungen von Eduard Devrient (1801–1877) war die Nachwelt über die Existenz von sogenannten *Schwimmliedern* unterrichtet, die Mitte der 1820er Jahre komponiert und beim sommerlichen Bade unter den Freunden von Felix Mendelssohn Bartholdy gesungen worden sein sollen: »Die Schwimmübungen wurden im nächsten Sommer mit wahrem Jubel betrieben. Es hatte sich eine kleine Schwimmgesellschaft dafür gebildet; Klingemann, der bei dem hannover'schen Gesandten im oberen Stock des Mendelssohn'schen Hauses wohnte, gehörte zu dieser Gesellschaft, dichtete Schwimmlieder, die Felix componirte und die man im Wasser schwimmend zu singen versuchte […].«[20] Die Suche nach den *Schwimmliedern* von Carl Klingemann (1798–1862) und Mendelssohn blieb vergeblich, und erst gegen Ende der 1990er Jahre konnte zumindest der Zusammenhang zu einem 1868 in Frankreich faksimilierten[21] Lied hergestellt werden. Dem Anschein nach hat sich Devrient bezüglich der Angabe des Dichters geirrt. Die Texte stammten nicht von Klingemann, sondern von Frischmuth Wellentreter, einem Pseudonym, hinter dem sich der Berliner Blindenlehrer und Arzt August Johann Zeune (1778–1853) verbarg.[22] Dieser ließ 1826 eine Textsammlung *Schwimmlieder* erscheinen,[23] die fünf humoristische Gedichte enthielt: *Der Wassertanz* (»Zu den Fluten«), *Die Schwimmanstalt* (»In Rom war einst ein Felsenhang«), »Das Wasser hat keine Balken«, *Der Stromübergang* und *Die Schwimmfahrt* (»Was bewegt sich Weißes dort am Strande«). Die Ausgabe war »Dem Deutschen Schwimmeister Herrn General von Pfuel freundlich zugeeignet« und bezog sich auf den Begründer des Militärschwimmsportes Ernst Heinrich Adolf von Pfuel (1779–1866), der 1817 in Berlin eine Flussbadeanstalt (die »Pfuelsche Badeanstalt«) in der Spree eingerichtet und das Brustschwimmen erfunden hatte. Wem es gelang, einmal die Spree schwimmend zu überqueren, erhielt ein »Diplom der Schwimmkunst«; es

19 Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Musikabteilung mit Mendelssohn-Archiv (im Folgenden: D-B), *Mus. ms. autogr. F. Mendelssohn Bartholdy 2,* S. 161.

20 Eduard Devrient, *Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und Seine Briefe an mich,* Leipzig 1869, S. 25–26.

21 Hippolyte Barbedette, *Félix Mendelssohn (Bartholdy), Sa vie et ses œuvres,* Paris 1868, Einkleber vor S. 5.

22 Einen gewichtigen Beitrag zur Aufdeckung der hier referierten Zusammenhänge leistete der Mediziner Dr. Hartmut Mehlitz (Berlin), dem für seine Zuarbeit herzlich gedankt sei, siehe auch dessen Buch *Johann August Zeune. Berlins Blindenvater und seine Zeit,* Berlin 2003, insbesondere S. 89–90.

23 Frischmuth Wellentreter, *Schwimmlieder,* Berlin 1826.

ist dies genau der Vorgang, der im Lied *Stromübergang* beschrieben wird: »Den Strom hinüber und wieder zurück, das ist des Schwimmers Meisterstück.« In der Vorrede zu den *Schwimmliedern* heißt es in humoristischer Weise: »Wie kommt es nun wohl, daß es der Trinklieder so viele und der Schwimmlieder noch keine gibt? Ich glaube, weil alle Welt trinkt, aber nicht alle Welt schwimmt. […] Möge diese kleine Sammlung von Liedern Anlaß zu mehren geben, und ein schwimmkundiger glücklicher Händelsohn (felix Mendelson?) [sic] dieselben sangbar machen.«[24] Das Faksimile von 1868 belegt, dass sich Mendelssohn mindestens in einem Fall an diese Aufforderung gehalten hat.

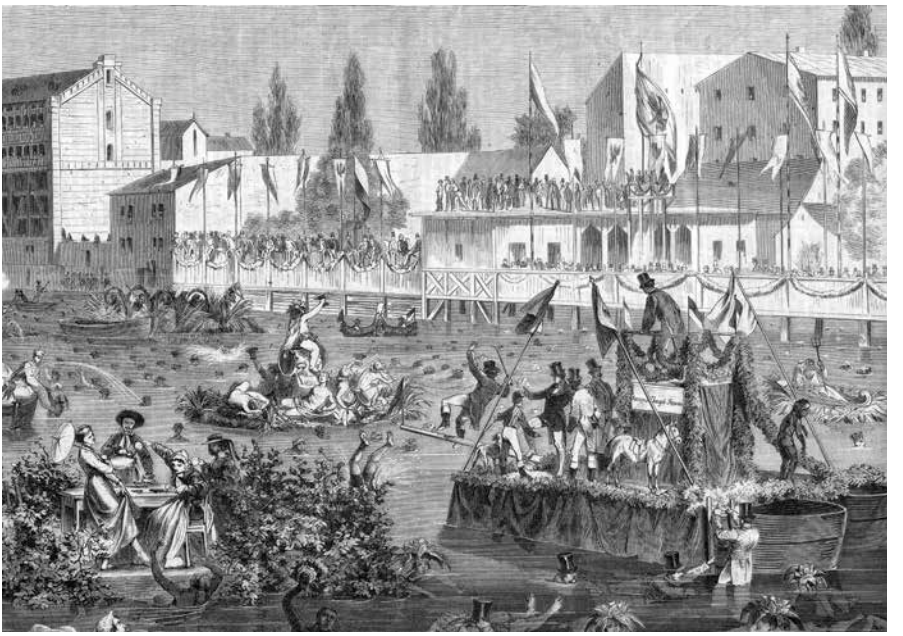


Abb. 2: Die Pfuelsche Badeanstalt an der Spree in Berlin – Inspirationsquelle für Mendelssohns Schwimmlieder, Lithographie 1867. Quelle: Privatbesitz.

## III. *Musikantenprügelei* MWV G 13 – Musik für ein Düsseldorfer Fest 1833

1909 wurden als Beitrag zum 100. Geburtstag Felix Mendelssohn Bartholdys zwei humoristische Männerchöre aus seinem Nachlass vom damaligen Leiter der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek Berlin veröffent-

24 Ebd., S. III–IV.

licht.[25] Der Text des zweiten Chores, in dem sich rivalisierende Musikergruppen von Streichern und Bläsern gegenseitig necken, stammte vom Maler und Dichter Robert Reinick (1805–1852), der in seiner Düsseldorfer Zeit mit Eduard Bendemann (1811–1889), Theodor Hildebrandt (1804–1874), Karl Ferdinand Sohn (1805–1867) und Julius Hübner (1806–1882) zum Künstlerkreis um Friedrich Wilhelm von Schadow (1788–1862) gehörte, dem auch Mendelssohn nahestand. Im Frühjahr 1833 sollte in Düsseldorf ein großes Fest stattfinden, über dessen Vorbereitungen Reinick einem Freund schrieb: »Lebende Bilder, Gesang und die komischen Szenen aus dem Sommernachtstraum waren zu den Ergötzlichkeiten dieses Festes bestimmt. Nun sollte Immermann es noch verherrlichen. Diesem nun fällt es ein, da das Fest um die Zeit des Dürerfestes fallen sollte, ein Vorspiel ›Dürers Traum‹ zu schreiben. Und Schadow, der fast zu sehr allen Launen Immermanns, den guten wie schlimmen nachgibt, läßt sich's gefallen und tauft sein Fest daher zum Dürerfest um. […] Das Programm ist folgendes: 1. Immermanns Vorspiel […] Die Dichtung hat viel Schönes, nur ist im Charakter Dürers zu viel von Immermanns eigenem Charakter und daher keine kindliche Unbefangenheit, die mir in Dürer neben seinem Tiefsinn so lieblich entgegentritt. – 2. Lebende Bilder: Bendemanns Juden, Lessings Königspaar, Schrödters Pappenheimer im Keller. Musikantenprügelei von Schrödter und noch ein ernstes, was noch nicht bestimmt ist. – 3. Szenen aus dem Sommernachtstraum, worin ich den Peter Squenz und nachher den Prolog spiele. – – Bisher sind alle Vorbereitungen etwas lau betrieben worden.«[26]

Zwei Tage nach Versand dieses Briefes traf Mendelssohn auf der Reise nach London in Düsseldorf ein und blieb für eine kurze Zeit. Ganz offensichtlich hat Reinick bei diesem Aufenthalt seinen alten Bekannten wiedergesehen, ihn über das Projekt informiert und ihm seinen Text für die *Musikantenprügelei* gegeben. Denn nur wenig später, auf der Weiterreise nach England, schrieb der Komponist abends nach anstrengender Kutschfahrt aus Rotterdam zurück

25 Erschienen in Leipzig in C. F. W. Siegel's Musikalienhandlung. In einem begleitenden Aufsatz wies der Herausgeber auf die Publikation hin, siehe Albert Kopfermann, »Zwei musikalische Scherze Felix Mendelssohns«, in *Die Musik* VIII (1908/1909), Heft 9 (Mendelssohn-Heft), S. 179–180, mit Faksimile des Kanons »Der weise Diogenes war der Erste der griechischen Sieben« MWV G 12 nach S. 176.

26 Brief vom 16. April 1833 von Robert Reinick an Franz Kugler (1808–1858), Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, *37.970,* zitiert nach Johannes Höffner (Hg.), *Aus Biedermeiertagen. Briefe Robert Reinicks und seiner Freunde,* Bielefeld/Leipzig 1910, S. 64–65. Zu den erwähnten lebenden Bildern siehe den Kommentar zum Brief vom 8. Mai 1833 von Carl Leberecht Immermann (1796–1840) an seinen Bruder Ferdinand Immermann (1802–1847) in Peter Hasubek (Hg.), *Karl Leberecht Immermann, Briefe,* Textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden, München 1978–1987, Bd. III/2 (1987), S. 816–817.

nach Düsseldorf: »Hier schicke ich Ihnen, was ich so eben von anhaltenden Magenschmerzen ud. sehr großer Ermüdung geplagt an Lustigkeit habe auftreiben können. Es würde gewiß zerrissen worden sein, wenn ich nicht dadurch für all Ihre Freundlichkeit unerkenntlich scheinen würde, ud. um dies nicht zu scheinen, will ich es absenden. Aber ich bitte Sie, wenn ein andres passendes Stück da ist, es vorzuziehn, denn dies ist gar zu schlecht, ud es ist Schade um Ihre Worte […].«[27]

Am 2. Mai 1833 wurde das Stück wie geplant zu dem Dürerfest mit einem lebenden Bild von Adolph Schroedter (1805–1875) aufgeführt. Dabei wurde es als »Musicanten-Schlägerei« bezeichnet.[28] Die Schroedtersche Vorlage (»Tutti« genannt) zu dem lebenden Bild hat sich als Lithographie erhalten und wird hier erstmals veröffentlicht.[29] Es zeigt plastisch die Szenerie der aufgebrachten und sich prügelnden Musiker auf dem Höhepunkt der Handlung, bei dem schon ein Instrument zu Bruch gegangen ist und auf der Erde liegt. Wie das auf der Bühne dargestellte lebende Bild dazu ausgesehen haben wird, kann man sich leicht vorstellen. Mendelssohn imitierte die Instrumente lautmalerisch in Bordunquinten (»wum, wum, wum«) und unterstützte die Dramatik der Situation durch chromatische Linien und heftige Modulationen. Den Reinickschen Text wies er dabei zwei Chören zu:

Wum, wum, wum, wum …
Seht doch diese Fiedlerbanden, seht doch die, seht doch die!
Wir sind hier die Musikanten, wir sind hie, wir sind hie!
Geigenkratzer, wollt ihr schweigen, schert euch fort, lasst uns hier geigen!
Seht doch diese Fiedlerbanden, wir sind hier die Musikanten!
Wum, wum, wum, seid ihr betrunken? Wum, wum, wum, schweigt, ihr Halunken!
*Ein Kontrabass wird hier zerbrochen.*
Wollt ihr es sehen, wollt ihr es fühlen, wie wir verstehen die Pauken zu spielen?
Stoßen und schleifen, binden und greifen, streichen fortissimo drein mit dem Schemelbein,
haben wir euch gepackt, schlagen wir gleich den Takt!
Ach meine Knochen, ach und mein Rücken, alles zerbrochen, alles in Stücken!
Meine Knochen!

27 Brief vom 23. April 1833 (Poststempel 24. April) an Robert Reinick, D-B, *Mus. ep. Felix Mendelssohn Bartholdy 12.*

28 Der Programmzettel sah als Abschluss des Abends vor: »Eine Musicanten-Schlägerei, Tableau nach einer Composition A. Schrötters, Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy.« Zitiert nach Hasubek (Hg.), Immermann, Briefe (Fn. 26), Bd. II (1979), S. 192.

29 Düsseldorf, Museum Kunstpalast, Graphische Sammlung, Inv.-Nr.: *K 1919–655*, siehe hierzu die Abbildung 3 dieses Beitrages. Frau Regina Abels (Düsseldorf) sei herzlich für die Unterstützung gedankt.

Abb. 3: Adolf Schroedter: Tutti (»Musikantenprügelei«) – Lithographie 1833, Format: quer 165 × 227 mm. Quelle: Düsseldorf, Stiftung Museum Kunstpalast, Graphische Sammlung, Inv.-Nr. K 1919–655. Foto: © Stiftung Museum Kunstpalast – Horst Kolberg – ARTOTHEK, Bildnummer 40503.

Der Komponist erlebte das Stück, das mittlerweile in Düsseldorf abschriftlich kursierte, erst ein Jahr später an einem vergnügten Abend, über den er seiner Familie berichtete: »Dann sangen sie 4stimmige Lieder bei Tische, unter andern eins, das ich voriges Jahr zum Musikfest an Woringen geschenkt hatte, Musikantenprügelei genannt, welches der hatte abschreiben lassen, welches der Abschreiber (einer der gegenwärtigen Spieler und Sänger) zugleich aber auch für sich selbst abgeschrieben hatte, und bei dieser Gelegenheit nun gelassen producirte, und welches mich selbst sehr lachen machte.«[30]

30 Brief vom 4. und 5. August 1834 an die Familie, Music Division, New York Public Library for the Performing Arts, Astor, Lenox and Tilden Foundations, **MNY++ Mendelssohn-Bartholdy, Felix, family letters* (im Folgenden: US-NYp, Familienbriefe), Nr. 206. Mit dem erwähnten Woringen war Otto von Woringen (1760–1838) gemeint, Königlicher Appellations-Gerichts- und Geheimer Justizrat in Düsseldorf, der als Sekretär der Niederrheinischen Musikfeste fungierte und der die Abschrift der *Musikantenprügelei* im Umfeld des Düsseldorfer Musikfestes Ende Mai 1833 erhielt. Mit der Familie von Woringen war Mendelssohn freundschaftlich verbunden.

Der Eindruck der Uraufführung von 1833, bei der auf der Bühne – ganz nach Anweisung von Mendelssohns autographer Partitur – ein Kontrabass zerstört wurde, wirkte noch zwölf Jahre später bei einem Zeitzeugen nach. 1845 wandte sich der Präsident der Freiburger Liedertafel an den Komponisten. Wie sich herausstellte, war das ein alter Bekannter[31], der sich auf der Suche nach neuem Repertoire für seinen Chor daran erinnerte, dass »einmal zu einem lebenden Prügelbild in Düßeldorf von Ihnen [ein Lied] componirt [wurde] – es wird ein baß dabei zerbrochen – besitzen Sie das noch?«[32] Mendelssohn besaß das Stück noch, aber er gab es nicht mehr für eine Aufführung frei und schickte stattdessen einen anderen Männerchor jüngeren Datums, seine *Abschiedstafel* MWV G 33.[33]

## IV. »Schließlich componirte ich noch ein kleines Jägerlied« – Zur Entstehung und Rezeption des Liedes *Der Jäger Abschied* MWV G 27

Felix Mendelssohn Bartholdys berühmtester Männerchor entstand am 6. Januar 1840 in Leipzig und gehörte zu den letzten Kompositionen für die dortige Liedertafel.[34] Der Komponist Ferdinand Hiller (1811–1885) erinnerte sich an einen Besuch, bei dem er Mendelssohn über Korrekturen eines Männerchorwerkes angetroffen hatte und beschrieb dabei dessen selbstkritische Arbeitsweise. »Von jener fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit Mendelssohn's in Bezug auf die mögliche Vollendung seiner Tondichtungen hatte ich im Laufe

31 Franz Arnold Maria von Woringen (1804–1870), seit 1843 Professor in Freiburg, Bruder des Tenors Ferdinand von Woringen (1798–1896) und Sohn des Präsidenten Otto von Woringen, dem Mendelssohn 1833 die Abschrift der *Musikantenprügelei* geschenkt hatte.

32 Brief vom 20. Januar 1845 von Franz von Woringen an Felix Mendelssohn Bartholdy, Bodleian Library, University of Oxford (im Folgenden: GB-Ob), *MS. M. Deneke Mendelssohn d. 47,* Green Books XXI-35.

33 Dieser Chor nach einem Text von Friedrich Rückert nimmt eine bemerkenswerte Sonderposition in Mendelssohns Männerchorschaffen ein. Er wurde zwar zu Lebzeiten nicht gedruckt, kursierte aber deutschlandweit in einer Vielzahl von Fassungen und Abschriften und war damit weit verbreitet, siehe hierzu ausführlich die Einleitung des Gesamtausgabenbandes (Fn. 7), S. XXXI–XXXIV.

34 Mendelssohns Verhältnis zur Leipziger Liedertafel wird ausführlich beleuchtet in Ralf Wehner, »›Möge der Genius herzlicher Fröhlichkeit die Liedertafel stets mit den duftendsten Blumen bekränzen!‹. Felix Mendelssohn Bartholdy und die erste Leipziger Liedertafel«, in *Mendelssohn-Studien* 18 (2013), S. 239–268.

des Winters eine eigenthümliche Probe. Eines Abends trat ich in sein Zimmer und fand ihn, das Gesicht geröthet, in einer so fieberhaften Aufregung, daß ich erschrak. ›Was ist Dir?‹ rief ich aus. ›Da sitze ich seit vier Stunden,‹ sagte er, ›um ein paar Tacte in einem Liede zu verbessern (es war eines für Männerchor) und bekomme es nicht zu Stande.‹ Er hatte zwanzig Versionen, von welchen die meisten den Meisten recht gewesen wären. ›Was Dir heute in vier Stunden nicht gelang, wird Dir morgen in eben so viel Minuten gelingen,‹ sagte ich. Er beruhigte sich allmählich und wir verwickelten uns in Gespräche, die mich bis zu später Stunde bei ihm hielten.«[35] Anderntags sahen sie sich wieder: »›Ich war gestern Abend, als Du fortgegangen,‹ sagte er, ›so aufgeregt, daß an Schlafen nicht zu denken war. Schließlich componirte ich noch ein kleines Jägerlied, das ich Dir doch gleich vorspielen muß.‹ Er setzte sich ans Clavier und ich hörte das Lied, das seitdem Hunderttausende entzückt hat, das Eichendorff'sche ›Sei gegrüßt du schöner Wald!‹ Ich begrüßte es mit freudiger Ueberraschung.«[36]

Abb. 4: »Sängergruss« – Unfrankierte Bildpostkarte aus dem Verlag Ottmar Zieher, München. Quelle: Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück – Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, Kartennummer 4_5-039.

35 Ferdinand Hiller, *Felix Mendelssohn=Bartholdy, Briefe und Erinnerungen,* Köln 1874, S. 138.

36 Ebd.

Das im Zitat genannte »kleine Jägerlied« trug im Autograph die Überschrift *Jägers Abschied*.[37] Mendelssohn nahm das Werk am 19. Januar 1840 mit in die Probe der älteren Leipziger Liedertafel, wo es sogleich gesungen wurde.[38] Dabei machten sich Hiller und Mendelssohn einen Spaß, indem sie drei Lieder von sich anonym singen ließen, ohne Preis zu geben, wer sie komponiert habe.[39]

Als das Lied wenige Monate später als op. 50 Nr. 2 gedruckt vorlag, hatte es denselben Titel wie Eichendorffs 1810 geschriebenes Gedicht: *Der Jäger Abschied*.[40] Möglicherweise war die Werkbezeichnung nach mündlicher Absprache mit dem Verleger geändert oder in den von Mendelssohn durchgesehenen Korrekturabzug eingetragen worden. In seinem persönlichen Autograph strich der Komponist zu einem späteren Zeitpunkt den originalen Titel *Jägers Abschied* und ersetzte ihn durch *Der deutsche Wald*.[41] Bei dieser Gelegenheit brachte Mendelssohn Korrekturen an, die über die Erstdruckfassung hinausgingen. Der Öffentlichkeit bekannt wurde das Lied aber als *Der Jäger Abschied*. Das Werk erschien 1840 in einer Sammlung von sechs Männerchören mit der Opuszahl 50 im Leipziger Verlag von Friedrich Kistner (1797–1844). Kistner war Mitglied der Gewandhausdirektion und gehörte der ersten Leipziger Liedertafel an, in der Mendelssohn seit 1835 Ehrenmitglied war und für die er immerhin neun Lieder geschrieben hatte.[42] Für die Publikation von *Der Jäger*

37 Biblioteka Jagiellońska, Kraków, *Mendelssohn Aut. 34*, S. 1; ein Faksimile des Kompositionsautographs findet sich im Gesamtausgabenband (Fn. 7), S. 219.

38 Nachzuweisen durch das von Dr. Heinrich Dörrien (1786–1858) verfasste handschriftliche Protokoll der Leipziger Liedertafel für die 274. Versammlung am 19. Januar 1840 beim Gründer der Liedertafel Jacob Bernhard Limburger (1770–1847), Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, *Musikkarton 170*, Protokollband IV.

39 Ebd.: »Ueber die Componisten der dreÿ letzten Lieder erfuhren wir nur so viel, daß sie Mendelssohn und Hiller seÿen, von wem aber jedes einzelne herrühre, blieb uns noch Räthsel.« Zum weiteren Umfeld siehe den Abdruck der wichtigsten auf Mendelssohn bezogenen Protokollpassagen in Ralf Wehner, »›… sich den Freuden einer einfachen Tafel und gemeinschaftlichen Gesanges widmen …‹. Die erste Leipziger Liedertafel und Felix Mendelssohn Bartholdy«, in Detlef Döring und Uwe Schirmer (Hg.), *Leipzigs Bedeutung für die Geschichte Sachsens,* Leipzig (im Druck).

40 Mendelssohn bediente sich höchstwahrscheinlich des Abdrucks in *Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff*, Berlin 1837, S. 161.

41 Bemerkenswerterweise wird genau dieser Titel 1860 in einer Zeitung aufgegriffen, die Mendelssohns Stück als »das Königslied der Lieder: ›der deutsche Wald‹« bezeichnete, in *Deutsche Männer-Gesangs-Zeitung* 1 (1860), Nr. 1 (31. Oktober), Titelseite, Faksimile in Klenke, Der singende »deutsche Mann« (Fn. 9), S. 14.

42 Eine Aufstellung der angebotenen und angenommenen Werke und eine Liste der 14 Besuche Mendelssohns bei den Versammlungen der Leipziger Liedertafel findet sich in Wehner, Möge der Genius herzlicher Fröhlichkeit (Fn. 34).

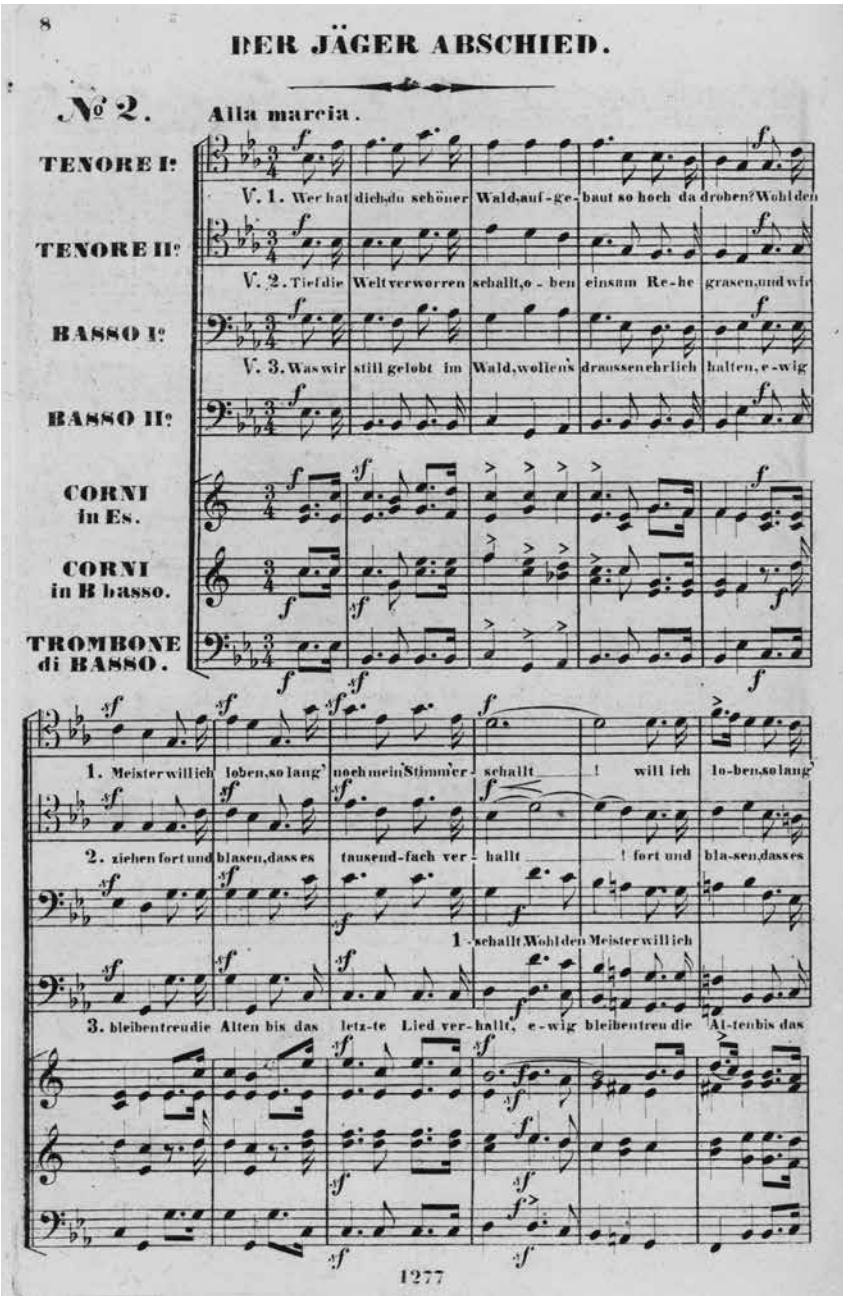



Abb. 5: »Der Jäger Abschied« op. 50 Nr. 2 MWV G 27 – Erste Seite des Partitur-Erstdruckes von 1840. Quelle: Mendelssohn-Haus, Leipzig, Inv. MH. G. SD. 22. 1.

*Abschied* hatte Mendelssohn noch eine Bläserbegleitung (ad lib.) komponiert, sodass die Möglichkeit gegeben war, den Chor bei passenden Gelegenheiten mit vier Hörnern und Posaune verstärken zu lassen.[43] Als erste öffentliche Darbietung gilt die Feier der Frankfurter Mozart-Stiftung am 28. Juli 1840, wenige Wochen nach Auslieferung der gedruckten Stimmen.[44] Die frühesten Aufführungen in Leipzig fanden zum 25. Stiftungsfest der älteren Liedertafel am 24. Oktober 1840 sowie am 10. Februar 1841 statt. An diesem Tage stand *Der Jäger Abschied* auf dem Programm eines Konzertes der Universitäts-Sängerschaft zu St. Pauli im Hôtel de Pologne.[45] Acht Tage später erklang das Werk zum ersten Male im Gewandhaus, als anstelle der an Heiserkeit erkrankten Altistin Sophie Schloß (1812–1903) kurzfristig dasselbe Ensemble im 17. Abonnement-Konzert auftrat. Ein Rezensent vermerkte: »Von ausserordentlicher Wirkung ist namentlich das Lied von Mendelssohn-Bartholdy und gewiss eines der trefflichsten für Männergesang, dessen Freunden Mendelssohn durch die Herausgabe der […] 6 Lieder […] ein treffliches Geschenk gemacht hat.«[46]

Viele Male nachgedruckt und handschriftlich in die Stimmbücher unzähliger Männergesangvereine übernommen, dauerte es nur wenige Jahre, bis *Der Jäger Abschied* zum festen Repertoire der Liedertafeln gehörte. So konnte Otto Elben 1855 von Mendelssohn und jener Komposition schreiben, »welche seine populärste, welche Eigenthum aller deutschen Sänger geworden ist, welche bei jedem Liederfeste erklingt, sein Jäger=Abschied vom Walde […] so duftig, so frisch, wie der deutsche Wald selbst!«[47] Trafen sich mehrere Liedertafeln zu Sängerfesten, konnte das Stück ohne weitere Probenarbeit sofort angestimmt werden. Schon 1843 kam es zu Aufführungen von mehreren hundert Sängern, so beim 10. Schlesischen Gesangfest in Liegnitz[48] oder beim ersten Liederfest

43 Siehe hierzu die Abbildung 5 dieses Beitrages mit der ersten Seite aus dem Erstdruck von 1840.

44 Nach Carl Heinrich Müller, »Felix Mendelssohn, Frankfurt a. M. und der Cäcilien-Verein«, Teil III, in *Volk und Scholle. Heimatblätter für beide Hessen, Nassau und Frankfurt a. M.* 3 (1925), S. 372. Müller lag noch ein Textbuch der 2. Erinnerungsfeier zum Jahrestag des Frankfurter Sängerfestes (1838) am 28. Juli 1840 vor: »Des ›Jägers Abschied‹ von Mendelssohn ist in dem vor mir liegenden ›Textbuch der Gesänge‹ das erste Lied nach der Eingangs=Hymne.«

45 Richard Kötzschke, *Geschichte der Universitäts-Sängerschaft zu St. Pauli in Leipzig 1822–1922,* Leipzig 1922, S. 85.

46 *Allgemeine musikalische Zeitung* 43 (1841), Nr. 11 (17. März), Sp. 243–244.

47 Elben, Der volksthümliche deutsche Männergesang (Fn. 9), S. 246.

48 Aufführung am 3. August 1843 mit Bläserbegleitung, siehe [Carl] Koßmaly und Carlo [Carl Heinrich Herzel] (Hg.), *Schlesisches Tonkünstler-Lexikon,* Viertes Heft, Breslau 1847, S. 300.

des Thüringer Sängerbundes am 16. August 1843 im Herzoglichen Schlossgarten zu Molsdorf.[49] Im Jahre 1846 war Mendelssohn selbst Zeuge einer solchen Massenaufführung[50] und er verhehlte nicht, dass es ihn rührte, »[…] wie die große Mehrzahl von den 2.000 Sängern mein Waldlied auswendig anstimmten, war mirs auch eine sehr frohe Empfindung, und machte mir gar zu große Freude«.[51] Jenes »Waldlied«, mit dem nichts anderes als *Der Jäger Abschied* gemeint war, wurde zum Inbegriff romantischer Naturverbundenheit auf dem Gebiete der Musik.[52] Es verband Gottesfurcht mit dem Bekenntnis zur deutschen Heimat, die sich in einer intakten Natur symbolisierte, und war musikalisch entsprechend umgesetzt.[53] Mit diesen mehrfach identitätsstiftenden Eigenschaften stand einer großen Popularität nichts im Wege.

Die starke Einengung auf das Deutschtum tat der Verbreitung auch außerhalb des deutschsprachigen Gebietes keinen Abbruch. Bei einem Gesangswettbewerb in Gent führte der Brüsseler Verein »Roland de Lattre« einen Chor *La Belgique* auf. Es war »*Mendelssohn's* herrliches Lied: ›Der deutsche Wald,‹ dem von Herrn *Nedelson* andere Worte angezwängt waren und der dadurch verstümmelt erschien. Die Bezeichnung ›La Belgique‹ schien uns die grösste Satyre auf belgische Musik überhaupt zu sein, besonders wenn der erste Bass anstatt: ›Lebe wohl‹ dort immer: O Belgique sang!«[54] Außerdem wurde das Lied, als es zu Spannungen zwischen dänischen und deutschen Volksgruppen im nördlichen Schleswig kam, kurzerhand mit dem leicht veränderten Text in

49 Eine handschriftliche Partitur zu diesem Fest hat sich erhalten. Sie zeigt den Notentext in der Druckfassung, nur ergänzt durch eine Metronomangabe (Viertelnote = 70), Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha, Forschungsbibliothek Gotha, *Mus. 4° 65ª/2,* S. 89–91.

50 Während des ersten deutsch-flämischen Sängerfestes in Köln, zu dem Mendelssohn seinen *Festgesang an die Künstler* op. 68 MWV D 6 beigesteuert hatte, siehe Armin Koch, »Felix Mendelssohn Bartholdys Festgesang an die Künstler op. 68«, in Helen Geyer und Wolfgang Osthoff (Hg.), *Schiller und die Musik,* Köln etc. 2007, S. 247–266.

51 Brief vom 27. Juni 1846 an Fanny Hensel (1805–1847), D-B, *MA Ep. 108*, gedruckt in S[ebastian] Hensel, *Die Familie Mendelssohn 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern,* Berlin 1879, Bd. III, S. 239–243, das Zitat S. 243.

52 Siehe die Beiträge des 5. Interdisziplinären Symposions der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main 2007, gedruckt in Ute Jung-Kaiser (Hg.), *Der Wald als romantischer Topos,* Bern etc. 2008.

53 »Die Waldlandschaft versinnbildlichte Mendelssohn lautmalerisch durch Waldhorn-Motive und eine Anlage der Stimmen, die im Schlußteil einer nachhallenden Waldakustik kongenial nachempfunden war.«, Klenke, Der singende »deutsche Mann« (Fn. 9), S. 66.

54 *Allgemeine musikalische Zeitung* 46 (1844), Nr. 32 (7. August), Sp. 536–537.

der 3. Strophe »du grüner Wald« statt »du deutscher Wald« gesungen.[55] In England trat das Lied als »The Hunter's Farewell« seinen Siegeszug an.[56]

Gleich mehrere Orte in Schlesien[57] und im Taunus[58] nahmen für sich in Anspruch, dass das Lied in ihrer Gegend komponiert sei. Insbesondere eine weitverbreitete Novelle[59] von Ernst Pasqué (1821–1892) verwob Dichtung und Wahrheit so geschickt, dass sich lange Zeit der Eindruck hielt, das Lied sei in der Umgebung von Eppstein (Taunus) entstanden. Der *Frankfurter Liederkranz* nahm dafür in Anspruch, die Uraufführung realisiert zu haben.[60]

Mendelssohns Lied wurde nicht nur oft und gerne gesungen, sondern bot auch genügend Ansatzpunkte für künstlerische Auseinandersetzungen. Das waren Bearbeitungen für andere Besetzungen, die zunächst im Orginalverlag Kistner erschienen.[61] Insbesondere nach Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist (1877) überschwemmten die unterschiedlichsten Bearbeitungen den Markt und wurden freudig aufgenommen. *Der Jäger Abschied* wurde u. a. arrangiert für: eine Solostimme und Klavier (Ferdinand Gumbert, 1879; C. Schnabel, 1879; Carl Schiller, 1886; Ferdinand Friedrich, 1888; Franz Theodor Cursch-Bühren, 1894; Ernst Naumann, 1898), Orchester (M. Carl, 1879), Harmoniemusik (1880), Cornet-Quartette (Julius Kosleck, 1878), Violoncello und Klavier (H. Claus, 1878), Klavier 4händig (Carl Burchard, 1880), Harmonium (H. Claus, 1878), Zither (Friedrich Gutmann, 1878; Josef Bartl, 1885; J. Grienauer, 1886;

55 Elben, Der volksthümliche deutsche Männergesang (Fn. 9), S. 110. Die Formulierung in der dritten Strophe des Refrains »du deutscher Wald« gegenüber dem Eichendorffschen Originaltext »du schöner Wald« ging auf eine Änderung im Autograph Mendelssohns zurück und wurde auch so gedruckt.

56 Die Fülle von Bearbeitungen im englischsprachigen Raum unterstreicht die Beliebtheit des Werkes.

57 Zusammenfassung in Robert Becker, »Felix Mendelssohn-Bartholdy und Reinerz«, Sonderdruck aus dem *Echo des Heuscheuer- und Mensegebirges* (Reinerzer Stadtblatt), Bad Reinerz 1930, S. 3–26 und 31, besonders S. 16–24.

58 Zu den Ursachen und Belegen dieser Legenden siehe Berthold Picard, »›Wer hat dich, du schöner Wald‹ oder Mendelssohn Bartholdy in Eppstein«, in *Zwischen Main und Taunus, Jahrbuch des Main-Taunus-Kreises* 6 (1998), S. 38–43.

59 »›Wer hat dich, du schöner Wald …?‹ Eine Lieder-Erzählung aus dem Leben Felix Mendelssohn=Bartholdy's«, zuerst erscheinen in *Illustrirte Frauen-Zeitung* 18 (1891), Nr. 22 (15. November), S. 170–172 und 23 (1. Dezember), S. 177–179, dann mehrfach zwischen 1903 und 1930 einzeln veröffentlicht als Nr. 35 der Reihe *Wiesbadener Volksbücher.*

60 Wilhelm Fluhrer, *Der Frankfurter Liederkranz 1828 bis 1928. Ein Ausschnitt aus der Frankfurter und der deutschen Kulturgeschichte,* Frankfurt a. M. 1928, S. 45, siehe auch Fn. 44.

61 1864 erschien eine Bearbeitung für gemischten Chor vom Friedrich Gustav Jansen (1831–1910), 1874 eine für Altstimme und Klavier von Robert Franz (1815–1892).

Felix Lohr, 1891; H. Bössenroth, 1894; Heinrich Seifert, 1896), Zither mit Gesang ad lib. (Ph. Grasmann, 1880), zwei Zithern (Joseph Lenz, 1886).

Außerdem entstanden neue Werke, in denen Mendelssohns Lied oder Zitate daraus für Fantasien, Paraphrasen oder Anspielungen genutzt wurden. Chronologisch relativ am Anfang stand Franz Liszt (1811–1886) mit einer fulminanten Klavierbearbeitung von 1848.[62] Eine Flut von kleineren und größeren Meistern folgte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.[63] Noch 1929 wählte Hanns Eisler (1898–1962) in seinem *Stempellied* (*Lied der Arbeitslosen*) das Mendelssohnsche Motiv zur Vertonung der von Robert David Winterfeld alias Robert Gilbert (1899–1978) verfremdeten, im Berliner Dialekt gehaltenen Textzeile: »Wer hat dir, du armer Mann, abjebaut so hoch da droben?«[64] Eisler konnte damit rechnen, dass die Hörer jenes Liedes sehr wohl das Original von Felix Mendelssohn Bartholdy und dessen Verfremdung erkannten.

## V. »Der Rhein soll deutsch verbleiben …« – *Rheinweinlied* MWV G 35

Einen letzten Höhepunkt erlangte die Leipziger Liedertafel am 24. Oktober 1840 zum 25. Stiftungsfest. Mendelssohn hatte zwar noch in alter Verbundenheit ein Lied zu dem Fest beigesteuert,[65] doch für den Komponisten war diese Jubelfeier der Anlass, sich innerlich von dem Verein zu lösen. Nach Berlin schrieb er an seine ältere Schwester: »Statt dessen hab ich mich gestern Abend über das 25jährige Stiftungfest der Liedertafel erbost, als ob ich ein ganz kleiner Junge wär. Es wurde so falsch gesungen, und noch falscher gesprochen, und wenn's recht langweilig war, so war's im Namen des ›Deutschen Vaterlandes‹, oder in der ›alten Deutschen Weise‹.«[66] Ähnlich äußerte er sich zwei Tage später

62 Franz Heiduk, »Zur Mendelssohn-Transkription von Franz Liszt«, in *Aurora. Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft für die klassisch-romantische Zeit* 48 (1988), S. 154–167.

63 Siehe die Auswahl am Ende dieses Beitrages.

64 Bezogen auf die erste Textzeile des Originals: »Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut so hoch da droben?«

65 Festlied »Schwebt um uns in Morgenglanze« MWV G 30. Die Gelegenheitskomposition auf einen Text von Liedertafelmitglied A. Wendler sen. (1783–1862) wurde nicht mehr in die Stimmbücher aufgenommen. Es ist davon auszugehen, dass zur Uraufführung nur lose Notenblätter benutzt wurden.

66 Brief vom 24./25. Oktober 1840 an Fanny Hensel, D-B, *Depos. Berlin 9,* gedruckt in Paul und Carl Mendelssohn Bartholdy (Hg.), *Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 von Felix Mendelssohn Bartholdy,* Leipzig 1863, S. 233–236, das Zitat S. 234; später heißt es in dem Brief, bezogen auf Bruder Paul Mendelssohn-Bartholdy: »Er mag sagen was er wolle,

gegenüber seiner Mutter und berichtete »[…] von der silbernen Hochzeit der Leipziger Liedertafel, von der ich mich noch nicht wieder ganz erholen kann. Gott sei bei uns, was ist das deutsche Vaterland für ein langweiliges Ding, wenn es von dieser Seite betrachtet wird! Ich erinnere mich lebhaft an Vaters ungeheuern Grimm gegen die Liedertafeln, und überhaupt gegen alles was in einiger Verwandtschaft mit Vetter Michel steht, und fühle auch so etwas Aehnliches in mir.«[67] Neben der politischen Distanzierung dürfte sich Mendelssohns Kritik vor allem auf die künstlerische Qualität bezogen haben, und so war jene Jubiläumsfeier am 24. Oktober 1840 die letzte Veranstaltung der älteren Liedertafel, an der Mendelssohn teilnahm. Dass sich der Komponist patriotischen Texten auch in der Folge nicht gänzlich entziehen konnte, belegt sein *Rheinweinlied* MWV G 35.

Die sogenannte »Rheinkrise« von 1840 führte in ganz Deutschland zu einer Schwemme patriotischer Lieder, die den Rhein als Symbol deutscher Identität und Stärke verherrlichten. In dieser Krise ging es um Besitzansprüche Frankreichs an den linksrheinischen Gebieten, die seit 1815 dem Deutschen Bund zugeschlagen worden waren. Die Bewohner der unter preußischer Verwaltung stehenden Rheinprovinz wollten um jeden Preis verhindern, dass das französische Königreich den Rhein als östliche Grenzlinie annektiere. Die durch die Regierung von Adolphe Thiers (1797–1877) gestellte Forderung nach dem gesamten linken Rheinufer wurde als Bedrohung empfunden. In der Folge kam es auf beiden Seiten des Rheines zu nationalen Strömungen, die sich in unzähligen Zeitungsartikeln sowie einer Reihe von Gedichten und Gesängen dokumentieren.[68] In dem Gedicht *Die Wacht am Rhein* von Max Schneckenburger (1819–1849) hieß es: »Der deutsche Jüngling fromm u. stark | Beschirmt die heilge Landesmark. […] Und schwört mit stolzer Kampfeslust: ›Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust‹.«[69] An der Spitze der Beliebtheit

es giebt keinen Krieg. Wenn ich aber an die gestrige Liedertafel denke, so möcht' ich doch, es gäbe welchen.«

67 Brief vom 27. Oktober 1840 an Lea Mendelssohn Bartholdy (1770–1842), US-NYp, Familienbriefe, Nr. 449, gedruckt mit Abweichungen in *Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847,* ebd., S. 237–239, das Zitat S. 239. Seine ursprüngliche Formulierung »abgeschmacktes Ding« ersetzte Mendelssohn durch »langweiliges Ding«.

68 Cecilia Hopkins Porter, *The Rhenish Manifesto: »The Free German Rhine« as an Expression of German National Consciousness in the Romantic Lied,* Ph. D. University of Maryland 1975 konnte rund 400 Vertonungen von Rheinliedern nachweisen, siehe auch dies., *The Rhine as Musical Metaphor. Cultural Identity in German Romantic Music,* Boston 1996.

69 Mehrere Textvarianten, hier zitiert nach dem Faksimile eines Briefes des Dichters vom 8. Dezember 1840 an einen ungenannten Freund, in *Die Gartenlaube* 18 (1870), Heft

aber rangierte das Gedicht *Der deutsche Rhein* (auch *Rheinlied* genannt) von Nikolaus Becker (1809–1845), das mit den Worten begann: »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein«.[70] Schon ein halbes Jahr nach Erscheinen zählte die *Allgemeine musikalische Zeitung* nicht weniger als 79 Vertonungen auf,[71] insgesamt sollten es über 110 werden,[72] darunter Beiträge von Robert Schumann,[73] Conradin Kreutzer (1780–1849), Carl Loewe (1796–1869) oder Johannes Rupprecht Dürrner (1810–1859). Es war genau jenes Lied, über das Mendelssohn gegenüber seinem Bruder wetterte: »Über besagtes Rheinlied könnte ich Dir eben solch eine Klage schreiben, wie Du mir über das Hamburger Geschmackswesen, ud. Lißts Kaffeetasse. Du hast keinen Begriff was für einen Halloh sie hier davon machen, ud. wie ein Zeitungenthusiasmus mir so etwas widriges hat. Dazu die ganze Gesinnung, einen Lärmen davon zu machen, daß die andern nicht kriegen sollen, was sie haben! Das ist rechten Lärmens, ud. rechter Musik werth! Dabei muß nicht ein Ton gesungen werden, wenn es sich von nichts handelt, als das nicht zu verlieren, was man hat. Davon schreien kleine Jungen ud. furchtsame Leute, aber rechte Männer machen kein Wesen von dem was sie besitzen, sondern haben es, ud. damit gut. Mich ärgerts, daß

40, S. 667. Das Lied spielte auch, noch textlich leicht verändert, im Krieg 1870/1871 eine tragende Rolle, siehe *Der Deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870,* auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen bearbeitet von Dr. Friedrich Dörr, Berlin 1870, Bd. I, S. 290–294.

70 Erstmals veröffentlicht in *Trierische Zeitung,* Nr. 257 vom 18. September 1840, siehe auch Siegfried Waldenburg, *Nikolaus Becker. Sein Leben und Wirken. Festschrift erschienen gelegentlich der Feier der Herrichtung der Grabstätte des Dichters in Hünshoven am 13. August 1899,* Köln 1899.

71 *Allgemeine musikalische Zeitung* 43 (1841), Nr. 9 (3. März), Sp. 191–194, eingeleitet durch die Worte von Gottfried Wilhelm Fink (1783–1846): »Und nun möge sich sogleich noch vor den Augen des geneigten Lesers in Reihe und Glied stellen, was so viele Zungen und Federn in allerlei Bewegungen gesetzt, manchen Jubel erregt und manche gravitätische Widersacher bei immer neuer Gesangeslust in verrostete Harnische gejagt hat.«

72 Porter, The Rhenish Manifesto (Fn. 68), S. 546–552, Nr. 30–140.

73 Schumanns *Patriotisches Lied* wurde am 2. November 1840 komponiert, unverzüglich ohne Opuszahl veröffentlicht und innerhalb eines Monats in drei Fassungen ausgearbeitet (als Lied für Singstimme und Chor mit Klavierbegleitung, für Singstimme, Chor und Orchester sowie für Männerchor a cappella). Das Werk gehört zu den meistgedruckten Werken Schumanns. Schon Anfang Dezember 1840 erschien die 5. Auflage, Nachweise in Margit L. McCorkle, *Robert Schumann. Thematisch-Bibliographisches Werkverzeichnis,* München 2003, S. 638. Zum historischen Umfeld und zu den verschiedenen Gründen des Erfolges der Beckerschen Gedichtvorlage siehe Ulrich Tadday, »Schumanns ›Patriotisches Lied‹ (WoO 5) im Kontext des deutschen Nationalismus«, in Helmut Loos (Hg.), *Robert Schumann. Persönlichkeit, Werk und Wirkung. Bericht über die Internationale Musikwissenschaftliche Konferenz vom 22. bis 24. April 2010 in Leipzig,* Leipzig 2011, S. 317–336.

sie unter andern in diesen Tagen in den Zeitungen drucken lassen, außer den 4 Compositionen dieser herrlichen Worte die Leipzig geliefert habe […] wäre nun noch eine von mir bekannt geworden, meinen ganzen ausgedruckten Namen,[74] ud. ich kann so Jemand nicht Lügen strafen, weil ich eben öffentlich stumm bin. Zugleich haben mir Härtels sagen lassen, wenn ichs für sie componiren wollte, so getrauten sie sich 6.000 Exempl. in 2 Monaten abzusetzen.«[75]

Gegenüber dem Theologen Julius Schubring (1806–1889) urteilte Mendelssohn über das Gedicht, es sei »eigentlich gar nicht zu componiren, ist ja ganz unmusikalisch«[76], und so beteiligte er sich nicht an diesem nationalen Wettbewerb der Tonsetzer. Doch die Bedeutung des *Rheinliedes* von Becker bestand nicht nur in der Vielfalt seiner Vertonungen, sondern auch darin, dass es Auslöser für eine Reihe weiterer Lieder wurde, die entweder als unmittelbare Reak-

74 Siehe *Leipziger Tageblatt und Anzeiger,* Nr. 320 vom 15. November 1840, S. 2637–2638: »[…] daß nunmehr vier Compositionen dieses Liedes bekannt sind: eine von Conradin Kreutzer, eine zweite von Robert Schumann, eine dritte von unserm wackern Tenoristen Schmidt und eine vierte von Dr. Mendelssohn=Bartholdy.« Der »wackere Tenorist« war Christian Maria Heinrich Schmidt (1809–1870), von 1838 bis 1845 am Leipziger Stadttheater tätig.

75 Brief vom 20. November 1840 an Paul Mendelssohn-Bartholdy (1812–1874), US-NYp, Familienbriefe, Nr. 580. Zwei Tage vorher schrieb er: »[…] alle Leute sprechen vom ›Rheinlied‹ oder von der ›Colognaise‹, wie sie es recht bezeichnend nennen. Charakteristisch ist das ganze Ding; denn die Verse fangen an: ›Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein‹, und zu Anfang jeder Strophe wiederholt sich ›Sie sollen ihn nicht haben‹. Als ob damit das geringste gesagt wäre! Hiesse es nur wenigstens ›Wir wollen ihn behalten‹. Aber sie sollen ihn nicht haben, scheint mir doch auch gar zu unfruchtbar, zu unnütz; es ist eigentlich was Jungenhaftes darin, denn was ich fest und sicher besitze, von dem brauche ich doch wohl nicht erst viel zu sagen oder zu singen, dass es keinem anderen gehört. Das wird nun in Berlin bei Hofe gesungen; und hier in den Kasinos und Klubs, und natürlich fallen die Musiker wie toll darüber her und komponieren sich unsterblich daran. Nicht weniger als 3 Melodien haben Leipziger Komponisten dazu gemacht, und alle Tage steht irgend was von dem Lied in der Zeitung. Gestern unter anderen, dass nun auch von mir eine Komposition dieses Liedes bekannt sei, während ich nie im Traum daran gedacht habe, solche defensive Begeisterung in Musik zu setzen – so lügen die Leute wie gedruckt, hier wie bei Euch und überall.« Brief vom 18. November 1840 an Carl Klingemann, Privatbesitz, zitiert nach Klingemann (Hg.), Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Klingemann (Fn. 1), S. 250–252, das Zitat S. 251–252.

76 Brief vom 27. Februar 1841 an Julius Schubring, Privatbesitz, zitiert nach Julius Schubring (Hg.), *Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Julius Schubring, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums,* Leipzig 1892, Reprint Walluf 1973, S. 180–183, das Zitat S. 181. In dem Brief begründete Mendelssohn ausführlich seine Anforderungen an einen zu vertonenden Text und warum das *Rheinlied* diese nicht erfüllt.

tion darauf[77] oder ohne direkten Bezug in der Folge entstanden. Zu letzteren zählen auch Emanuel Geibels *Auf dem Rhein* (1841), Hoffmann von Fallerslebens *Lied der Deutschen* (1841) und das bereits im Oktober 1840 entstandene *Rheinweinlied* von Georg Herwegh. Warum Felix Mendelssohn Bartholdy am 9. Februar 1844 ausgerechnet dieses Lied mit seinem ebenfalls deutschtümelndem Text und der letzten Refrainzeile »Der Rhein soll deutsch verbleiben« aufgriff, bleibt ungewiss. Ende Januar 1844 hatte sich Mendelssohn mit der Komposition von Männerchören beschäftigt, am 26. Januar 1844 war die *Abschiedstafel* MWV G 33, am 8. Februar 1844 *Der frohe Wandersmann* MWV G 34 entstanden, der unverzüglich als Albumbeitrag verwendet wurde. Tags darauf wandte sich Mendelssohn Herweghs Versen zu. Möglicherweise ist das Lied in Zusammenhang mit dem für Ende Juli 1844 geplanten Pfälzischen Musikfest in Zweibrücken zu sehen, das Mendelssohn dirigieren sollte und bei dessen Konzeption vorübergehend auch ein Männerchor gewünscht worden war.[78] Die Änderungen im Autograph des Liedes und der postume Druck von 1850, der eine stark differierende Fassung wiedergibt, die in den handschriftlichen Quellen nicht nachvollziehbar ist, belegen zumindest, dass sich Felix Mendelssohn Bartholdy mehrfach mit seinem *Rheinweinlied* auseinandergesetzt hat, das in dem Refrain mündet: »Stoßt an! Stoßt an! der Rhein, | Und wär's nur um den Wein, | Der Rhein soll deutsch verbleiben.«[79] Zu einer Veröffentlichung aber konnte sich der Komponist wie bei vielen anderen seiner Werke nicht entschließen.[80]

77 Ernst Moritz Arndt (1769–1860), *Lied vom Rhein an Niklas Becker;* auf französischer Seite reagierten Alphonse de Lamartine (1790–1869) mit der *Marseillaise de la Paix* und Alfred de Musset (1810–1857) mit *Le Rhin allemand*.

78 Briefe vom 26. November 1843 bzw. 7. Januar 1844 von Carl Ludwig Golsen (1807–1872) an Felix Mendelssohn Bartholdy, GB-Ob, *MS. M. Deneke Mendelssohn d. 44*, Green Books XVIII-208 bzw. *MS. M. Deneke Mendelssohn d. 45,* Green Books XIX-13.

79 Georg Herwegh, *Gedichte eines Lebendigen,* Zürich und Winterthur 1841, S. 36–37.

80 Danksagung: Besonderer Dank gilt den Institutionen, die die Reproduktion von Quellen aus ihrem Besitz freundlich genehmigten: Düsseldorf, Stiftung Museum Kunstpalast; Mendelssohn-Haus, Leipzig; Universität Osnabrück, Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht. Zum Gelingen des Bandes trugen ferner folgenden Bibliotheken bei, deren Materialien Grundlage für diesen Aufsatz bildeten: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung sowie Musikabteilung mit Mendelssohn-Archiv; Biblioteka Jagiellońska, Kraków; Stadtgeschichtliches Museum Leipzig; Bibliothek der Forschungsstelle »Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy« an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; New York Public Library for the Performing Arts, Astor, Lenox and Tilden Foundations; Bodleian Library, University of Oxford.

## Anhang – Fremde Bearbeitungen des Liedes *Der Jäger Abschied*

Bei der folgenden Auswahl von 30 Werken der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts handelt es sich – wenn nicht anders benannt – um Klavierstücke. Die Jahreszahlen beziehen sich auf die Anzeigen in Friedrich Hofmeisters *Musikalisch-literarischen Monatsberichten über neue Musikalien, musikalische Schriften und Abbildungen*:

Franz Abt, *Lieder und Chöre für drei Frauenstimmen und Klavier* op. 186 Nr. 25 (1878); Friedrich Baumfelder, *Knospen und Blüthen. Kleine leichte Fantasien* op. 220 Nr. 6 (1873); Carl Besendahl, *2 Transcriptionen* op. 31 (1885); Christian Traugott Brunner, *Vier Fantasie-Transcriptionen* op. 322 Nr. 1 (1857); Ders., *Melodienzauber* op. 395 Nr. 3 (1861); [Friedrich] Burgmüller, *Bunte Blumen. 12 beliebte Tonstücke in leichter Spielweise ohne Oktaven*, Nr. 6 (1880); Franz Xaver Chwatal, *Waldlieder* op. 198 Nr. 1 (1865); Wilhelm Cramer, *Fantaisies élégantes sur des Chansons modernes*, Nr. 90 (1878); Joseph H. Doppler, *Feuilleton du Pianiste. 12 Récréations pour la Jeunesse* op. 299 Nr. 4 (1858); Ders., *Blüthen und Perlen. 12 elegante Tonstücke über beliebte Themas* op. 278 Nr. 12 (1860); Eduard Friedrich, *Lieder-Grüße. Tonstücke über bekannte Melodien* Nr. 38 (1879); Aloys Hennes, *Fantasie-Transcription* op. 182 (1870); Albert Jungmann, *Im Walde. Fantaisie über das Lied: Wer hat dich du schöner Wald* op. 43 (1854); Louis Köhler, *Leichte Paraphrasen über Mendelssohn'sche Männerchöre* ohne Oktavenspannungen op. 253 Nr. 1 (1874); Louis Kron, *Immortellen* op. 314 Nr. 4 (1896); Diederich Krug, *Rosen-Knospen. Leichte Tonstücke über beliebte Themas* op. 196 (1878); Ders., *Frühlingsblüthen. Leichte Tonstücke über beliebte Themas* für Klavier 4händig op. 240 Nr. 15 (1878); Ders., *Immergrün. Leichte, gefällige Fantasien über beliebte Lieder* op. 500 Nr. 20 (1887); Gustav Lange, *Fantasiestück* op. 108 (1871); Ders., *Centifolie. 100 Fantasien über beliebte Volkslieder in leichtem u. brillantem Style* op. 232 Nr. 43 (1878); Heinrich Lichner, *Transcriptionen* op. 269 Nr. 6 (1886); Joseph Loewe, *Lieder-Album für die Jugend* op. 111 Nr. 33; Josef Löw, *Lenzblüthen. Kleine Fantasiestücke über die beliebtesten Themas ohne Oktavenspannung* op. 205 Nr. 31 (1879); Carl Reinecke, in: *100 Transcriptionen* (1875); Theodor Oesten, *Blumen und Perlen. Leichte Tonstücke* op. 380 Nr. 35 (1878); Joseph Schulz-Weida, *Arion. Salon-Fantasien über beliebte Männerquartette* op. 77 Nr. 7 (1869); Heinrich Siewert, *Fantasie über »Wer hat dich, du schöner Wald«* op. 78 (1883); Gustav Trehde, *Transcriptionen beliebter Lieder* Nr. 122 (1879); Ernst David Wagner, *12 Mélodies de Mendelssohn-Bartholdy* op. 42 Nr. 10 (1867); Theodor Zillmann, *Fantasie über Der Jäger Abschied* op. 4 (1854); Gustav Zogbaum, *Fantaisie sur I'Air célèbre de Mendelssohn* op. 68 (1864).

Klaus Martin Kopitz und Torsten Oltrogge

# Ein Dichter namens Louis du Rieux und Schumanns »Märchenbilder« op. 113

## Annäherungen an einen geheimnisvollen Verehrer des Komponisten

Robert Schumann ließ sich gern von Werken der Literatur inspirieren. Das betrifft nicht nur seine Lieder, sondern auch das rein instrumentale Schaffen. Eines der bekanntesten Beispiele sind die *Kreisleriana* op. 16 (1838), für die E. T. A. Hoffmanns Erzählungen des fiktiven Kapellmeisters Johannes Kreisler Pate standen. Nicht immer liegt der Bezug so offen zu Tage. Genannt sei die Sinfonie Nr. 1 B-Dur op. 38, die *Frühlingssinfonie* (1841), deren Titel gleichfalls – anders als bei Beethovens *Frühlingssonate* – auf Schumann selbst zurückgeht, denn das Werk wurde durch ein Frühlingsgedicht seines Freundes Adolf Böttger (1815–1870) angeregt.[1]

Einen weiteren, bislang kaum bekannten Fall stellen die *Märchenbilder* op. 113 dar, vier Stücke für Klavier und Viola, die Schumann zwischen dem 1. und 4. März 1851 in Düsseldorf schuf, wenige Tage nachdem er den Brief eines Berliner Dichters erhalten hatte, der ihm ein Gedicht mit dem Titel *Märchenbilder* geschickt und vorgeschlagen hatte, dieses Gedicht nicht etwa zu vertonen, sondern als Vorbild für eine »Sonate« zu wählen. Wenngleich Schumann nirgendwo erklärte, dass er dem Wunsch des kaum bekannten Dichters folgte, liegt der Zusammenhang in einer Weise auf der Hand, dass es schwer fällt, an einen Zufall zu glauben.[2] Nach den Tagebüchern lautete der Arbeitstitel zuerst »Violageschichten«, dann »Mährchengeschichten«, »Mährchen« und »Mährchenlieder«.[3] Am 3. März, noch während der Komposition, bot Schumann das Werk dem Kasseler Verleger Carl Luckhardt mit dem Titel

1 Margit L. McCorkle, *Robert Schumann. Thematisch-Bibliographisches Werkverzeichnis,* München/Mainz 2003, S. 160.

2 Mit Louis du Rieux beschäftigte sich erstmals Kazuko Ozawa, »›… daß ein Musikant es bald in Noten brächte‹. Wie das Lied seinen Komponisten findet«, in Thomas Synofzik und Hans-Günter Ottenberg (Hg.), *Schumann und Dresden. Bericht über das Symposion »Robert und Clara Schumann in Dresden – Biographische, kompositionsgeschichtliche und soziokulturelle Aspekte« in Dresden vom 15. bis 18. Mai 2008,* Köln 2010, S. 323–343, hier S. 323–325.

3 Robert Schumann, *Tagebücher,* Band 3, hg. von Gerd Nauhaus, Leipzig 1982, S. 554–556. – Die Bezeichnung »Mährchenlieder« wählte Schumann bei der ersten Probe

»Mährchenbilder« an.[4] So lautet er auch auf dem Titelblatt der Erstausgabe: »Mährchen-Bilder. Vier Stücke für Pianoforte und Viola (Violine ad libitum) Herrn J. von Wasielewsky zugeeignet von Robert Schumann« (vgl. Abb. 1).

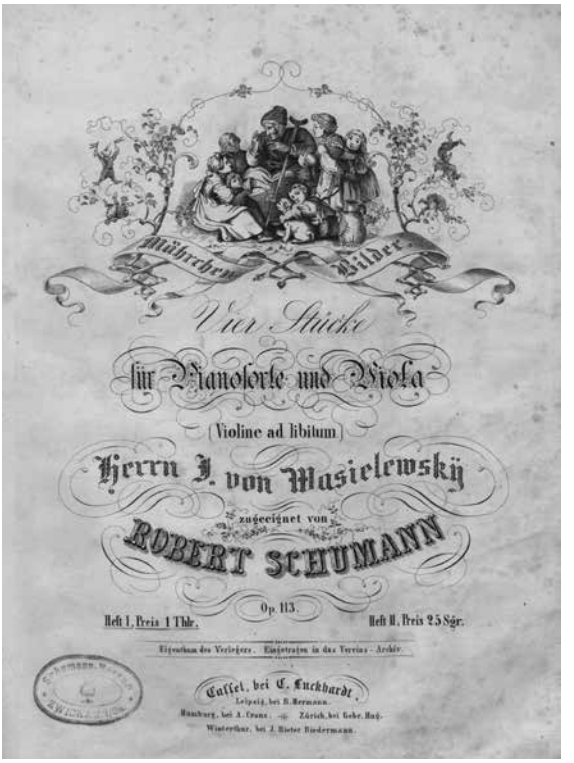



Abb. 1: Robert Schumann, Titelblatt der *Märchenbilder* op. 133, Handexemplar des Komponisten; Zwickau, Robert-Schumann-Haus.

Der vorliegende Beitrag befasst sich nur am Rande mit Schumanns Werk, sondern hauptsächlich mit jenem Dichter, Louis du Rieux,[5] der Schumann nie begegnete, aber mit dem folgenden Brief vom 19. Februar 1851[6] sein Schaffen nicht unerheblich beeinflusste (vgl. Abb. 2):

---

am 15. März 1851. Sie ist offensichtlich dem Gedicht von Louis du Rieux entnommen und findet sich dort in der 2. Strophe, Vers 8.

4 Hrosvith Dahmen, Michael Heinemann, Thomas Synofzik und Konrad Sziedat (Hg.), *Briefwechsel Robert Schumanns mit Verlagen in Nord- und Ostdeutschland* (Schumann-Briefedition, Serie III, Band 7), Köln 2009, S. 299.

5 Für einige Literaturhinweise ist Armin Koch von der Robert-Schumann-Forschungsstelle in Düsseldorf ganz herzlich zu danken, insbesondere für seine Mitteilung der Zeitschriftenaufsätze von Louis du Rieux.

6 Kraków, Biblioteka Jagiellońska, *Schumann-Correspondenz,* Band 26/1, Nr. 4133.

Hochzuverehrender Herr
vor einigen Jahren wurde ich zuerst mit den Erzeugnissen Ihres Genie bekannt und habe seitdem mir seitdem [sic] dieselben wiederholentlich vorspielen gelassen. Nicht mit Aufmerksamkeit allein, sondern mit Ehrfurcht bin ich dem immer glänzendern Entfalten Ihrer musikalischen Thätigkeit gefolgt; verschweige jedoch hier die Schilderung der einzelnen meiner Ansichten über Ihre Werke, da Sie Selbst nicht allein schöner, sondern auch reiner in denselben die Größe Ihres Genius erkennen werden. Indeß dem Gefühle der Verehrung Worte zu leihn, wünschte ich längst und ergreife mit Freude die Gelegenheit durch Uebersendung einiger Strophen, die sich die Anerkennung meiner Freunde erwarben. Ich erlaube mir sie herzusetzen.

Märchenbilder[7]

1.
In der Jugend Zaubermärchen
Uns der Geister Thun erklären
Und wir jauchzen oder klagen,
Wenn wir ihren Wandel hören.
Dann im eignen Innern tönen
Uns noch unbekannte Klagen;
Aber unser früh verwöhntes
Ohr kann innern Klang nicht sagen.

2.
Bis ein Bild, wie Morgenröthe,
Aus der Schmerzennacht erstanden –
Traute, ruft der müde Streiter,
Deine Blicke lösen Banden,
die um Aug' und Sinn gewoben,
Find an Deinem Herzen wieder
Meine Macht, in deinen Worten
Sanfte, schöne Märchenlieder!
Und in seinen Armen schwingend,
Um ein festes Band zu finden,
Laß der Liebe süße Worte;
Schmerzen müssen uns verbinden,
Unsre Liebe uns erzähle:
Zweier Geister fest Umschlingen,
Während Stürme sie umtoben,
Wie die Märchen es besingen!

7 Im Original unterstrichen.

3.
Doch er faßt sie mit Erbeben,
Reißt sie in den Tanz des Lebens;
Ängstlich greift sie nach dem Kranze
Auf dem Haupte; doch vergebens –
Flatternd fallen seine Blüthen –
Und wie in den alten Märchen,
Steigt die wilde Lust der Tänzer –
Selber sind sie sich ein Märchen –

4.
Und als in dem Arm der Ruhe
An dem Abend schlief das Leben,
Eilt er zu dem fernen Hause,
Das von Weingerank umgeben
Vor den hohen Stufen. Traute
Laß von allen Liebeswonnen
Dich umgaukeln in dem Traume,
Der wie Märchen sei gesponnen! –

Finale
Aber bleich an diese Stätte
Kam er schon nach wenig Tagen,
Um der Liebe süßem Zauber
Klagend Lebewohl zu sagen:
Schon des Frühroths blutge Flamme
Muß sich ernstem Kampfe weih'n;
Unser sinnig Liebeleben
Wird mein letztes Märchen sein –

_____

Ich dachte mir die Dichtung als Motiv zu einer Sonate und 1, als Allegro, 2 Adagio, 3, Scherzo, 4, Trio, Fin[ale] Allegro. Ich weiß nicht, ob dasselbe richtig gedacht ist; aber ich glaube, daß die Dichtung wohl eine Anregung zu einer musikalischen Schöpfung abgeben könne und würde mich freuen, Ihnen, hochzuverehrender Herr, mich damit genähert und Sie verehrend erwiesen zu haben. Manches Ähnliche könnte ich noch übersenden, wenn Sie geneigt sind meinen Arbeiten Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.
Mit unbegrenzter Hochachtung

Ihr
ergebenster
Louis du Rieux
Berlin d. 19 Febr. 51.
Mittelstraße 45.

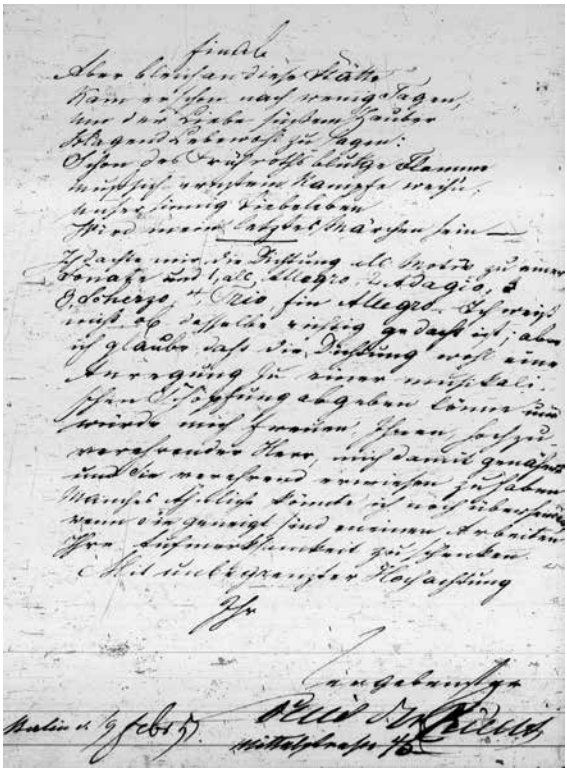


Abb. 2: Louis du Rieux, Brief an Robert Schumann, 19. Februar 1851, letzte Seite; Kraków, Biblioteka Jagiellońska.

Von Schumanns Antwort, geschrieben am 21. Februar 1851, ist nur eine Zusammenfassung in seinem Briefverzeichnis erhalten: »Er möge mir mehr schicken. Daß ich s. Namen nicht habe lesen können«.[8] Schumann sandte sein Schreiben deshalb an Woldemar Bargiel (1828–1897), den in Berlin lebenden Halbbruder seiner Frau Clara, der ihr am 7. März schrieb: »Den Brief Deines Mannes habe ich richtig abgegeben. Herr Louis de [sic] Rieux, ein junger Mann, bald in Berlin, Paris, Neapel und anderen grossen Städten sich aufhaltend, ist Naturforscher, Poet, Schriftsteller und Musikästhetiker in einer Person. Er schreibt viel, veröffentlicht aber nichts. Kennt Schumanns sämtliche Sachen und interessiert sich überhaupt für alles Bedeutende in Kunst und Wissenschaft. Ich habe bei der Gelegenheit seine Bekanntschaft gemacht und wünschte sehr, sie fortzusetzen.«[9] Damit endet die so verheißungsvoll begonnene Korrespondenz leider.

8 Robert Schumann, *Briefverzeichnis,* Rubrik *Abgesandte Briefe,* Nr. 1791; Zwickau, Robert-Schumann-Haus, 4871,VII, C,10–A3.

9 Eberhard Möller (Hg.), *Briefwechsel Robert und Clara Schumanns mit der Familie Bargiel* (Schumann-Briefedition, Serie I, Band 3), Köln 2011, S. 250.

Zu Schumanns *Märchenbildern* sei wenigstens gesagt, dass sie den Plan jenes Louis du Rieux nicht wortwörtlich umsetzen. Die vier Stücke sind nicht *Allegro*, *Adagio*, *Scherzo mit Trio* und *Finale Allegro* überschrieben, sondern: *Nicht schnell*, *Lebhaft*, *Rasch* und *Langsam, mit melancholischem Ausdruck*. Die Tonartenreihenfolge d-Moll, F-Dur, d-Moll und D-Dur lässt aber erkennen, dass es sich nicht um vier einzelne Stücke, sondern doch mehr um einen Zyklus handelt, einer viersätzigen »Sonate« vergleichbar. Eine bemerkenswerte Entsprechung findet der melancholische Ausklang des Gedichts, der vermuten lässt, dass mit »Märchen« eine unerfüllte, gescheiterte Liebe gemeint ist, ein Traum, aus dem der Autor schließlich erwacht, mit Schumanns eigenem Schluss. Auch dieser ist sehr nachdenklich gehalten, ist keineswegs der übliche schnelle Satz, wie man ihn in der Regel am Schluss eines zyklischen Werkes erwartet, sondern eben *Langsam, mit melancholischem Ausdruck*. Schon die Wahl der selten solistisch verwendeten Viola mit ihrem verhangenen Ton, der in der Tiefe bereits dem Violoncello ähnelt, scheint speziell für das letzte Stück erfolgt zu sein, das zugleich das kompositorisch stärkste des Zyklus darstellt.

## Von Stettin nach Berlin

»Wer war du Rieux? was war du Rieux?« Es war kein Geringerer als Theodor Fontane (1819–1898), der sich diese Frage stellte, nachdem er in London mehrere Tage mit dem etwas mysteriösen Dichter verbracht hatte. Wie der Name bereits vermuten lässt, stammen die Vorfahren von Louis du Rieux aus Frankreich und gehörten dort der verfolgten Religionsgemeinschaft der Hugenotten an, sodass die Familie das Land kurz nach 1685 verließ, als die Fluchtwelle ihren Höhepunkt erreichte, und in Stettin sesshaft wurde. Ähnlich wie Berlin hatte Stettin eine starke französisch-reformierte Gemeinde, deren Mitglieder sehr geachtet wurden. 1724 gehörten ihr rund 700 Personen an, später waren es wesentlich mehr. Die Hugenotten spielten im wirtschaftlichen Leben der Stadt eine große Rolle, hauptsächlich im Handel, im Manufakturwesen und im Handwerk. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten sie sich bereits vollständig an die deutsche Bevölkerung Stettins assimiliert.

Dort wurde der Dichter der *Märchenbilder* am 26. Mai 1824 geboren und auf die Namen Philippe Louis Ferdinand Durieux getauft. Seine Eltern waren der Kaufmann Philippe Frédéric Auguste Theophile Durieux (1792–1836) und dessen Ehefrau Friederike geb. Bürstel, geschiedene Emmerich (1786–1849).[10]

10 Szczecin, Archiwum Państwowe w Szczecinie, *Registre Batistère pour l'Eglise Fran-*

Die Eltern müssen recht vermögend gewesen sein, denn Louis, ihr einziges Kind, scheint erst relativ spät einen bürgerlichen Beruf angestrebt zu haben und konnte stattdessen lange Zeit gänzlich nach seinen Neigungen leben. Daneben hatte er offenbar ein gewisses Bedürfnis, in besseren Kreisen zu verkehren. Die subtile Namensänderung des bürgerlichen »Durieux« in »du Rieux« geschah zweifellos nicht ohne Hintergedanken. Daneben taucht er in einer Publikation sogar als »Dr. Louis du Rieux« auf, obwohl es keinen Hinweis auf eine Promotion gibt. Nicht minder verwirrend ist die Bezeichnung »Louis Napoléon du Rieux« in seiner letzten Publikation, die aber im gegebenen Zusammenhang vielleicht als stille Verneigung vor jenem Mann zu verstehen ist, der die Leibeigenschaft in Westeuropa abschaffte.

Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Stettin nahm der junge Mann nicht sofort ein Studium auf. Erst am 5. Mai 1849 begann er an der Berliner Universität ein Studium der Philosophie,[11] das er am 26. Mai 1851 mit »rite« (»auf rechte Weise«) abschloss, was damals noch keine negative Benotung darstellte. Sein Abgangszeugnis vermerkt zudem, er habe »sehr fleißig« Vorlesungen zur Geognosie bei Heinrich Rose (1795–1864) und zur »Experim. Chemie« bei Eilhard Mitscherlich (1794–1863) besucht, außerdem Vorlesungen zur »Theorie der Kräfte« bei dem Mathematiker Peter Gustav Lejeune Dirichlet (1805–1859), dem Schwager von Felix Mendelssohn Bartholdy, der mit dessen Schwester Rebecka verheiratet war.[12] Prüfungen hat er nicht absolviert.

Bereits während seines Studiums widmete sich du Rieux intensiv der Dichtung – und wohl auch der Musik. Nicht nur Schumann, auch den zu dieser Zeit in Berlin lebenden Giacomo Meyerbeer (1791–1864) versuchte er auf sein literarisches Schaffen aufmerksam zu machen. Meyerbeer notierte am 9. März 1851 in seinem Taschenkalender einen Besuch bei »Du Rieux Mittelstr. 45« und schrieb ihm im Monat darauf einen kurzen Brief:

---

*çoise de Stettin,* 1824/3083, freundlicherweise mitgeteilt von Alicja Kościelna; vgl. auch Richard Béringuier (Hg.), *Die Stammbäume der Mitglieder der Französischen Colonie in Berlin,* Berlin 1887, S. 182. – Nach Unterlagen der Französischen Kirche in Berlin hatte der Vater Philippe Frédéric Auguste Théophile Durieux (* 21. Juni 1792 Stettin, † 25. März 1836 Berlin) am 24. April 1821 in Stettin Anne Friederike Rose Bürstel, geschiedene Emmerich (* 24. Januar 1786 Stettin, † 20. August 1849 ebenda) geheiratet. Béringuier gibt den Namen des Vaters mit Philippe Ferdinand Théophile Durieux an.

11 *Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Auf das Sommerhalbejahr von Ostern bis Michaelis 1849,* Berlin 1849, S. 6.

12 Peter Bahl und Wolfgang Ribbe (Hg.), *Die Matrikel der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 1810–1850, Teil 2 (1833–1850),* Berlin 2010, S. 1218, Nr. 538. – Abgangszeugnis in Berlin, Humboldt-Universität, Universitätsarchiv, Best. Abgangszeugnisse, Nr. 315.

H. Du Rieux Mittelstr. 45.

d 11 April 1851.

Hochzuverehrender Herr!
Ich habe Ihr sehr poetisches, deutsches Werkchen und das im Manuscript mir gütigst mitgetheilte französische Gedicht mit außerordentlichem Vergnügen und gespannter Aufmerksamkeit gelesen. Ich schicke Ihnen beifolgend dieselben zurück mit der Bitte meinen beßten Dank zu genehmigen für die angenehmen Augenblicke, die Sie mir dadurch verschafft haben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung[13]

Möglicherweise handelt es sich bei dem poetischen »Werkchen« um einen Teil der im folgenden Jahr erschienenen Dichtung *Aus den Bergen.*

## London – Begegnungen mit Eduard Vogel und Theodor Fontane

Anschließend, wohl schon im Sommer 1851, reiste du Rieux nach London und lernte dort den Afrika-Forscher Eduard Vogel (1829–1856) kennen, dem er später, als Vogel bereits als verschollen galt, einen sehr persönlich gehaltenen Aufsatz widmete.[14] Wie du Rieux dort schreibt, lernte er Vogel im Kreise des Naturforschers Berthold Seemann (1825–1871) und des Geographen August Petermann (1822–1878) kennen, vermutlich im Hause Petermanns, der 1847 bis 1854 in London lebte. »Ich erinnere mich stets mit Freuden meines damaligen Verhältnisses zu diesen drei trefflichen Charakteren und meines steten Schwankens, wem ich den Vorzug unter ihnen geben könnte. Kaum hatte ich Vogel gesehen, so trachtete ich auch, mir so oft als möglich den Reiz einer Unterhaltung mit ihm zu verschaffen. Jede Unterhaltung ließ mich die Schärfe seines Urtheils und die Größe seiner Anschauungen bewundern. Die politischen Constellationen verfolgte er mit eben solchem Talent, wie die Begebnisse am Himmelsgewölbe. Der Duft einer Blume rief angenehme Empfindungen in ihm in eben so reichem Maaße hervor, wie die Darstellungen in den Theatern, und nicht selten sprach er über seine Wallfahrten nach den kleinen Theatern, über seine Beobachtungen des englischen Volkslebens mit derselben Schärfe, die er vorher bei einem Gespräche über chemische oder physikalische Processe zeigte.« Am Schluss vergleicht er Vogels Wirken mit dem von Alexander von

13 Giacomo Meyerbeer, *Briefwechsel und Tagebücher,* Band 5, hg. von Sabine Henze-Döhring, Berlin 1999, S. 359.

14 Dr. [!] Louis du Rieux, »Der Reisende Dr. Eduard Vogel und unsere Zeit«, in *Mittheilungen aus der Werkstätte der Natur* 1 (1858), S. 92–96.

Humboldt (1769–1859), der wohl auch für du Rieux selbst ein großes, unerreichbares Vorbild war, in dessen Person »die höchsten, an einen im Vordergrunde des Lebens stehenden Mann, gestellten Forderungen in einer unerklärbaren Vollendung zu Tage treten.« Anlass für den Aufsatz waren die damals aufkommenden Befürchtungen, dass Vogel nicht mehr am Leben war. Aus Erzählungen von Weggefährten ließ sich später rekonstruieren, dass er wahrscheinlich am 8. Februar 1856 in der Stadt Wara im Tschad ermordet wurde, vermutlich auf Befehl des Sultans von Wadai.[15] Die von Eduard Vogel überlieferten Briefe, die seine Schwester, die Schriftstellerin Elise Polko (1823–1899) veröffentlichte,[16] enthalten auch einige Korrespondenzen aus der Londoner Zeit, jedoch keine Erwähnung du Rieux'.

In London ließ du Rieux 1852 auch das erwähnte Werk *Aus den Bergen* drucken, »als Manuskript« bei »C. B. Demaine, Bedford Court, Covent Garden«,[17] das heißt als Privatdruck in sehr kleiner Auflage. Zu jenen, die ein Exemplar erhielten, gehörte der damals noch weitgehend unbekannte Theodor Fontane, dem du Rieux kurz vor der Abreise aus London im Frühjahr 1852 begegnete.

Fontane traf am 23. April 1852 zum zweiten Mal in London ein, wo er sich diesmal bis Ende September desselben Jahres aufhielt. Während er sich 1844 den Eindrücken der britischen Metropole noch ohne größere Verpflichtungen hingeben konnte, kam er diesmal in Absprache mit Ryno Quehl (1821–1864) in die Stadt, dem Chefredakteur der *Preußischen (Adler-)Zeitung,* für deren Feuilleton er Berichte schrieb, von denen er einen Großteil in sein Buch *Ein Sommer in London* (1854) übernahm.[18] Hinter dem Auftrag stand die Hoffnung, Fontane könnte die britische Presse im Sinne Preußens beeinflussen, denn Quehl war auch Fontanes Vorgesetzter in der *Königlichen Centralstelle für Preßangelegenheiten*, einer Art Zensurbehörde, von der noch die Rede sein wird. Von einem nicht näher bekannten Herrn Lange an du Rieux empfohlen,[19] traf sich Fontane bereits kurz nach seiner Ankunft mit diesem.

---

15 Adolf Pahde, *Der Afrika-Forscher Eduard Vogel, geboren 1829 in Krefeld, ermordet 1856 in Wadai,* Hamburg 1889.

16 Elise Polko (Hg.), *Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel,* Leipzig 1863.

17 [Louis] du Rieux, *Aus den Bergen,* London 1852.

18 Gerhard Krause, »Über Ryno Quehl und Ludwig Metzel, die Vorgesetzten Theodor Fontanes als Mitarbeiter der Manteuffelpresse«, in *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 24 (1973), S. 40–62, hier S. 42.

19 Fontane an seine Mutter Emilie Fontane, London, 28. April 1852, in Theodor Fontane, *Briefe,* Band 1, hg. von Otto Drude und Helmuth Nürnberger (Theodor Fontane, Werke, Schriften und Briefe, Abt. IV, Band 1), München 1976, S. 232.

Der Begegnung der beiden Herren haftet etwas Konspiratives an, und wenngleich Fontane sie in seinem Tagebuch festhielt und kommentierte, behielt er für sich, warum man ihn gerade an du Rieux empfohlen hatte. Auch die Frage, wer jener Herr mit dem Allerweltsnamen Lange war, bleibt unbeantwortet. Am 25. April 1852 notierte Fontane: »Leicester-Square, Hotel de l'Europe, nach Mr. du Rieux gefragt, ihn nicht gefunden.« Am 26. April: »Zu Mr. du Rieux. Sehr freundlich aufgenommen; viel Rath und auch Ermuthigung empfangen, gleich in demselben Hause gemiethet.«[20] Zwischen 28. April und 5. Mai: »Mehre Abende mit Mr. du Rieux verplaudert. ›Ooch Schuster!‹ oder feiner: Anch' io sono pittore. Unsre Werke ausgetauscht; erhabner Augenblick.« Am 5. Mai: »Um 10 Uhr hinauf zu Du-Rieux. Bis 2½ Uhr (nachts) mit ihm geschwatzt. Er wurde nett d. h. er warf den Flausenmacher, den großen Herrn und großen Geist bei Seite und wurde – Mensch, Preuße, Pommer. Recht genußreiche Stunden: *sein Verhältnis zur Lady X*. Der Traum, die Pariser Somnambule, die Bekanntschaft mit dem Garde-Officier, die Ermuthigungen, die erste und – letzte Begegnung, der Brief, die Antwort. – Moral: wer wagt gewinnt nicht immer, namentlich – keine *Lady's*.«[21] Du Rieux hatte Fontane demnach von einer unglücklichen Liebe erzählt, womöglich derselben, die er auch am Schluss seines Gedichts *Märchenbilder* andeutet. Am 6. Mai versuchte sich Fontane an einer Art Porträt seiner Reisebekanntschaft: »Mit du Rieux bei Kammerer diniert: sehr guter Chambertin. Zurück; Abschied; völlige Einsamkeit. Wer war du Rieux? was war du Rieux? Auf beide Fragen hab' ich keine rechte Antwort: Stettiner, Mediciner, Physiolog, Phrenolog, Psycholog, Supranaturalist, Atheist, Dichter, Tourist (durch ganz Europa, mit Ausnahme der slavischen Länder) wirklicher oder vorgeblicher Freund von 3 Dutzend vornehmer Herren, stolz und doch eitel, redselig und doch berechnet, ich glaube die Lösung dieses Räthsels, das sich du Rieux nennt, in seinem Gedichtbuch ›*aus den Bergen*‹ zu finden. *Er hält sich für ein Genie und ist keins,* er hat gerade genug vom Lord Byron um kein Alltagsmensch zu sein, aber lange nicht genug, um einigermaßen mit Erfolg das Geschäft des edlen Lords fortsetzen zu können. Sein Buch ist eine Mischung von 6 Tropfen Gedanken-Essenz (sogar guter Gedanken) mit einem Ocean voll Plattheit und – Nonsens. Mir ist solch Buch noch nie vorgekommen: es muß durchweg in der Nacht, zwischen 12 und 6 Uhr früh, geschrieben sein, eine Seite schmeckt immer nach sieben Tassen Tee, die andre nach Morgengrau, vollständiger Ermattung und ausgegangner

20 Theodor Fontane, *Tagebücher. 1852, 1855–1858,* hg. von Charlotte Jolles (Theodor Fontane, Große Brandenburger Ausgabe, hg. von Gotthard Erler, Tage- und Reisetagebücher), Berlin 1994, S. 10.

21 Ebd., S. 11 f.

Cigarre. – Sei dem wie ihm wolle, ich verdanke dem gentlemanliken Benehmen dieses Dichters oder Nichtdichters einige anregende, fast genußreiche Stunden und will ihm wünschen, daß er sich den Dank der Welt so aufrichtig verdient, wie er den meinen hat.«[22]

Das Buch *Aus den Bergen,* ein Versdrama, umfasst 145 Seiten und stellt im Kern eine freie Adaption der Ossian-Sage dar, geschaffen von dem erfundenen Dichter Ossian, hinter dem sich der Schotte James Macpherson (1736–1796) verbarg. Eine ganze Generation von Künstlern begeisterte sich seinerzeit daran. Du Rieux gliedert sein Werk in vier Kapitel: *Ossian's letzter Tag, Alfred und Adele, Der Tod der Freunde* und *Die Sehnsucht.* Das letzte Kapitel leitet er mit den Worten ein: »In der Nacht vom 22 July [1851] fuhr der Verfasser aus dem Hafen von Marseille nach den Felsenriffen, die sich unter dem Pausilipp zeigen und einen Uebergang nach dem Lande erleichtern. Auf der Spitze des Felsens angelangt, schrieb er im Anblicke des Golfs und der tour blanche folgende Verse deutsch nieder.«[23] Eine Schiffsreise von Marseille nach Neapel – der Pausilipp ist ein Vorgebirge bei Neapel – dauert angesichts einer Entfernung von etwa 800 km weitaus länger als eine Nacht. Führte ihn diese Reise also eher nach Korsika? Immerhin ist die Insel ebenfalls sehr gebirgig, aber von Marseille in nur 9 bis 10 Stunden zu erreichen. Auch den Weißen Turm (»tour blanche«) wird man in Neapel nur schwerlich finden – auf Korsika allerdings auch nicht, denn er ist das Wahrzeichen der griechischen Hafenstadt Thessaloniki. War die nächtliche Reise vielmehr eine Traumreise? *Die Sehnsucht* ist ein Naturgedicht, das keinen Bezug zur Ossian-Sage hat, sondern eher wie eine Variation der Einleitung erscheint, in der du Rieux die Schönheiten Irlands preist: »Irland theilt mit Grossbritannien eine entzückende Schönheit: es sind die wellenförmigen Gefilde, aber es nimmt für sich den Ruhm, seine westliche Küste und besonders im Süden, durch die zwei grossen Mittel der Natur, Wasser und Gestein, schön und wild in eigenster Weise gestaltet zu haben.«[24]

Am 5. Mai 1852 reiste du Rieux aus London ab und nahm zwei Briefe Fontanes mit, einen an dessen Mutter und einen an den Freund August Müller (1810–1865). In einem Brief an seine Frau schrieb Fontane am 13. Mai rückblickend über sein einförmiges Londoner Leben: »Diese Regelmäßgkeit wurde eigentlich nur durch Besuche unterbrochen, die ich dem jungen M[r] du Rieux machte, oder er mir und wie sehr ich auch dem genannten Herrn für seine Freundlichkeit verpflichtet bin, es war doch nicht das, dessen ich bedurfte.

22 Ebd., S. 12 f. – »Kammerer« ist das Restaurant von George Kammerer im Londoner Westend, 37 Cranbourn Street, Leicester Square.

23 du Rieux, Aus den Bergen (Fn. 17), S. 141.

24 Ebd., S. 4 f.

Genialthun und Flausenmacherei, selbst wenn ein gewisser Kern von Bildung und Talent da ist, kann mir nicht mehr behagen; – man kriegt eine Stufe nach der andern hinter sich. Heut vor 8 Tagen ist er nach Berlin zurückgekehrt; ich gab' ihm zwei kurze Briefe an Müller und Mutter Fontane mit.«[25] Etwa sechs Wochen später teilte er seiner Frau mit, er habe am 16. Juni einen Brief von du Rieux aus Breslau erhalten, »unter anderm mit Entschuldigungen, daß er meine Briefe noch nicht abgegeben habe«.[26] Näheres über du Rieux schrieb er seiner Frau nicht.

## Reise nach Guatemala

Nach seinem Londoner Aufenthalt unternahm der inzwischen 29-jährige Louis du Rieux eine Reise nach Guatemala, damals ein Land ›am Rande der Welt‹, das bis dahin nur wenige Europäer gesehen, geschweige studiert hatten. Aus späteren Äußerungen ist zu schließen, dass er weit größere Teile des Kontinents bereiste, womöglich auch die USA. Über seine Eindrücke aus Guatemala berichtete er am 21. September 1853 auf einer öffentlichen Sitzung des Berliner *Central-Vereins für die Deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheit.* Im Protokoll heißt es, dass du Rieux, »welcher nach einem längeren, wissenschaftlichen Forschungen gewidmeten Aufenthalte in Guatemala kürzlich hierher zurückgekehrt ist«, eine »etwaige Colonisation« des Landes ins Auge gefasst hätte, aber vor Ort erkennen musste, dass »gegenwärtig und für die nächste Zukunft noch viel zu überwinden ist, ehe man damit vorgehen könne.«[27]

Der Name des Vereins klingt aus heutiger Sicht erklärungsbedürftig, aber er propagierte keineswegs die kriegerische Eroberung fremder Territorien, was damals in Preußen ohnehin kein Thema war. Vielmehr wollte man Kenntnisse über andere Länder, Völker und Kulturen vermitteln, um damit potentiellen

25 Fontane an seine Frau Emilie, London, 13. Mai 1852, in Emilie und Theodor Fontane, *»Dichterfrauen sind immer so«. Der Ehebriefwechsel 1844–1857*, hg. von Gotthard Erler, Band 1 (Fontane, Große Brandenburger Ausgabe, hg. von Gotthard Erler, Der Ehebriefwechsel), Berlin 1998, S. 42.

26 Fontane an seine Frau Emilie, London, 21. Juni 1852, in ebd., S. 74. – Der erwähnte Brief ist vermutlich identisch mit einem Brief von du Rieux an Fontane, ohne Ort und Datum, der sich ehemals im Fontane-Archiv befand, vgl. Manfred Horlitz (Hg.), *Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs,* Potsdam 1999, S. 132.

27 Louis du Rieux, »Ein Blick auf das Alpenland Guatemale [sic] in Centro-Amerika. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung des Central-Vereins für die Deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheit am 21. September 1853«, in *Nachrichten auf dem Gebiete der Staats- und Volkswirthschaft* 2 (1853), S. 151–156.

Auswanderern Entscheidungshilfe bieten zu können. Mit »Colonisation«, abgeleitet vom lateinischen Wort »colonia«, war hier die ursprünglichen Bedeutung »Ansiedlung« gemeint.

Du Rieux' Vortrag erschien kurz darauf in einer auf 20 Seiten erweiterten Fassung im Selbstverlag des Vereins, der seinen Sitz in der Jerusalemerstraße 25 hatte, gewidmet dem Vorsitzenden des Vereins, Regierungsrat Ernst Wilhelm Johannes Gäbler (1812–1876). Die Broschüre enthält im Anhang noch statistische Angaben der guatemaltekischen »Ober-Rechnungskammer« zum Im- und Export des Landes, außerdem den aktuellen Etat des Postwesens, der Schulen, der Hospitäler sowie weitere Staatsausgaben – Angaben, die noch heute eine wertvolle Vorstellung vom damaligen Guatemala vermitteln. Im Textteil kritisiert du Rieux insbesondere die spanische Eroberungs- und Kolonialpolitik, unter der das Land bis 1821 litt, um dann 1840 endlich ein eigenständiger, unabhängiger Staat zu werden. Die schwerwiegenden Probleme bestanden jedoch weiter: die erschreckende Armut großer Teile der Bevölkerung als auch deren geringe Bildung. Eine Lösung sah du Rieux in einer Zusammenarbeit zwischen dem Präsidenten Guatemalas, General Rafael Carrera (1814–1865), und seinen Berliner Vereinsmitgliedern sowie ähnlichen Vereinen: »wir meinen, der General müsse sich mit den Colonisations-Gesellschaften im Auslande in Verbindung setzen und durch ihre Vermittelung Leute ins Land rufen, die demselben durch ihre gewerbliche, künstlerische, wissenschaftliche Thätigkeit oder durch sonstige Unternehmungen nützen können.«[28] Er schließt mit den staatsmännischen Worten: »So sei denn hier ein Wink gegeben, wie Central-Amerika und besonders Guatemala von uns aufgenommen und gefördert werden müsse. Nicht es zu erobern, nicht seinen Typus zu verwischen, vielmehr ihn erhalten, vervollkommnen und Eroberungen von ihm abzuwenden zu suchen, wird die erfolgreichste Thätigkeit sein, die Europa darauf äußern kann.«[29] Es sei am Rande erwähnt, dass Rafael Carrera, der Präsident Guatemalas, nie eine Schule besucht hat und sein Leben lang Analphabet blieb.

## Anstellung in der *Centralstelle für Preßangelegenheiten*

Im Januar 1854 erhielt der knapp 30-jährige du Rieux überraschend eine Anstellung in der Berliner *Centralstelle für Preßangelegenheiten,* einer weitgehend im Verborgenen arbeitenden staatlichen Kontrollbehörde, die den Journalismus beobachten und notfalls Einfluss darauf nehmen sollte, etwa mit einem

28 Ebd., S. 15.
29 Ebd., S. 18.

gezielten Lancieren bestimmter Beiträge, die zum Teil von den Mitarbeitern der Behörde selbst geschrieben wurden. Bereits 1842 war zur Überwachung der Presse ein *Bureau für Preßangelegenheiten* gegründet worden, das aber aufgelöst wurde, als in Folge der Märzrevolution von 1848 die Pressefreiheit erkämpft und mit der Preußischen Verfassung vom 5. Dezember 1848 gesetzlich garantiert wurde. Um sich über die Presse weiterhin einen kontinuierlichen Überblick zu verschaffen und gegen regierungskritische Tendenzen vorgehen zu können, ließ Ministerpräsident Rudolf von Auerswald (1795–1866) schon im Sommer 1848 das *Literarische Cabinet* einrichten, das mehrere Schriftsteller beschäftigte. Als im Dezember 1850 Otto von Manteuffel (1805–1882) zum Ministerpräsidenten und Minister für Auswärtige Angelegenheiten ernannt wurde, wurde die Organisation ihm unterstellt und in *Centralstelle für Preßangelegenheiten* umbenannt.[30]

Theodor Fontane arbeitete vom 1. August 1850 bis Ende Dezember 1858 in dieser etwas zwielichtigen Behörde, also schon 1852, als er in London mit Louis du Rieux zusammentraf. Sie wurde zunächst von Ryno Quehl geleitet, dem Chefredakteur der *Preußischen (Adler-)Zeitung*, nach dessen Versetzung als Generalkonsul nach Kopenhagen – im November 1853 – von Regierungsrat Immanuel Hegel (1814–1891), einem Sohn des berühmten Philosophen, sowie von dem Beamten Ludwig Metzel (1815–1895). Während Hegel die allgemeine Verwaltung der *Centralstelle für Preßangelegenheiten* übernahm, war Metzel, Fontanes neuer Vorgesetzter, für die eigentliche politisch-publizistische Leitung zuständig.[31] Metzel erhielt seine Anweisungen direkt von Manteuffel, instruierte die Korrespondenten und überwachte das Lektorat.[32] Als Fontane dort eintrat, beschäftigte die Behörde acht Mitarbeiter – inklusive Metzel und Fontane selbst.

Über Louis du Rieux' Tätigkeit in der *Centralstelle* hat sich im Berliner Staatsarchiv eine Personalakte erhalten,[33] der sich aber nicht entnehmen lässt,

30 Richard Kohnen, *Pressepolitik des Deutschen Bundes. Methoden staatlicher Pressepolitik nach der Revolution von 1848,* Tübingen 1995, S. 135–140.

31 Vgl. Charlotte Jolles, *Theodor Fontane und die Ära Manteuffel. Ein Jahrzehnt im Dienste der Preußischen Regierung,* Diss. Berlin 1937, Teildruck in *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 49 (1937), S. 57–114. – Die Arbeit basiert auf umfangreichem Archivmaterial, darunter der Personalakte Theodor Fontanes in Berlin-Dahlem, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK), I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 1.

32 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 1, Bl. 70 f.

33 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 40, *Acta betreffend die Beschäftigung des Literaten Louis Du Rieux hierselbst bei der Centralstelle für Preßangelegenheiten vom 15. Januar 1854 bis 1862*.

wer ihm diesen Posten verschaffte. Er erhielt dafür zunächst jährlich 400 Taler, zwei Jahre später noch eine Erhöhung um 80 Taler. Wie bescheiden und zugleich begehrt ein solches Einkommen war, schildert Fontane in einem Brief an seinen Schriftstellerfreund Bernhard von Lepel (1818–1885), als er noch auf der Suche nach einer Anstellung war: »Ich mache so geringe Ansprüche, und doch, – selbst das Kleinste wird mir verweigert. 400 Thaler, worauf mit Recht der Spruch erfunden ist: ›zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel‹ ersehne ich nun schon seit Jahr und Tag, und obschon ich gar nicht wählerisch bin, obschon ich *all und jede* Subaltern-Stellung, die nicht besondere Fachkenntnisse erheischt, mit Freuden annehmen würde, dennoch ist es nicht möglich, auch nur ein solches minimum zu ergattern.«[34]

Merkwürdigerweise kommt Fontane auf Louis du Rieux nicht mehr zu sprechen, nachdem dieser sein Kollege geworden war, weder in seinen Tagebüchern noch in Briefen, obwohl beide am 30. September 1854 sogar gemeinsam eine Mitteilung an die Mitglieder der *Centralstelle* unterschrieben und damit deren Kenntnisnahme bestätigten.[35]

Zunächst war du Rieux in der *Centralstelle* für die Ordnung des Archivs und der Bibliothek zuständig. Am 18. August 1855 wurde ihm durch Ludwig Metzel ein weiteres Aufgabengebiet übertragen:

> Die zu Nassau in Wiesbaden erscheinende Nassauische Landeszeitung hat sich durch Vermittelung des Herrn Reg. Raths [Otto Konrad] Zitelmann hierher gewandt, um eine politische Correspondenz aus Berlin zu erhalten. Da die andern Mitglieder des literarischen Cabinets bereits hinlänglich mit Correspondenzen versehen sind, so ergreife ich gern die Gelegenheit einen von Ihnen früher bereits geäußerten Wunsch zu erfüllen, und Sie zu mehr geistig produktiven Arbeiten heranzuziehen. Ich ersuche Sie demnach ergebenst von Morgen ab täglich eine Correspondenz an die Redaktion der Nassauischen Landeszeitung abzusenden, jedoch über den derselben zu gebenden Inhalt, vorher mit mir und in meiner Abwesenheit mit Dr. [Otto] Metzler gefälligst Rücksprache zu nehmen. Auch wird es sich in Anbetracht der besonderen dort obwaltenden Verhältnisse empfehlen, daß Sie am Anfange die Correspondenz, nachdem dieselbe von Ihnen geschrieben, mir oder Dr. Metzler zur Ansicht noch vorlegen. Eine besondere Vergütung kann ich Ihnen leider bei dem schwachen Etat der neuen Zeitung nicht in Aussicht stellen, doch ist zu hoffen, daß derselbe in Zukunft sich günstiger gestalten und

34 Fontane an Bernhard von Lepel, 5. Oktober 1849, in Theodor Fontane, *Briefe,* Band 1, hg. von Otto Drude und Helmuth Nürnberger (Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, Abt. IV, Band 1), München 1976, S. 84 f.

35 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 2, Bl. 87 f. In der Mitteilung werden alle Mitarbeiter der *Centralstelle* aufgefordert, die Räumlichkeiten der Behörde nicht mehr für Privatzwecke zu nutzen.

> demnach im Stande sein wird, Ihnen ein bescheidenes Honorar für Ihre Arbeit zu gewähren.[36]

Es ist ein seltsamer Fauxpas, die *Centralstelle* weiterhin als *Literarisches Cabinet* zu bezeichnen, obwohl dieses bereits fünf Jahre zuvor umbenannt wurde. Das Schreiben zeigt jedoch recht gut, wie die Mitarbeiter scheinbar privat Kontakt zu einzelnen Zeitungen herstellen sollten, oder wie – so in diesem Fall – Bitten um Berliner Korrespondenten mehr oder weniger »zufällig« auf dem Schreibtisch der *Centralstelle* landeten, die nun die Möglichkeit hatte, entsprechende Beiträge selbst zu verfassen. Kritischen Journalisten blieb dieses Vorgehen nicht verborgen, sodass der erwähnte Regierungsrat Otto Konrad Zitelmann (1814–1889) acht Jahre später »die formelle Aufhebung des Litterarischen Bureaus im Staatsministerium« vorschlug, um »der Oppositionspresse den ostensible[n] Angriffspunkt gegen das Ministerium« zu nehmen.[37] Der Vorschlag Zitelmanns blieb jedoch weitgehend folgenlos. Am 17. Dezember 1855 erhielt du Rieux durch seinen Vorgesetzten Metzel weitere Aufgaben:

> Bei dem Ablauf des Jahres fühle ich mich verpflichtet, Ew. Wohlgeboren noch im Besondern meinen aufrichtigen Dank für den Eifer und Thätigkeit auszusprechen, mit denen Sie sich die Ihnen aufgetragenen Geschäften im Allgemeinen, im Speciellen aber die Ordnung des Zeitungsarchivs und der Bibliothekangelegenheiten der Königl. Centralstelle für Preßangelegenheiten haben angelegen sein lassen. Ich weiß vollkommen die Mühsamkeit Ihrer Arbeit zu schätzen, um nicht in der Ausdauer bei derselben einen ferneren Grund der Anerkennung zu finden. Ew. Wohlgeboren werden daher in den nachstehenden Bemerkungen nicht einen Tadel Ihrer bisherigen Arbeiten, sondern nur Anweisungen zu erblicken haben, durch welche Ihre Bemühungen für alle Mitglieder der Centralstelle nutzbarer gemacht werden sollen.
>
> Die bisherige Einrichtung des Zeitungsarchives nach der geographischen Lage der Mächte und Länder, denen die verschiedenen Zeitungen angehören, erscheint mir nämlich zu subjektiv. Es wird im Allgemeinen die Ordnung in drei bis vier großen Gruppen, deutsche, englische, französische, polnische beizubehalten sein, innerhalb dieser Gruppen gebe ich aber der alphabetischen Ordnung den Vorzug, vor der geographischen. Die Combinationen bei der letztern können zu mannigfaltig sein, um es möglich zu machen, sofort und mit Leichtigkeit sich zu orientieren, zumal bei der Zerstückelung unseres deutschen Vaterlandes. Um auch bei der alphabetischen Ordnung möglichst jede Willkührlichkeit zu vermeiden, wird es sich empfehlen, für dieselbe den Preiscourant des hiesigen Generalpostamts

36 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro,* Nr. 40, Bl. 4, Abschrift.

37 GStA PK, I. HA Rep. 90A, Nr. 2414, Bl. 62 f.

> zu Grunde zu legen und entsprechend der dort aufgestellten Reihen und Nummernfolge die Zeitungen zu ordnen, so daß das Preiscourant, in welchem die hier gehaltenen Zeitungen zu unterstreichen wäre zugleich als Generalregister der Zeitungsregistratur zu gebrauchen sein würde.
> Um das Einregistriren und Ordnen der Zeitungen möglichst zu beschleunigen, stelle ich Ihnen anheim, sich dabei der Hülfe des Rodeck und Pietschmann zu bedienen.
> In Betreff des Heftens der Zeitungen ersuche ich Sie streng darauf zu halten, daß sämmtliche deutsche oft im Gebrauche befindliche Zeitungen so schnell als möglich geheftet werden.
> Von der Anlage von Heften für die englischen und französischen Zeitungen will ich Abstand nehmen, doch ist es der Ordnung und leichten Uebersicht wegen nothwendig, daß auch diese in Theilen zu je 10 Nummern oben, in der Mitte und unten durch einen festen Faden verbunden werden, und ein aufgeklebter Aktenstreifen die vorhandenen und defekten Nummern bezeichnet, was ich in Betreff der letztern auch bei den deutschen Zeitungen für nothwendig erachte, um in betreffenden Fällen zeitraubendes vergebliches Suchen zu ersparen.[38]

Die Zahl der zu archivierenden Zeitungen war recht umfangreich: Mitte 1857 waren es 72 Tageszeitungen, 11 Wochenblätter, 27 Journale und 23 sonstige in- und ausländische Zeitungen.[39]

Am 8. Februar 1856 erhielt du Rieux wiederum ein zusätzliches Aufgabengebiet:

> Durch den Abgang des Herrn Referendarius Study nach Frankfurt a. M. ist eine neue Vertheilung der Arbeiten nothwendig geworden. Namentlich ist ein Ersatz für die durch denselben besorgte Lektüre der englischen Journale erforderlich. Ich ersuche Ew. Wohlgeboren diese und die Berichterstattung darüber bis auf Weiteres zu übernehmen. Um dies möglichst zu erleichtern wird es genügen, wenn Sie Ihren betreffenden Bericht an die deutsch-englische Correspondenz anschließen, also nur dasjenige noch hervorheben, was von dieser nicht berücksichtigt worden ist.
> Vornämlich werden Sie Ihre Aufmerksamkeit auf wichtige für die Preußische Verwaltung interessante Gesetzpublikationen und statistische Nachweise zu richten haben, die Anzeige darüber wird aber kurz zu fassen sein, indem ich mir die nähere Anweisung in betreffenden Fällen vorbehalte.[40]

38 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 40, Bl. 5.
39 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 1, Bl. 72.
40 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 40, Bl. 7. – Der erwähnte Referendar Joachim Herrmann Julius Study war von 1855 bis 1859 bei der *Centralstelle* beschäftigt, vgl. Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 115.

Drei Wochen später, am 1. März, beantragte du Rieux bei seinem Vorgesetzten »mit Rücksicht auf meine seit längerer Zeit dauernde Unpäßlichkeit, einen mit nächster Woche beginnenden acht bis zehn Tage dauernden Urlaub zu bewilligen. Ich wünsche den Urlaub zu einer kleinen Reise zu benutzen und verhehle daher nicht Euer Hochwohlgeboren geneigte Genehmigung dazu gleichfalls zu erbitten.« Der Urlaub wurde bewilligt, über die geplante Reise ist nichts bekannt.

## Weitere Beschäftigung mit Amerika

Merkwürdigerweise ist Louis du Rieux lediglich 1856 im Berliner Adressbuch verzeichnet, mit dem Eintrag: »Du Rieux, L., cand. phil., Friedrichsstraße 65.«[41] Das könnte bedeuten, dass er, wie eingangs erwähnt, zu dieser Zeit an einer Dissertation arbeitete, zumal er sich zwei Jahre später einmal »Dr. Louis du Rieux« nannte.[42] In der Universitätsbibliothek und im Archiv der Humboldt-Universität findet sich aber kein diesbezüglicher Hinweis, und dass die Promotion an einer anderen Universität erfolgte, ist wenig wahrscheinlich. Er hat den Titel danach auch nie wieder verwendet, obwohl das gerade in der Korrespondenz mit der *Centralstelle* hilfreich gewesen wäre.

Neben seiner dortigen Arbeit befasste sich Louis du Rieux weiterhin mit Problemen des amerikanischen Kontinents und versuchte sogar, seine Kenntnisse der Preußischen Regierung zur Verfügung zu stellen – so zumindest in der am 1. Juni 1856 für Manteuffel verfassten Denkschrift *Mémorial über die zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit Rücksicht auf Centro-Amerika in Folge des Clayton-Bulwer-Vertrages schwebenden Streitigkeiten.* Auf ihr wurden am 15. Juni Ergänzungen von »Louis du Rieux« angebracht.[43] Der genannte Vertrag, 1850 zwischen Großbritannien und den USA ausgehandelt, berührte auch die Planung eines Kanals, der den Atlantik mit dem Pazifik verbinden und nach damaligen Vorstellungen in Nicaragua

41 *Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Adreß- und Geschäftshandbuch für Berlin, dessen Umgebungen und Charlottenburg* 1 (1856), Teil 1, S. 80.

42 Vgl. Fn. 14.

43 GStA PK, Mf 79, AA CB IC, Nr. 25. – Zit. nach Enno Eimers, *Preußen und die USA 1850 bis 1867. Transantlantische Wechselwirkungen* (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 28), Berlin 2004, S. 299 f. Der Autor bemerkt irrtümlich: »Ein Louis du Rieux ist um 1856 in Berlin nicht nachweisbar. […] Der Name Louis du Rieux scheint ein Pseudonym zu sein für jemanden, der nach den im Mémorial geäußerten Gedanken Humboldt nahesteht. Humboldt hat besonders in den Jahrzehnten vorher Gutachten zu Mittelamerika für den König verfasst.«

angelegt werden sollte. Anstelle des nicht gebauten Nicaragua-Kanals entstand viele Jahre später der Panama-Kanal.

In welchem Umfang Louis du Rieux den Kontinent aus eigenem Erleben kannte, lässt sich nicht sagen. Es ist anzunehmen, dass seine Kenntnisse teilweise auf der beruflich bedingten Lektüre zahlreicher Zeitungen und Journale beruhten. Von seiner detaillierten Kenntnis Amerikas zeugen aber auch zwei weitere öffentliche Vorträge.

Am 6. September 1856 referierte er auf einer Sitzung der *Berliner Geographischen Gesellschaft* über die Sklavenhaltung in den Südstaaten der USA und plädierte für deren Abschaffung, zumal dies auch im Interesse der dortigen weißen Bevölkerung sei, die er nicht gerade mit freundlichen Worten schildert. Im Protokoll der Sitzung heißt es: »Der Redner empfahl bei Prüfung der Emancipationsfrage nicht bloss die Lage der Neger, sondern auch die der Weissen ins Auge zu fassen; es zeige sich nämlich, dass die weiße Race in den sklavenhaltenden Staaten nicht besonders gedeihe. Wenn innerhalb des Zeitraums von 1840–1850 in den sklavenhaltenden Staaten der Union sich die weisse Bevölkerung um fast eine Million vermindert, die schwarze hingegen um fast eine Million vermehrt habe, so sei dies eine zum Nachdenken auffordernde Thatsache. Niemand könne bei einem Vergleich zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten in Abrede stellen, dass sich dort ein sehr hoher Grad von Cultur, ein ununterbrochenes rasches Fortschreiten, eine erstaunliche Mannichfaltigkeit der Interessen und eine Regsamkeit des geistigen Lebens zeige, von der man im Süden keine Spur erblicke; hier herrsche Stabilität und Versumpfung; das Interesse des Plantagenbesitzers sei fast das einzige, das sich geltend machen könne; die Weissen seien hier eine dumme und faule Race, und es zeige sich deutlich, dass der durch die Sclaverei bedingte wirthschaftliche und sociale Zustand auch für die geistige Entwickelung der weissen Race nicht von Segen sei.«[44] Über das Thema wurde in Deutschland allgemein sehr kritisch, auch emotional diskutiert, bedingt auch durch den Südstaaten-Roman *Onkel Toms Hütte* von Harriet Beecher Stowe (1811–1896), der seit 1852 in mehreren deutschen Übersetzungen erhältlich war und in Europa millionenfach verkauft wurde.

Am 7. Februar 1857, ebenfalls auf einer Sitzung der *Berliner Geographischen Gesellschaft*, hielt Louis du Rieux einen Vortrag über die »Pacific-Eisen-

44 Eine Zusammenfassung von Louis du Rieux' Vortrag »über die Sklavenfrage« enthält das gedruckte Protokoll der »Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin vom 6. September 1856«, in *Zeitschrift für allgemeine Erdkunde*, Neue Folge 1 (1856), S. 286–288, hier S. 286 f.

bahn«, mit der der Westen der USA bis zum Pazifik erschlossen werden sollte.[45] »Der erste dieser Wege, welche den Grossen Ocean mit dem Atlantischen verbinden soll, wird wahrscheinlich von Texas aus über das Gila-Thal gehen und sich auf der andern Seite an eine Bahn von Fulton (in Arkansas am Red-River, nicht weit von der Grenze von Texas) durch Arkansas bis Cairo (am Zusammenfluss des Ohio und Mississippi) anschliessen. Den Abschluss würde diese Bahn in San Francisco in Californien finden müssen.« Bei seinen weiteren Ausführungen beruft er sich auf das »Urtheil des commandirenden Officiers von San Francisco« sowie auf »die jetzigen Minister des Krieges und des Innern«. Gemeint sind Jefferson Davis (1808–1889) und Robert McClelland (1807–1880), die die beiden Ämter von 1853 bis 1857 inne hatten. Bis zur Realisierung dieses Plans war es freilich noch ein weiter Weg: Erst Präsident Abraham Lincoln (1809–1865) erteilte am 1. Juli 1862 die Genehmigung zum Bau der Eisenbahnstrecke nach Kalifornien und die Gründung der Union Pacific Railroad, der heute größten Eisenbahngesellschaft der USA.

## Die Kündigung

Am 17. Juli 1857 bat du Rieux, »ihm einen achttäglichen Urlaub für eine Reise in Familien-Angelegenheiten zu bewilligen«, was insofern merkwürdig erscheint, als er – soweit bekannt – keine Familie hatte: die Eltern waren bereits verstorben, und über Geschwister, eine Ehefrau oder gar Kinder weiß man nichts. Der Antrag wurde bereits am folgenden Tag für die Zeit vom 18. bis 25. Juli genehmigt.

Im Oktober 1857 kündigte ihm die *Centralstelle für Preßangelegenheiten* zum Ende des Jahres,[46] wogegen er sich im selben Monat zur Wehr setzte. In einem Brief vom 27. Oktober 1857 schrieb er an seinen obersten Vorgesetzten Otto von Manteuffel:

> Hochgeborner Herr
> Hochgebietender Herr Minister-Präsident
> Eurer Excellenz
> erlaube ich mir in tiefster Ehrfurcht mitzutheilen, daß der Vorstand der Centralstelle für Preß-Angelegenheiten mir mündlich und schriftlich angezeigt habe, meine Beschäftigung in dem ihm untergeordneten Büreau kann nur bis zum Ende dieses Jahres dauern.

45 Louis du Rieux, »Die Pacific-Eisenbahn«, in *Zeitschrift für allgemeine Erdkunde*, Neue Folge 2 (1857), S. 180–182.

46 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 40, Bl. 10.

> Das Bewußtsein, meine Stellung in der Centralstelle nur als einen der mir seit einer Reihe von Jahren gewordenen vielfachen Beweise der Gnade Eurer Excellenz ansehn zu dürfen und die Ueberzeugung, daß Eure Excellenz hochgeneigtest mir noch dieselbe Nachsicht zu Theil werden lassen, machen es mir zur Pflicht, die Aufmerksamkeit Eurer Excellenz auf die mit meinen Wünschen und meinen Intressen nicht übereinstimmende Entlassung zu lenken.
> Den Grund dieser Entlassung vermag ich um so weniger einzusehn, als ich von Herrn Direktor Metzel nur als solchen die Vornahme von Veränderungen erfuhr und ich stets, mit Erfolg, besterkt war, mir die Gewogenheit des Herrn Geheimraths Hegel und des Herrn Direktor Metzel zu sichern.
> Da ich durch die bisherige Stellung zu leben hatte, damit ich studiren könne, hörte ich nicht allein auf zu studiren, wie ich leben könne, sondern hielt mich auch von Beschäftigungen fern, die trotz ihrer Vortheile nicht mit den Rücksichten vereinbar waren, welche ich zu nehmen hatte.
> Abgesehn jedoch davon, daß ich aus diesem Grunde unvorbereitet auf eine Veränderung meiner Verhältnisse bin, hat die Unabhängigkeit deren ich mich mit dem nächsten Jahre erfreun soll, geringern Werth für mich, als die bisherige Abhängigkeit, weil diese meinen Wünschen und Ueberzeugungen entsprach.
> Ich beklage mich indeß nicht über eine Ungerechtigkeit, da ich den Grund der mich berührenden Maaßregel nicht zu erkennen vermag, sondern bitte nur Eure Excellenz in tiefster Ehrfurcht, diese Maaßregel, da sie um so härter für mich ist, weil sie mich der Gelegenheit Eurer Excellenz zu dienen beraubt, von mir abzuwenden.
> Während die Gnade Eurer Excellenz von mir als die Erfüllung meines Ehrgeizes angesehn wurde, war ich stets nur um die Gelegenheit besorgt, meine Dankbarkeit zu beweisen.
> Verstatten Eure Excellenz hochgeneigtest mir, mit dem Ausdrucke der Hoffnung zu schließen, daß ich auch ferner die Ehre haben dürfe, mich zu zeichnen
>
> Eurer Excellenz
> in tiefster Ehrfurcht
> unterthänigster Diener
> Louis Du Rieux[47]

Der Grund für diese »Maaßregel« ist in der Tat nicht bekannt. Es lässt sich nur vermuten, dass du Rieux' kritische Haltung, wie er sie etwa zur Sklavenhaltung in den USA auch öffentlich vertrat, seinen Vorgesetzten suspekt erschien. Andererseits stand die gesamte *Centralstelle* im Verdacht, »beträchtlich viel kryptodemokratisches Gesindel zu beschäftigen«, wie es Fürst Otto von Bismarck (1815–1898) 1855 in einem vertraulichen Brief formulierte.[48] Im November

47 Ebd., Bl. 11 f.

48 Zit. nach Krause, Über Ryno Quehl und Ludwig Metzel (Fn. 18), S. 60.

1857 bewarb sich du Rieux um eine Stelle in der Preußischen Gesandtschaft in Paris, jedoch ohne Erfolg.[49] Am 22. November 1858 wurde auch Metzel von seinen Pflichten als Direktor der *Centralstelle* entbunden und versetzt.[50]

## Reise nach Russland

Aus dem Jahre 1860 ist ein Brief von Louis du Rieux an den Historiker und nationalliberalen Politiker Georg Gottfried Gervinus (1805–1871) in Heidelberg überliefert (vgl. Abb. 3). Nach der Veröffentlichung seiner *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts* (1853) war Gervinus wegen Hochverrats zu zwei Monaten Festungshaft verurteilt worden; die Anklage wurde aber später fallen gelassen. In ihrer Zeit einzigartig ist seine achtbändige *Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen* (1855–1866), die zu dieser Zeit noch nicht vollständig vorlag, durch ihr Bemühen, eine wirklich länderübergreifende Gesamtschau auf die Epoche zu bieten.

In dem Brief du Rieux', geschrieben am 7. September 1860 in St. Petersburg in französischer Sprache,[51] lässt er Gervinus zunächst wissen, er studiere intensiv dessen *Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, würde die dort geäußerten Ansichten »vollkommen« teilen und wünsche, »dass man Ihnen große Macht über Deutschland zu Teil werden lässt, und dass man sich auch überall anders der Wahrheit öffnet, die Sie verbreiten.« Dann kommt er auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen:

> Zwei Gründe drängten mich, Ihnen zu schreiben: 1. das, was sie über Russland sagen (Band II) und 2. auch das, was sie über die ehemaligen spanischen Kolonien in Amerika sagen (Band III und Band IV, in der ersten Hälfte).
> Die Emanzipation der Leibeigenen in Russland erneut zur Sprache bringend, kann ich Ihnen versichern, dass diese von allen aufgeklärten Menschen begierig ersehnt wird, entweder auf Grund eines persönlichen Interesses oder aber im Bewusstsein, dass eine freie Entwicklung die beste Basis für allgemeinen Wohlstand ist.
> Diejenigen, die nach ihrem persönlichen Interesse handeln, geben zu, dass die Emanzipation der Leibeigenen für die Regierung von Dringlichkeit ist, weil sie ein Gegengewicht zur Aristokratie benötigt, die ständig ihren Anteil an Regierungsämtern fordert, aber die Mittelschicht nicht erreicht.

49 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 40, Bl. 13; Brief vom 12. November 1857.

50 Krause, Über Ryno Quehl und Ludwig Metzel (Fn. 18), S. 60.

51 Heidelberg, Universitätsbibliothek, Hs 2528. – Für die Übersetzung des Briefs bedanken wir uns herzlich bei Rabea Tanneberger und Bettina Schön.

Die Regierung muss sich also eine Anhängerschaft in der Unterschicht, in der Arbeiterklasse schaffen. Die Großgrundbesitzer bemühen sich nun ihrerseits Anhänger zu finden, indem sie ihre Bauern freilassen und diese gegen die Staatsmacht, die ihnen die Befreiung vorschreibt, benutzen. Es ist also nichts anderes als eine Frage des Vorsprungs. Derjenige, der dem anderen mit der Emanzipation zuvorkommt, glaubt, davon zu profitieren.
Was die anderen betrifft, die sich der Partei der Ökonomen zuordnen lassen, und deren Anstrengungen der freien Berufsausübung und der freien Wirtschaft gelten, so ist deren Zahl zu klein und ihre Anschauungen ohne Einfluss.
Es ist richtig, dass sie Zentralen in Moskau, Kasan und Odessa haben, und dass man unter ihnen in den gehoben Klassen mehr selbstlose und wahrhaft am Wohlergehen anderer interessierte Menschen findet als überall sonst, aber sie befinden sich in einer Masse von Menschen ohne Bildung und einer Masse von Großgrundbesitzern, die nur ihren persönlichen Interessen gehorchen, ohne sich um die Interessen des Staates zu kümmern. Zudem fehlt ihnen eine Führungspersönlichkeit.
Dies ist die aktuelle Situation, deren Porträt ich, wenn Sie erlauben, gern noch um einige Striche ergänzen würde.
Das Bild, das Sie von der Befreiung der spanischen Kolonien zeichnen, hat mein besonderes Interesse geweckt, da ich mich seit zehn Jahren dem Studium der unerwarteten Veränderungen in Amerika widme und den Schauplatz mit eigenen Augen gesehen habe.
Dabei fiel mir ein Umstand auf: Bei der Aufzählung der entscheidenden Ursachen für die Revolution in den spanischen Kolonien erwähnen Sie nicht den großen Einfluss, den der Aufenthalt Alexander von Humboldts in diesen Gebieten hatte. Die Vorarbeiten für sein Werk über Neuspanien[52] wurden von ihm selbst an die einflussreichsten Persönlichkeiten in diesem Gebiet weitergegeben. Die statistischen Angaben, die nur er allein zusammentragen konnte, und die Schlussfolgerungen, die er daraus zog, verbunden mit seiner Sympathie für die fortschrittlichen Kräfte, gaben seiner Anwesenheit eine besondere Bedeutung, die zur erfolgreichen Befreiung führte, nachdem sein Werk über Neuspanien[53] erschie-

52 Das Vizekönigreich Neuspanien bestand von 1535 bis 1822 und umfasste in Lateinamerika die heutigen Staaten Mexiko, Belize, Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua, Costa Rica, Venezuela sowie die Karibischen Inseln.

53 Alexander von Humboldt, *Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien, enthaltend Untersuchungen über die Geographie des Landes, über seinen Flächeninhalt und seine neue politische Eintheilung, über seine allgemeine physische Beschaffenheit, über die Zahl und den sittlichen Zustand seiner Bewohner, über die Fortschritte des Ackerbaues, der Manufacturen und des Handels, über die vorgeschlagenen Canal-Verbindungen zwischen dem antillischen Meere und dem grossen Ozean, über die militärische Vertheidigung der Küsten, über die Staatseinkünfte und die Masse edler Metalle, welche seit der Entdeckung von America, gegen Osten und Westen, nach dem alten Continent übergeströmt ist,* 5 Bände, Tübingen 1809–1814. – Die schärfste Analyse der Missstände des spanischen

nen war. Dieses Werk verschaffte der großen Befreiungs-Partei ihr Existenzrecht, indem es die verabscheuungswürdige Art des spanischen Regierens aufzeigte, der diese Gebiete unterlagen.
Ich möchte nicht länger Ihr Wohlwollen missbrauchen und beende diesen Brief mit der Bitte um Entschuldigung, dass ich mich darin des Französischen bedient habe. Doch ist mir diese Sprache vertrauter als das Deutsche. Ich bitte Sie zudem, mein Herr, sollte ich Ihnen in Russland behilflich sein können, mich als zu Ihrer Verfügung stehend zu betrachten. Die Herren Mitscher und Röstell, Verlags-Buchhändler in Berlin, werden Ihre Nachricht entgegennehmen, wenn Sie mich mit einer solchen beehren wollen.
Mit meiner größten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ihr sehr ergebener Diener
Louis du Rieux.

Adresse: Herr Baron du Rieux
über die Herren Mitscher & Röstell
Unter den Linden 16
Berlin.

Die Publikationen wie auch die wenigen überlieferten Briefe von Louis du Rieux lassen nicht erkennen, dass ihm die französische Sprache vertrauter war als die deutsche, doch dieser bekenntnishafte Brief steht im Zusammenhang mit dem im folgenden Jahr in Französisch veröffentlichten Buch, das sich kritisch mit der Politik in Russland und der vermeintlich fortschrittlichen Abschaffung der Leibeigenschaft auseinandersetzt.[54] Während die Leibeigenschaft in Westeuropa bereits in Folge der französischen Revolution von 1789 abgeschafft worden war, kam es in Russland erst 1861 unter Zar Alexander II. (1818–1881) zu entsprechenden Reformen, die allerdings die Lage der Bauern eher verschlechterten. Zwar waren sie nun de facto frei, erhielten aber nach wie vor kein Land, sodass sie weiterhin der Willkür der Großgrundbesitzer ausgesetzt waren, die nun obendrein keine Verantwortung mehr für sie hatten, etwa bei Krankheit

Kolonialsystems hat Humboldt vom 4. Januar bis 17. Februar 1803 unter dem Titel *Kolonien* in Guayaquil (Ecuador) niedergeschrieben, wohl maßgeblich beeinflusst durch Carlos Montúfar (1780–1816), den Sohn von Juan Pío Montúfar y Larrea, Herzog von Selva-Alegre, der Humboldt auf dessen zweiter großer Südamerika-Expedition (1802–1804) begleitete, und der anschließend eine zentrale Rolle bei der ersten Unabhängigkeit Ecuadors (1809–1812) spielte, vgl. Alexander von Humboldt, *Lateinamerika am Vorabend der Unabhängigkeitsrevolution. Eine Anthologie von Impressionen und Urteilen, aus seinen Reisetagebüchern zusammengestellt,* hg. von Margot Faak, Berlin 1982, S. 63–67 und Daniel Kehlmann, *Wo ist Carlos Montúfar?,* Berlin 2005, S. 9–27.

54 Louis Napoléon [!] du Rieux, *La véritable révolution et la liberté brévetée en Russie,* Berlin/Paris/London 1861.

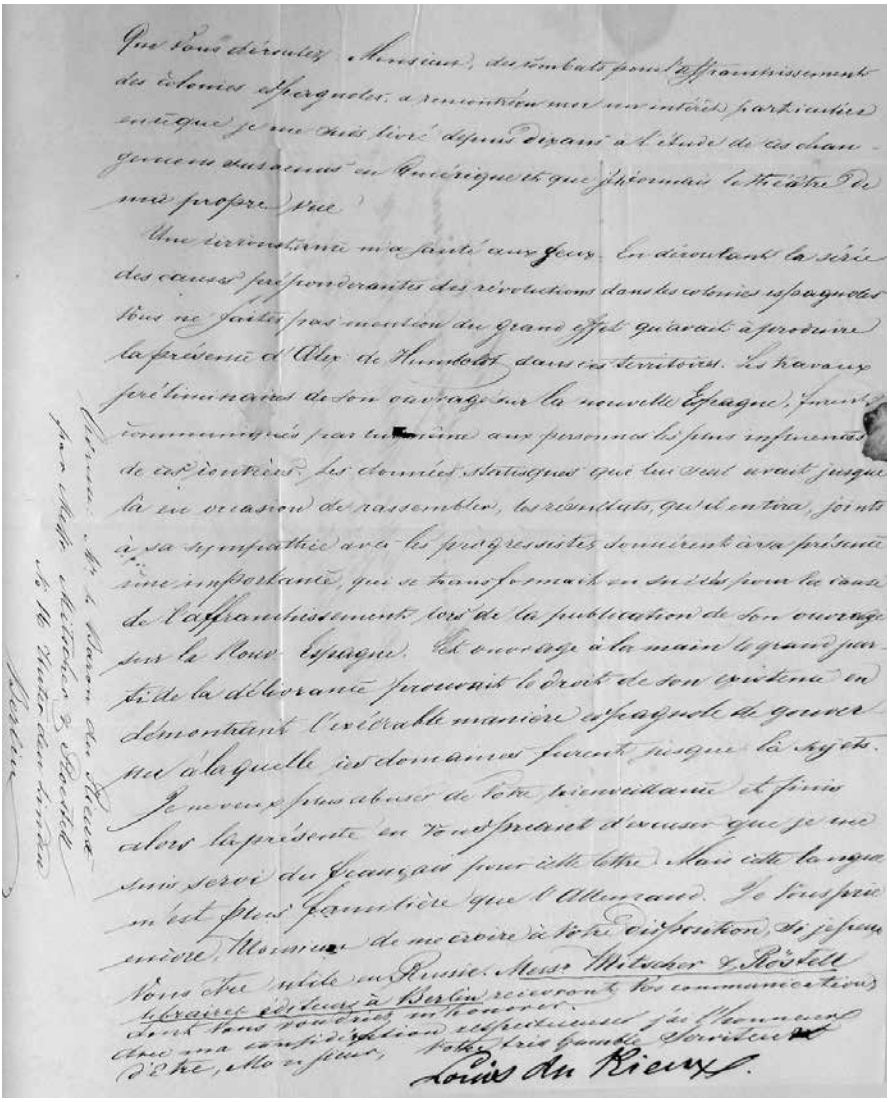


Abb. 3: Louis du Rieux, Brief an Georg Gottfried Gervinus, 7. September 1860, letzte Seite; Heidelberg, Universitätsbibliothek.

oder altersbedingter Arbeitsunfähigkeit. Das Buch erschien in Berlin, Paris und London und war vermutlich deshalb in französischer Sprache verfasst, weil dies die bevorzugte Sprache vieler gebildeter Russen war. Du Rieux wollte vor allem vom Adel gelesen und verstanden werden, von dem er sich in erster Linie eine Änderung der katastrophalen russischen Zustände erhoffte.

## Letzte Spuren

Am 24. Juni 1861 wurde Louis du Rieux mit der Berufsbezeichnung »Schriftsteller« in die Französische Gemeinde in Berlin aufgenommen.[55] Ein Jahr später versuchte er, sich noch einmal in der ehemaligen *Centralstelle für Preßangelegenheiten* in Erinnerung zu bringen, die in Folge einer Neustrukturierung seit dem 8. Februar 1860 die Bezeichnung *Literarisches Bureau des Königlichen Staatsministeriums* trug.[56] Louis du Rieux teilte am 4. April 1862 dem damaligen preußischen Innenminister Gustav von Jagow (1813–1879) mit, wie er die Behörde sah und wie sie seiner Meinung nach sein könnte, wenn er selbst, du Rieux, dort Direktor wäre:

> Hochgeborner Herr
> Hochgebietender Herr Minister,
> Eurer Excellenz
> wagt der Unterzeichnete in tiefster Ehrfurcht einige die »Centralstelle für Preß-Angelegenheiten«, welche bisher zum Ressort des Staatsministerium gehörte, und die »offiziöse Presse« betreffende Ansichten zu unterbreiten. Die genaue Bekanntschaft mit den beiden genannten Instituten, welche sich zu erwerben der gehorsamst Unterzeichnete hinreichende Gelegenheit hatte, könnte vielleicht Eure Excellenz vermögen, gnädigst die Kühnheit des Unterzeichneten zu entschuldigen.
> In gleicher Weise möchten vielleicht, aus obigem Grunde, Eure Excellenz der Bereitwilligkeit des Unterzeichneten, an der Durchführung dieser Ansichten mitzuhelfen, begegnen.
> Der Zweck der Centralstelle für Preß-Angelegenheiten, ist nicht, wie er von einigen Dirigenten derselben aufgefaßt wurde, der ein Berichtigungsbureau zu sein, sondern der
> 1. Alle Materialien zur Kenntniß der Interessen des Landes zu sammeln.
> 2. Alle Materialien zur Kenntniß der Manoeuvres zu sammeln, welche an einzelnen Punkten eine Meinung dem Volke aufzuprägen, oder um den Schein einer öffentlichen Meinung darzustellen gemacht werden.
> 3. Diese Materialien so zu ordnen, daß die Neueren derselben dem Ressort-Minister sogleich vorgelegt werden können, die Aelteren zu jeder Stunde zur Einsicht bereit stehn.
> 4. Diese Materialien mit den Intentionen der Regierung zu combiniren und das Resultat in Form von Correspondenzen, in gut, und namentlich prägnant stilisirten Leitartikeln zu verbreiten.

55 Richard Béringuier (Hg.), *Die Stammbäume der Mitglieder der Französischen Colonie in Berlin,* Berlin 1887, S. 182.

56 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 2, Bl. 137 ff.

5. Dem trügerischen Dünkelgewissen liberaler Redaktionen, welche entweder ihre Ansichten als oeffentliche Meinung rühmen, oder eine oeffentliche Meinung heranbilden wollen, entgegenzutreten.
So wäre diesem Institute eine feste Basis in den ersten beiden Punkten, eine großartige Wirksamkeit in den anderen gegeben. Seine Wirkung muß um so bedeutender, sich stets steigernd, zeigen, je mehr der Dirigent befähigt ist, in dem großen Horizonte der Intentionen der Regierung sich zurecht zu finden.
Handelte es sich nur darum eine öffentliche Meinung in Artikeln oder Correspondenzen des Bureaus zu constatiren, oder durch dieselben hervorzurufen, oder zu leiten, so müßte der Dirigent des Instituts mit viel größerer Energie, als es je geschehn, vorgehn; denn es kann Niemand läugnen, daß die Regierung allein durch die Vielseitigkeit der ihr rapportirenden Organe, befähigt ist, die öffentliche Meinung zu kennen; daß anderentheils auch nur die Regierung, als der Leiter und Depositarius des Willens der Nation, berufen ist, eine öffentliche Meinung hervorzurufen. Dieser sich unabweisbar ergebende Gedanke müßte dem Dirigenten den Glauben an sein Recht zu den strengsten Maaßnahmen gegen die Presse der Opposition geben, wie er ihm zugleich seine Pflichten vorzeichnen müßte.
Die Ausführung der genannten Zwecke hängt
1. von der Zusammensetzung der Bureaux der Centralstelle ab. Außer dem Kanzlei-Personal darf Niemand darin sein, der nicht mindestens einer fremden Sprache vollständig mächtig ist, abgesehn davon, daß der Dirigent Französisch, Englisch und Deutsch so richtig zu sprechen, wie zu schreiben wissen muß und nicht nur, wie dies bisher der Fall öfters war, die Kenntniß dieser Sprachen simulire.
Es muß ferner der Dirigent seine Mitarbeiter nach der publicistischen Fähigkeit, nicht nach dem Firniß von größerer und geringerer Intensivität, welchen heute die Bildung verleiht, wählen.
2. wäre als nothwendige Folge, der für das Institut verzeichneten Thätigkeit, das Streben, in die Redaktionen der Zeitungen solche Personen zu bringen, die sich verpflichten den von der Centralstelle ausgehenden Ansichten Raum in ihren Blättern zu geben – Geschieht dies nicht, ist die Uebernahme einer Redaktion nicht an moralische Garantieen gebunden, welche der neue Redakteur der Regierung zu stellen hat, so werden den Verlegern von Zeitungen stets die schmutzigsten Seelen am angenehmsten in den Redactionen sein, weil sie in der Frechheit excelliren, den infamen, von dem Gesetze nicht antastbaren Diebstahl an Ehre und Gütern der höheren Classen, an Ansehn der Regierung zu präconisiren.
Was haben die gedruckten und lithographirten Correspondenzen unter der Direction des Herrn Metzel geholfen? Die Zeitungen ließen die mit grossem Fleiße und in anständigem Stile gearbeiteten Artikel derselben bei Seite und die Zeitungen, welche sie reproducirten, las das Volk nicht, weil es sich an der Gemeinheit weiden wollte. Ja es geht so weit, daß die Redaktionen nur noch Verbrechergeschichten oder Historien, in denen das jüdische Wesen eine Rolle spielt, verlangen.

Wenn man schon die geringe Wirkung der Tagesliteratur, wie sie Guizot in seinen »Nos mécomptes & nos espérances«[57] schildert bedenkt, so wird die Purification der Redaktionen eine gebotene Pflicht.
3. Müßte der Dirigent der Centralstelle sein Augenmerk auf die in Heften durch Colporteure vertriebenen Schriften lenken, unter denen sogenannte geheime Geschichten und Verbrecherromane oben an stehn.
4. Ist die englische und französische Presse ein bedeutendes Feld für die Vertheidigung und Verbreitung der Absichten der Staatsregierung, weil viele Leute, befähigt diese Blätter zu lesen, von dort her ihre politische Weisheit haben und den meist getrübten, oft gehässigen Darstellungen derselben mehr trauen, als den ernsten Mahnungen einheimischer Blätter.
Eure Excellenz möge gnädigst mir erlassen, aus der Geschichte der Centralstelle nachzuweisen, warum die Zwecke nicht erreicht und die in tiefster Ehrfurcht vorgeschlagenen Mittel nicht in nobler Ausdehnung ergriffen sind.
Die Zwecke sind nicht erreicht und die bisherige Thätigkeit der Centralstelle ist sogar ohne irgend eine Wirkung gewesen, wie aus dem dissoluten Auftreten der Oppositionspresse und aus ihrer Frechheit ersichtlich ist.
Sollten Eure Excellenz gnädigst geruhen, mir die Betrachtung der einflussreicheren Stellung der offiziösen Presse zu befehlen, so werde ich gehorsamst mich dem Befehle fügen. In jedem Falle bitte Eure Excellenz ich jedoch in tiefster Ehrfurcht die vorstehenden Mittheilungen als einfache Ansichten zu betrachten, bei denen nicht prätendirt werde, Eurer Excellenz einen Rath ertheilen zu wollen.

In tiefster Ehrfurcht
Eurer Excellenz
unterthänigster und gehorsamster Diener
Louis du Rieux
Dresdenerstrasse 74[58]

Du Rieux verzichtet hier auf jegliches diplomatisches Geschick, und ihm dürfte bewusst gewesen sein, dass sein mehr als selbstbewusstes, fast schon anmaßendes Schreiben keine gute Empfehlung für die angestrebte Position war, auch wenn er das entsprechende Anforderungsprofil zweifellos besaß. Es ist zugleich die letzte Spur von Louis du Rieux, der zu dieser Zeit erst 38 Jahre alt war. Er scheint daraufhin Berlin, wenn nicht gar Deutschland verlassen zu haben. Sein Tod ist jedenfalls in Berlin nicht festzustellen, ebenso wenig in Stettin.[59]

57 François Guizot, *Nos mécomptes et nos espérances,* Brüssel/Leipzig 1855; 2. Aufl. Berlin 1856. – Eine deutsche Übersetzung »von einem Preußen« erschien unter dem Titel *Unsere Täuschungen und unsere Hoffnungen,* Brüssel 1855.

58 GStA PK, I. HA Rep. 77A, Ministerium des Innern, *Literarisches Büro*, Nr. 40, Bl. 14 ff.

59 Freundliche Mitteilung von Alicja Kościelna, Stettin.

## Das Titelblatt von Schumanns »Märchenbildern«

Schumann konnte allenfalls ahnen, was für eine bemerkenswerte Gestalt sein kurzzeitiger Briefpartner Louis du Rieux war, und als die *Märchenbilder* im Juni 1852 im Druck erschienen, unterblieb ein Hinweis auf dessen Gedicht. Selbst die Illustration auf dem Titelblatt greift keinen Gedanken daraus auf. Vielmehr sehen wir dort eine alte Frau mit Mütze und Krückstock sitzen, an ihrem erhobenen Zeigefinger unschwer als Märchenerzählerin zu erkennen, umgeben von sechs andächtig lauschenden Kindern. Wie die französische Musikwissenschaftlerin Sylvine Delannoy kürzlich in ihrer Dissertation zum Einfluss des Märchens auf Schumanns Musik nachwies, ist das Titelblatt tatsächlich von einer Zeichnung von Ludwig Emil Grimm (1790–1863) beeinflusst, die dieser 1837 für die dritte Auflage der *Kinder- und Hausmärchen* seiner Brüder Jacob und Wilhelm Grimm entwarf. Schumann hatte darauf vermutlich keinen Einfluss, nur insofern, als er die *Märchenbilder* ausgerechnet bei Carl Luckhardt, einem Musikverleger der Brüder-Grimm-Stadt Kassel erscheinen ließ. Und dieser beauftragte mit dem Titelbild den Kasseler Lithographen Friedrich Horn, der den Titelblattentwurf Ludwig Emil Grimms anscheinend kannte und für überaus passend hielt.[60] Schumann sah das vermutlich anders, denn seine *Märchenbilder* basieren keineswegs auf den Märchen der Gebrüder Grimm.

60 Thomas Synofzik, dem Direktor des Robert-Schumann-Hauses, sei ganz herzlich für diese Mitteilung gedankt.

# Diskussionen

Pirmin Stekeler-Weithofer

# Zur Vornehmheit in der Kunst philosophischer Pöbeleien

## 1. Einleitung

»Amicus plato sed magis amica veritas.«
»Plato ist mir lieb, doch noch mehr liebe ich die Wahrheit.«
*Aristoteles, Schutzheiliger philosophischer Polemik,*
*nach traditioneller Zuschreibung*

Es gab Zeiten, in denen anders als heute philosophische Pöbeleien und wissenschaftliche Polemiken als drastische Formen von Ironie und Sarkasmus weit verbreitet waren, allerdings nicht ohne gravierende Folgen für die persönlichen Beziehungen der Protagonisten oder für unsere heutigen Empfindungen über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Wahrheit und (Selbst-)Täuschung. Eine Erinnerung an diese Polemiken ist angesichts einer gewissen Langeweile im Konsens aller gemäßigt Wissenden oder, was dasselbe ist, der politischen Korrektheit aller Konformisten, vielleicht nötiger denn je.

Die philosophische Polemik beginnt im Kampf mit antiken *sophoi* oder Weisen der verschiedensten Disziplinen, gegen die sich die sokratische Aufklärung ironisch richtet – auch wenn Aristophanes alles durcheinanderbringt und in seiner Komödie *Die Wolken* den Sokrates als Obersophisten darstellt. Dabei schreibt schon die doxographische Überlieferung dem ›Vorsokratiker‹ Heraklit eine drastische Pöbelei gegen das Volk (oder vielleicht doch auch eher den Pöbel?) in seiner Vaterstadt Ephesos zu: »Die Ephesier sollten sich alle aufhängen, weil sie den besten Mann aus der Stadt vertrieben haben.« Am Anfang der Philosophie steht also eine Polemik eines ›Philosophen‹, der vielleicht bloß scheinbar den anderen Menschen sehr ungnädig gegenübertrat und dessen Darstellung als Misanthrop ihm selbst ungnädig ist.

Dass es eine Versuchung gibt, zugunsten eines Bonmots den besten Freund zu verraten, das allerdings zeigt sich nicht nur in unserem Motto, sondern gerade auch am Beispiel zweier Meister der Satire, Egon Friedell und Alfred Polgar, deren »Polfried AG«, eine Produktionsfabrik für grimmigen Humor, besonders das Wien vor und nach dem ersten Weltkrieg wenigstens ein wenig

bewohnbar machte (jedenfalls für Geister wie Peter Altenberg). In der Laudatio zum 50. Geburtstag von Polgar schreibt z. B. Friedell, wohl der etwas zartfühlendere der beiden, schon recht deutlich: »Die hohe Meinung, die ich von Polgar habe, ist nicht die Ursache, sondern die Folge unserer Kollaboration. Da ich ein ziemlich intelligenter Mensch bin, so müßte es doch sonderbar zugegangen sein, wenn ich nicht den besten Mitarbeiter ausgesucht hätte, der aufzutreiben war«.[1] Illig fährt in seinem Nachwort so fort: »1928 führte Polgar, ›der nicht nur aus allem Gift saugte‹, sondern auch mit seiner vergifteten Feder immer wieder zustechen musste, einen üblen Angriff auf Friedell. Im Nachruf auf Friedells Hund Schnick lobte er zunächst dessen moralische Integrität. ›Als redliches Tier zog er hieraus die Konsequenz, das Zusammengeschnüffelte bei sich zu behalten. Er war kein Philosoph für die Zeitung, die Plattheit will oder billige Paradoxie. […] Er war ein Charakter. Er gehörte nicht zu jener Rasse, die die dreckigste Hand leckt, wenn sie nur krault. Keinem bellt er nach dem Munde.‹ Der abschließende Hinweis, daß er in allem das genaue Gegenteil seines Herrchens gewesen sei, war nicht mehr boshaft, sondern böswillig.«[2]

## 2. Die philosophischen Freunde Schelling und Hegel

»Der badet gern lau.«
*Herbert Wehner, Protagonist politischer Polemik über (seinen politischen Freund) Willi Brandt*

Das Freundespaar Schelling und Hegel hat sich, wie manche gute Eheleute, bekanntlich im Laufe der Zeit auseinandergelebt. Viele meinen, Hegel habe eine Unvorsichtigkeit begangen, als er in seiner *Phänomenologie des Geistes* davon sprach, dass in gewissen Reden über das Absolute alles so dunkel ist wie in der Nacht, in der alle Katzen grau sind. Schelling war nämlich so empfindlich, diese allgemeine Kritik direkt auf sich zu beziehen. Die Folgen zeigen sich in Schellings *Geschichte der neueren Philosophie,* in der er mit Hegel abrechnet, und das auf eine Weise, die einem Marcus Antonius bei Shakespeare alle Ehre gemacht hätte: »Man kann Hegel das Verdienst nicht absprechen, daß er die bloß *logische Natur* jener Philosophie, die er sich zu bearbeiten vornahm und die er zu ihrer vollkommenen Gestalt zu bringen versprach, wohl eingesehen

1 Egon Friedell und Alfred Polgar, *Goethe und die Journalisten,* hg. von Heribert Illig, Wien 1986, S. 254.

2 Ebd. S. 254–255.

hatte.«[3] »Allein Hegel liebt diese ungefähre Art sich auszudrücken; dadurch läßt sich allerdings dem Trivialsten der Schein eines Ungemeinen geben.«[4] »Der Hegelsche Begriff ist der indische Gott Wischnu in seiner dritten Inkarnation, der sich dem Mahabala, dem riesenhaften Fürsten der Finsternis (gleichsam als dem Geist der Unwissenheit), entgegenstellt, welcher die Oberherrschaft in allen drei Welten erlangt hat. Diesem erscheint er zuerst in der Gestalt eines kleinen, zwergartigen Brahminen und bittet ihn nur um drei Fuß Land (die drei Begriffe Sein, Nichts, Werden), kaum hat der Riese diese gewährt, so dehnt sich der Zwerg zu einer ungeheuern Gestalt aus, reißt mit einem Schritte die Erde, den Himmel mit dem anderen an sich, und ist eben im Begriff, mit dem dritten auch die Hölle zu umfassen, als der Riese sich ihm zu Füßen wirft und demütig die Macht des höchsten Gottes erkennt, der nun seinerseits großmütig ihm die Herrschaft im Reich der Finsternis (versteht sich unter seiner Oberherrschaft) überläßt. Wir wollen nun also zugeben, daß die drei Begriffe Sein, Nichts, Werden nichts mehr außer sich voraussetzen und daß sie die ersten reinen Gedanken sind.«[5]

Beruhigend ist nur, dass vor dem Genie Schellings auch das Kants verblasst: »So große Verehrung wir dem Namen Kants schuldig sind, so liegt doch am Tage, daß, wenn wir bloß auf das Resultat sehen, nicht einleuchten will, um wie viel besser derjenige daran sei, der bei Kant, als der noch früher bei Locke und Condillac stehenbleibt.«[6]

Der Verrat an Freunden zugunsten von Bonmots macht Schule, wie der Fall Bruno Bauer, der zu den Junghegelianern zählt, und Karl Marx zeigt. Bauer hatte nicht nur versucht, seinem Freund Marx nach dessen Fernpromotion in Jena (bloß gegen Entgelt und mit einiger Sicherheit ohne jedwede Lektüre seiner Dissertation durch den postalisch wie heute im Internet quasi anonym angeschriebenen ›Doktorvater‹) eine Stelle bei den Theologen an der Universität Bonn zu verschaffen. Er hatte ihn zuvor mit einiger Sicherheit bei der Wahl und der Ausarbeitung seiner Dissertation (zu Epikur) beraten. Wie weit diese Hilfe ging, wird man wohl nie mehr erfahren. Jedenfalls reagierte Marx wie Schelling auf Hegel oder dann auch Polgar auf Friedell: Eine leicht ironische Kritik Bruno Bauers an seinen frühen Veröffentlichungen hat er auf keine Weise vertragen. In der (allerdings erst postum veröffentlichten) *Deutschen Ideologie* pöbelt Marx daher gegen »den heiligen Bruno« alias »Sankt Bruno« viele Seiten

3 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Zur Geschichte der neueren Philosophie,* Leipzig 1975, S. 146.

4 Ebd., S. 155.

5 Ebd., S. 165–166.

6 Ebd., S. 218.

lang und schreibt dabei unter anderem: »[…] der Kirchenvater ermangelte der Ruhe, kristallinisch zu lesen, da er in seinen Gegnern Konkurrenten fürchtet, die ihm die Kanonisation streitig machen, ihn ›aus seiner Heiligkeit herausziehen wollen, um *sich* heilig zu machen‹.«[7] Glaubwürdig ist das leider nicht.

## 3. Schopenhauer über Hegel

»Je fehlerhafter die Logik, um so interessanter
die sich aus ihr ergebenden Ergebnisse.«[8]

*Bertrand Russell über Hegels Logik in seiner Philosophie des Abendlandes, ohne zu ahnen, dass der Spruch weit eher seinen eigenen Umgang mit der formalen Logik nach Gottlob Frege betrifft.*

Schopenhauer war natürlich nie ein Freund Hegels. Aber Hegel hatte (als Mitglied der Habilitationskommission) Schopenhauer immerhin nicht durchfallen lassen, obwohl er das Selbstgebastelte der Metaphysik des jungen »philosophischen Schriftstellers« (so Heidegger schön maliziös über Schopenhauer) ebenso wie dessen maßlose Hybris wohl erkannte. Für Schopenhauer dagegen ist klar: »Fichte, Schelling und Hegel (sind) keine Philosophen«.[9] Schopenhauer klagt sogar über die »peinliche Empfindung«, von der man ergriffen werde, »wenn man […] an die Schriften Fichtes und Schellings, oder gar an den […] frech hingeschmierten Unsinn Hegels denkt.«[10] Es atme »hier alles Unredlichkeit«[11] […] »wie es der Scharlatanerie in jeder Art und jeder Zeit eigen ist«.

Beruhigend ist nur, dass der selbsternannte Schüler und Autor von *Schopenhauer als Erzieher,* Friedrich Nietzsche, der seine frühe Professur in Basel nur einem Schopenhauer-Freundeskreis (um Richard Wagner und seinen Lehrer Ritschl) verdankte, sich im Laufe der Zeit offenbar emanzipiert hat, etwa wo er erklärt, Schopenhauer habe »es mit seiner unintelligenten Wut auf Hegel dahin gebracht, die ganze letzte Generation von Deutschen aus dem Zusammenhang mit der deutschen Kultur zu herauszubrechen, welche Kultur […] eine Höhe und divinatorische Feinheit des *historischen Sinns* gewesen ist.«[12]

---

7 Karl Marx und Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie* (MEW 3), Berlin 1990, S. 95.

8 Bertrand Russel, *Philosophie des Abendlandes. Ihr Zusammenhang mit der politischen und der sozialen Entwicklung,* Zürich 1950, S. 754.

9 Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena I,* Zürich 1977, S. 30.

10 Ebd., S. 32.

11 Ebd., S. 33.

12 Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse,* 6. Hauptstück, *Wir Gelehrten,* Nr. 204, Berlin 1970.

## 4. Bertrand Russells 1950 nobelpreisgekrönte Philosophiepolemik

»Die Mathematik ist eine gar herrliche Wissenschaft,
aber die Mathematiker taugen oft den Henker nicht.«
*Georg Christoph Lichtenberg, Sudelbücher, Heft K, 185*

Zu Schopenhauer schreibt Russell in seiner aufgrund ihrer überlegenen Ironie höchst vergnüglich zu lesenden, aber in allen philosophischen Aussagen zumeist völlig an der Sache vorbeiredenden, eben deswegen bis heute weit verbreiteten und allseits geliebten *Philosophie des Abendlandes* schön ironisch: »Sein Hauptwerk, *Die Welt als Wille und Vorstellung,* wurde gegen Ende des Jahres 1818 veröffentlicht. Er hielt es für sehr bedeutend und verstieg sich sogar zu der Behauptung, einige Abschnitte darin seien ihm vom Heiligen Geist diktiert worden«.[13]

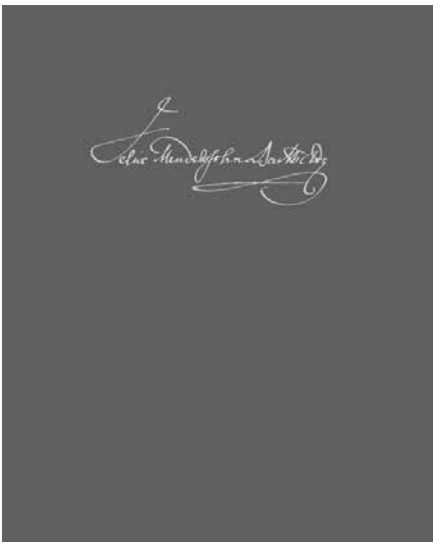
Zu Nietzsche sagt er: »Nietzsches Übermensch ist ein zweiter Siegfried, der allerdings Griechisch kann. […] Er kann Sokrates seine bescheidene Herkunft nicht verzeihen […]. Er wird niemals müde, die Frauen zu schmähen. In seinem pseudoprophetischen Buch *Also sprach Zarathustra* sagt er, die Frauen seien der Freundschaft noch nicht fähig, sie seien vielmehr noch Katzen oder Vögel oder vor allem Kühe. […] All sein Schmähen der Frauen wird als selbstverständliche Wahrheit vorgebracht; sie wird nicht durch ein Zeugnis aus der Geschichte oder aus eigener Erfahrung belegt, die sich, soweit es sich um Frauen handelte, so ziemlich auf seine Schwester beschränkte.«[14]

William James, der Hauptvertreter des Amerikanischen Pragmatismus, um ein weiteres und für sich höchst interessantes Beispiel zu nennen, kommt dann weit besser weg. Russell erklärt: »James interessiert die Religion als menschliches Phänomen; die Dinge, über welche die Religion nachdenkt, interessieren ihn jedoch kaum. Er will die Menschen glücklich sehen, und wenn der Glaube an Gott sie glücklich macht, dann sollen sie ruhig an ihn glauben. Insoweit kann man aber nicht von Philosophie, vielmehr nur von Güte sprechen; Philosophie wird erst daraus, wenn erklärt wird, der Glaube sei ›wahr‹, weil er die Menschen glücklich macht. […] (wenn aber einer) an Gott glaubt, dann glaubt er an ihn, wie er an die Existenz von Roosevelt oder Churchill oder Hitler glaubt: Gott ist für ihn ein wirkliches Wesen, nicht bloß eine menschliche Vorstellung mit guten Konsequenzen. Und eben dieser echte Glaube hat die guten Wirkungen, nicht James' kümmerlicher Ersatz«.[15]

13 Russel, Philosophie des Abendlandes (Fn. 8), S. 763.
14 Ebd., S. 769 ff.
15 Ebd., S. 827.

Vielleicht sollte man gerade in Philosophie und den Geisteswissenschaften doch auch wieder Mut zur Karikatur und Polemik haben, trotz aller Ungerechtigkeiten und Unrichtigkeiten im Detail. Allerdings stört dann neben dem Ton des Schimpfens eine nicht bloß manchmal überhebliche Selbstsicherheit des Urteils, die freilich häufig allzu schnell mit der bloßen Tatsache der Artikulation von Kritik verwechselt wird. Andererseits nervt ein gar nicht mehr ironisches oder gar lustiges Wichtigtun des Kritikers – sodass die Frage nach der Vornehmheit der Ironie und nach dem Ärgernis der weit weniger vornehmen Pöbelei in das Zentrum kritischer Reflexion tritt – ein sicher mehr als abendfüllendes Thema.

# Berichte & Notizen



**Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy. Neuerscheinungen**

**Sinfonie Nr. 3 a-Moll (»Schottische«), op. 56 MWV N 18, Klavierarrangement. Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie I, Band 5 A**

Herausgegeben von Thomas Schmidt-Beste, Breitkopf & Härtel, Wiesbaden/Leipzig/Paris 2013, XIX + 153 Seiten, 11 Abbildungen, Festeinband

Die Erstellung und Publikation eines Klavierauszugs für ein größeres Orchesterwerk war im 19. Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit; mehr noch als Partitur und Stimmen sollte dieser eine weite Verbreitung des Werkes sicherstellen. So erstellte Mendelssohn auch für seine a-Moll-Sinfonie von 1842 eine Bearbeitung für Klavier zu vier Händen, die sogar (auch das nicht ungewöhnlich) vor Partitur und Stimmen im Dezember 1842 publiziert wurde. Es handelt sich – wie bei Mendelssohn auch sonst oft – nicht um eine echte Bearbeitung für Klavier; der musikalische Text wird nicht einfach übertragen, sondern vielmehr an die Idiomatik des Tasteninstruments angepasst und mit von der Partitur oftmals divergierenden Vortragsbezeichnungen präsentiert. Ungewöhnlich ist auch der Umstand, dass der Komponist nicht einfach die existierende Partitur bearbeitete: Als er im September 1842 gleichzeitig den Klavierauszug erstellte und die Partitur zum Druck vorbereitete, sah er sich noch einmal zu erheblichen Änderungen vor allem im ersten und vierten Satz veranlasst. Diese

mehrstufigen Revisionen vollzogen sich gleichzeitig im Manuskript des Klavierauszugs und in der Partitur, wenn nicht überhaupt zuerst in der Klavierfassung, da diese zuerst für den Druck fertiggestellt werden musste. Hierdurch weist das Autograph der Klavierfassung eine ungewöhnlich hohe Anzahl von Korrekturen auf, bis hin zu Tekturen im ersten und vierten Satz; diese Stadien werden in der vorliegenden Ausgabe erstmalig vollständig dokumentiert. Dem vorgelegten Text (hier zum ersten Mal in moderner Edition) liegt die autorisierte Erstausgabe durch Breitkopf & Härtel zugrunde, unter Hinzuziehung des Autographen sowie des französischen und englischen Erstdrucks, die gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe erschienen und ebenfalls vom Komponisten durchgesehen wurden. Der Ausgabe als Anhang beigefügt ist ferner die Ersttranskription von Skizzen zum zweiten Satz der Sinfonie, die nach Erscheinen des Partiturbandes (Bd. I/5 dieser Ausgabe) bekannt wurden und die insofern von höchstem Interesse sind, als dieser Satz der bislang einzige war, von dem keinerlei Entwurfsstadien nachweisbar waren.

*Thomas Schmidt-Beste*

**Lieder für Männerstimmen. Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie VII, Band 1**

Herausgegeben von Wolfgang Goldhan und Ralf Wehner, Breitkopf & Härtel, Wiesbaden/Leipzig/Paris 2013, LXX + 422 Seiten (in 2 Teilbänden und einem Begleitheft), 12 Abbildungen, Festeinband

Zwischen 1820 und 1847 komponierte Felix Mendelssohn Bartholdy insgesamt 38 Lieder für Männerstimmen a cappella. Bei der Komposition verfolgte er unterschiedliche Ziele. Er schrieb Lieder als satztechnische Übungsstücke, für den Eigenbedarf des familiären oder befreundeten Umkreises, als freiwillige oder bestellte Beiträge für Liedertafeln, als Geschenke, freundliche Gesten oder Danksagungen. Da die Werke in erster Linie für einen privaten Rahmen oder für das Vereinsleben bestimmt waren, ist die Zahl der von Mendelssohn publizierten Stücke verhältnismäßig klein, was nicht bedeutet, dass die Lieder keine Verbreitung fanden. Doch im Gegensatz zu den 33 gemischten Chören, von denen mit 18 Liedern mehr als die Hälfte des Bestandes zu Lebzeiten veröffentlicht wurde, gab Mendelssohn nur eine Sammlung von sechs Männerchören als Opus 50 heraus, ergänzt von einem ohne Opuszahl veröffentlichten Lied *Ersatz für Unbestand* MWV G 25. Diese gemessen an 38 Männerchören geringe Zahl von sieben Stücken wurde nach Mendelssohns Tod um weitere zwölf Lieder in drei Sammlungen sowie um einzelne Beiträge erweitert, sodass Julius Rietz 1875 in seiner Kritischen Werkausgabe letztlich 21 Lieder veröf-

fentlichen konnte. Damit waren etwa zwei Drittel des Mendelssohnschen Œuvres bekannt. Der Erstdruck von vier Liedern im frühen 20. Jahrhundert änderte daran wenig, und der allgemeine Niedergang der Männerchor-Kultur führte dazu, dass selbst die verfügbaren Chöre gegenwärtig nur zum geringen Teil im Konzertleben präsent sind, zumal der größte Teil der Texte heute befremdlich wirkt. So gehört die Werkgruppe zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu den am wenigsten erschlossenen Teilen des Gesamtschaffens.

Mendelssohns Praxis des mehrfachen Aufschreibens und des Weggebens von Manuskripten führte nicht nur zu einer breiten Quellenstreuung, sondern in der Regel auch zu differierenden Fassungen. Für den vorliegenden Band wurden Handschriften aus 23 Bibliotheken in acht Ländern ausgewertet und vor Ort autopsiert. Dennoch lässt sich nicht für alle postum gedruckten Kompositionen feststellen, ob ihre Lesart wirklich dem Autorwillen entspricht.

Wie bereits angedeutet, blieb der bei weitem größere Teil zu Lebzeiten des Komponisten unveröffentlicht und der Aufführung im kleinen Rahmen vorbehalten. Mendelssohn wählte also bewusst diejenigen Lieder aus, die er in der Öffentlichkeit verbreitet sehen wollte. Dieser Intention trägt der vorliegende Band insofern Rechnung, dass er den Gesamtbestand bei der Edition in veröffentlichte und unveröffentlichte Werke teilt. Die Struktur des Mendelssohnschen Schaffens für Männerstimmen bringt es mit sich, den Notentext der 34 erhaltenen Männerchöre in drei Abteilungen vorzulegen: 1. Vom Komponisten veröffentlichte Lieder (7 Lieder); 2. Vom Komponisten nicht veröffentlichte Lieder (27 Lieder); 3. Anhang: Fassungen einzelner Lieder aus den ersten beiden Abteilungen (insgesamt 21 Einzelstücke). Alles in allem werden also 55 Stücke im vollständigen Notentext abgedruckt. Auf weitere Fassungen und Varianten wird in den Quellenbeschreibungen verwiesen. Die Ausgabe erscheint aufgrund des Umfangs in zwei Bänden, deren erster eine ausführliche Einführung und den Abdruck aller 34 erhaltenen Männerchöre enthält. Im zweiten Band werden Faksimiles, Kritischer Bericht und die stark abweichende Fassungen der Lieder vollständig abgedruckt. Zudem enthält dieser Teil ein herausnehmbares Begleitheft, das den Vergleich der Texte aller Lieder ermöglicht. Gegenübergestellt werden literarische Vorlage, Mendelssohns Umsetzung in den autographen Partituren und in den maßgeblichen Quellen sowie die Textfassung der vorliegenden Ausgabe.

Mit der hier vorgelegten Dokumentation des Männerchorschaffens wird der Betrachter in die Lage versetzt, mit relativ geringem Aufwand verschiedene Fassungen einzelner Lieder vergleichen zu können. Zudem besteht die Möglichkeit, in bislang wenig erforschte biographische Bereiche vorzudringen, die sich aus der näheren Betrachtung von Ereignissen, Personen und Institutionen ergeben, für die Felix Mendelssohn Bartholdy Männerchöre geschrieben hat.

*Ralf Wehner*

**Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiearbeiten (Reihe I), Dokumente und Darstellungen (Reihe II)**

Begründet von Martin Bircher† und Klaus Conermann. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, in Kooperation mit der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel herausgegeben von Klaus Conermann. Reihe I, Abt. A: Köthen, Abt. B: Weimar, Abt. C: Halle; Reihe II, Abt. A: Köthen, Abt. B: Weimar, Abt. C: Halle. In Kommission: De Gruyter

Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 6:
**Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. 6. Bd.: 1641–1643**

Unter Mitarbeit von Gabriele Ball und Andreas Herz herausgegeben von Klaus Conermann. In Kommission: De Gruyter, Leipzig 2013, 880 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Festeinband

Der Hamburger Präliminarfrieden vom 21. Dezember 1641 weckte große Hoffnungen auf einen baldigen Universalfrieden, steckte er doch den organisatorischen Rahmen für die westfälischen Friedensverhandlungen ab. Da es aber zu keiner Waffenstillstands-Vereinbarung kam, setzte sich der Krieg bis 1648 unvermindert fort. Vor diesem Hintergrund trat die Fruchtbringende Gesellschaft auch in den Jahren 1641 bis 1643 für eine zivile Ethik des Gemeinwohls und Konfliktausgleichs ein. Dabei enthüllt Fürst Ludwigs Brief-

wechsel mit zweien seiner Agenten – mit Enno Wilhelm von Innhausen und Knyphausen, dem Kommandanten der Nachrichten- und Diplomatie-Drehscheibe Hamburg, und mit dem im Haag am Hof Fürst Friedrich Heinrichs von Oranien tätigen Johann von Mario – auch wichtige Informationen über die französisch-schwedische Allianz, die französisch-britisch-niederländischen Beziehungen, den Ausbruch der englisch-schottischen Verfassungskämpfe und deren Übergang in den britischen Bürgerkrieg sowie weitere Konfliktherde in Europa wie die Sezession Portugals oder den irischen Aufstand.

In der tiefgründigen fruchtbringerischen Sprachdebatte verlagerten sich nach den beiden 1641 erschienenen deutschen Grammatiken von Christian Gueintz und Justus Georg Schottelius die Schwerpunkte auf die Gebiete der Prosodie, der Lexik, der Rechtschreibung und Poetik. Die kontroverse Diskussion über metrische Vielfalt in der deutschen Verskunst wurde vor allem durch Augustus Buchner und den 1642 aufgenommenen Georg Philipp Harsdörffer wachgehalten. Hier galt es, der deutschsprachigen Literatur rhythmische Freiräume zu schaffen, die Martin Opitz' Betonungsgesetz und eine streng alternierende Metrik allzusehr eingeschränkt hatten. Der Versfuß des Daktylus wurde ein entscheidender Hebel in der Etablierung eines kunstreichen Barockstils.

Doch nicht nur Harsdörffer belebte die fruchtbringerischen Debatten. In den Jahren seit 1641 begann auch der Wolfenbütteler Hof in das fruchtbringerische Gravitationsfeld zu treten und zu dem vielleicht bedeutendsten Mittelpunkt der Gesellschaft neben der Zentrale Köthen zu werden. Neben Justus Georg Schottelius sind hier der Hofmeister Carl Gustav von Hille, über den die fruchtbringerische Korrespondenz größtenteils lief, und der Hofmarschall Franz Julius von dem Knesebeck zu nennen, der mit seinen *Dreiständigen Sinnbildern* (1643) ein ganz »zu Fruchtbringendem Nutze« verfasstes Emblembuch vorlegte. Herzog August d. J. selbst trat mit einer ambitionierten Bibelharmonie hervor, für die er in Johann Valentin Andreae einen irenisch gesinnten theologischen Ratgeber fand. Bedeutsam wird die mehrfach überarbeitete und aufgelegte *Evangelische Kirchen-Harmonie* des Welfenfürsten auch, wenn wir in diesem Werk einen sprachlichen Reformwillen erkennen, wie er in der Korrektur und Neuformulierung der biblischen Vorlage Luthers und deren orthographischer, grammatischer und stilistischer Durcharbeitung zu Tage tritt.

Ausgehend von Andreae zeigt uns der Brief des Joachim Morsius an Joachim Jungius vom 26.8.1643 wie in einem historischen Echo ein bis an die Ränder Europas verzweigtes, vielknotiges Geflecht reformerischer Ideen und Projekte auf den verschiedensten Gebieten der Frömmigkeit, der Kirche, der Bildung und Wissenschaft, der Pädagogik, der kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt. Denn in jenem Kreis, in welchem nach eigenem

Zeugnis Morsius im Jahre 1629 Schriften Andreaes zu einer erstrebten *Societas Christiana* verteilte, erblicken wir etliche ranghohe Fürsten und Politiker, bei denen mit Fürst Ludwig, Herzog August d. J. (s. o.), Landgraf Moritz von Hessen-Kassel und Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorf wichtige Fruchtbringer hervorragen. Hatte Andreae mit seinen Plänen zu einer *Societas* bzw. *Unio Christiana* theologische Reformideen im Geiste eines Universalchristentums und einer zweiten Reformation entwickelt, so hatte Joachim Jungius 1622 mit seiner *Societas Ereunetica* das kurzlebige Projekt der ersten, am Vorbild der römischen *Accademia dei Lincei* ausgerichteten naturwissenschaftlichen Akademie nördlich der Alpen angestoßen. Daher passt auch der Brief von Schottelius an seinen einstigen Hamburger Lehrer, den Wissenschaftsreformer Jungius vom 9.5.1643, in diese Reformzusammenhänge. Zwar sollte Jungius einen anderen Weg gehen als sein Schüler, doch in Jungius' früherem Ratichianismus, seinen langjährigen Bemühungen um deutsche wissenschaftliche Fachsprachen und in Schottelius' eigenen Anstrengungen um die *lingua ipsa germanica* konvergieren für einen Moment die verschiedenen bildungsreformerischen Ansätze und Zusammenschlüsse des frühen 17. Jahrhunderts. Hier erkennen wir die Fruchtbringende Gesellschaft inmitten eines spannungsreichen sozietären Aufbruchs intellektueller Nonkonformisten auf der Suche nach einer neuen, ebenso unwiderleglichen wie praktischen Grundlegung der Wissenschaften und ihrer gesellschaftlichen Relevanz.

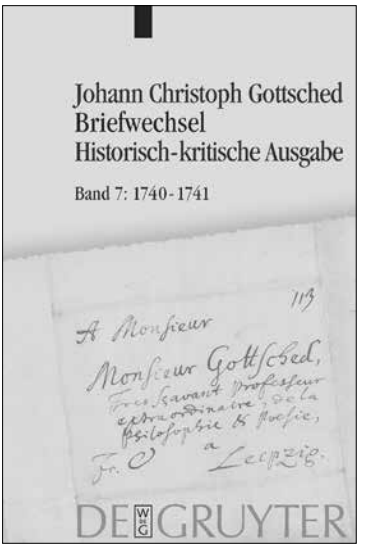
Ein Netzwerk anderer Art wird im Zusammenhang von Daniel Sachses monumentalem dreiteiligen Postillenwerk *Einhelligkeit Der Vier Evangelisten* (1641, 1643 und 1644) greifbar. Hier zeigen sich reformierte Verbindungen in Deutschland und den Niederlanden, welche die Finanzierung und Distribution eines Werkes beeinflussen, in dem die herkömmliche Bibelsprache auf der Höhe des fruchtbringerischen Sprachausbaus reformiert wurde. Um Finanzierungsbeihilfen geht es auch bei Fürst Ludwigs Werbungen für Matthäus Merians d. Ä. Radierarbeit und den Druck eines auf 400 Impresen und Reimgesetze erweiterten Gesellschaftsbuchs. Die erhaltenen Korrespondenzen bieten präzise Einblicke in Verlag und Subskription dieses letzten gedruckten Gesellschaftsbuches der Akademie, das 1646 erscheinen sollte.

Frauen konnten zwar keine eigenständigen Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, wohl aber als Gesellschafterinnen anerkannt und nach dem Gesellschaftsnamen ihres Gemahls benannt werden, z. B. die hochangesehene ›Befreiende‹, Herzogin Sophia Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, deren Dichten, Übersetzen und Komponieren als fruchtbringerische Leistungen gewürdigt wurden. Ihre »history der Dorinde« ist eine kritisch-erzieherische, an »alle Dames von condition« und andere Interessierte gerichtete, selbstbewusst umgestaltete Übersetzung aus Honoré d'Urfés Roman *L'Astrée* und ein

Musterbeispiel für die Integration von Frauen in den fruchtbringerischen Kulturanspruch. Hier und in der reizvollen Beschreibung eines am Gothaer Hof gespielten Actus zum Martinsfest tritt uns zudem auch die Tugendliche Gesellschaft, eine Parallelgründung zur Fruchtbringenden Gesellschaft, in ihrer kulturellen Leistung wieder vor Augen.

Zu den interessanten literaturgeschichtlichen Entdeckungen gehört im vorliegenden Band ein Zeugnis früher Beschäftigung mit Corneilles bahnbrechendem Drama *Le Cid*. Als weit seiner Zeit voraus erscheint das Interesse Fürst Ludwigs an den Traktaten des heute vergessenen jungen Arztes Johann Ulrich von Müffling gen. Weiß, welcher in der Zusammenstellung gemeinchristlicher, jüdischer und mohammedanischer Glaubensinhalte schon auf eine aufgeklärte, später von Gottfried Arnold gepriesene Theologie hinwies. Den großen religiösen und wissenschaftlichen Reformprojekten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schließt sich wie ein Satyrspiel die Übersetzung eines antipäpstlichen Skandalbuches eines katholischen Priesters an, Ferrante Pallavicinos *Il divorzio celeste* (1643). Wegen seines scharfsinnigen und unterhaltsamen Angriffs gegen die Kirche Papst Urbans VIII., der in Europa großes Aufsehen erregte, wurde dieser Satiriker und Kirchenkritiker schon kurz vor dem Erscheinen des Buchs in Avignon verhaftet und 1644 enthauptet. Wohl ein Fruchtbringer, der reformierte Gesandte und Obrist Georg Hans von Peblis, hatte das Buch als erster noch im Erscheinungsjahr des italienischen Originals unter dem Titel *Himmelische Ehescheidung* verdeutscht. Derselbe Pallavicino dürfte übrigens als Feldkaplan den kaiserlichen General Piccolomini bei seinem Zug zum Entsatz der kaiserlich besetzten und vom Feinde blockierten Festung Wolfenbüttel begleitet haben, als sein Herr wohl im Mai 1641 in Anhalt unter dem Namen des Zwingenden in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde. So machen die Briefe und Dokumente auch dieses Bandes die Fruchtbringende Gesellschaft als ein *speculum saeculi* in vielfältiger Facettierung sichtbar. Kumulierte Glossare, Sach- und Personenregister erschließen Quellen und Kommentare. Nützliche Hilfen besonders zur Mitgliederschaft der Akademie sind inzwischen auch abrufbar im Projekt-Portal: www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de.

*Klaus Conermann, Andreas Herz und Gabriele Ball*




**Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe**

Unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched. Im Auftrage der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig herausgegeben von Detlef Döring und Manfred Rudersdorf

Band 7: August 1740 – Oktober 1741. Herausgegeben und bearbeitet von Detlef Döring, Franziska Menzel, Rüdiger Otto und Michael Schlott. De Gruyter, Berlin/Boston 2013, LXI + 692 Seiten, Festeinband

Auch in Band 7 der Edition der Gottsched-Korrespondenz bleiben die Auseinandersetzungen um die »neue Philosophie« der Leibniz-Wolffschen Schule ein zentrales Thema vieler Briefe. Das gilt in den ersten Monaten besonders für den weiterhin intensiven Briefverkehr mit dem Reichsgrafen Ernst Christoph von Manteuffel, an dem sowohl Gottsched wie seine Frau beteiligt sind.[1] In Berlin ist die von Manteuffel geleitete Gesellschaft der Alethophilen (Wahrheitsfreunde) weiterhin aktiv und steht mit ihrer Tochtergesellschaft in Leipzig in enger Verbindung. Eine weitere alethophile Sozietät bildet sich jetzt im Umkreis des herzoglichen Hofes von Sachsen-Weißenfels heraus. Gottsched und Manteuffel fördern deren Entwicklung mit allen Kräften. Das dokumentieren

1 Vgl. die Vorstellung des Bandes 6 in Heft 9 der Denkströme: Detlef Döring, »Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Band 6: Juli 1739 – Juli 1740«, in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften,* Heft 9 (2012), S. 145–147.

nicht nur die zwischen Berlin und Leipzig zirkulierenden Briefe, sondern auch die schriftlichen Kontakte Gottscheds zu den Weißenfelser Alethophilen, die noch durch gegenseitige Besuche ergänzt werden. Diese für die Ausbreitung des Wolffianismus hoffnungsvoll stimmenden Tendenzen erfahren im Herbst 1740 einen jähen Dämpfer. In Berlin werden die intensiven, der Weitergabe von geheimen Informationen dienenden Kontakte bekannt, die Manteuffel zu anderen Höfen pflegte. Der junge König reagiert darauf mit einer deutlich formulierten Aufforderung, der umtriebige Reichsgraf möge umgehend Residenz und Land den Rücken kehren. Manteuffel schlägt sein neues Domizil in Leipzig auf, was ihn in noch nähere Kontakte zu den Gottscheds bringt, uns aber der so reichhaltigen Quelle der Korrespondenz der beiden führenden Alethophilen beraubt.

In den Briefen dieses Zeitraumes schlagen sich auch andere unliebsame Nachrichten aus Berlin nieder. Am dortigen Hof und in der Akademie der Wissenschaften gewinnt nicht, wie gehofft, die »neue Philosophie« die Oberhand, sondern es setzen sich Strömungen der westeuropäischen Philosophie durch, was Gottsched und sein Kreis nur mit Sorge beobachten können. Dieses Thema wird in den Korrespondenzen der folgenden Jahren wachsenden Raum einnehmen. Aber es sind nicht allein die Vorgänge auf den Gebieten der Philosophie und der Wissenschaften, die die Blicke nach Preußen lenken. König Friedrich II. eröffnet Ende 1740 durch einen Überfall auf Böhmen den langjährigen Österreichischen Erbfolgekrieg, was in Gottscheds Briefwechsel erstmals Anlass gibt, ausführlicher politische Themen zu berücksichtigen. Außerdem erfahren wir einiges über die militärischen Vorgänge auf dem weitläufigen Kriegsschauplatz. In diesem Zusammenhang spielt auch die im September 1740 einsetzende Kontaktaufnahme zu Reichsmarschall Friedrich Heinrich von Seckendorff eine Rolle. Diese Briefverbindung wird länger als zwanzig Jahre Bestand haben und neben politischen Themen vielfältige andere inhaltliche Schwerpunkte aufweisen. Seckendorff ist eine europäische Berühmtheit und noch stärker als Graf Manteuffel in fast alle Aktionsfelder der mitteleuropäischen Politik eingebunden. Daneben ist er lebhaft an den verschiedensten Wissenschaften interessiert. Ein Papier des Reichsgrafen über die sprachgeschichtlichen Untersuchungen eines slowenischen Gelehrten hatte den Anlass zur Aufnahme der Korrespondenz mit Gottsched geboten. Seckendorffs Wohnsitz ist der nicht weit von Leipzig entfernte Ort Meuselwitz, was persönliche Begegnungen der Ehepaare Gottsched und Seckendorff ganz unkompliziert ermöglicht. Wichtig für die Forschung ist die Tatsache, dass die Korrespondenz mit Seckendorff neben der mit Manteuffel die einzige von größerem Umfang ist, die vollständig überliefert ist (knapp 300 Briefe), d. h. es liegen auch Gottscheds Antwortschreiben vor. Davon werden noch alle folgenden knapp zwanzig Bände unserer Ausgabe

profitieren, da in diesen Texten Gottsched unmittelbar zu Wort kommt und nicht, wie sonst, nur über die Reaktionen seiner Briefpartner.

Ein bekanntes, aber in den letzten Jahren im Briefwechsel weniger berührtes Thema bildet das Theater. Um 1740 wendet sich Gottsched wieder verstärkt diesem Bereich zu. Wie schon in den früheren Jahren sucht er dabei den Kontakt zu Theatergesellschaften. Dabei tritt an die Stelle der Schauspielertruppe des Ehepaars Neuber der Schauspieldirektor Johann Friedrich Schönemann. Er war zuvor am Unternehmen der Neubers beteiligt, betreibt aber jetzt ein Konkurrenzunternehmen. Gottsched hofft, mit Hilfe Schönemanns seine Theaterpläne besser in die Realität umsetzen zu können als bei den Neubers. Auch in anderen Korrespondenzen kommen Theaterangelegenheiten zu Wort, so im Kontakt zu dem Königsberger Dozenten Cölestin Christian Flottwell, der mit aller Energie gegen die theaterfeindlichen Bestrebungen der ostpreußischen Pietisten ankämpft. Einen großen Aufwand betreibt Gottsched bei der Suche nach Texten von Theaterstücken und Opern der vergangenen Jahrzehnte. Viele seiner Briefpartner sind ihm dabei behilflich. So besorgt der für die Musikgeschichte nicht ganz unbedeutende Wolfenbütteler Kantor Heinrich Bokemeyer Materialien zur Geschichte des Theaters in Braunschweig. Gottscheds Aufmerksamkeit gilt nicht nur der Bühne der Vergangenheit, sondern auch der aktuellen Theaterproduktion. In nicht unbeträchtlicher Zahl treffen bei ihm Manuskripte angehender Bühnendichter ein, die sein Urteil als Kenner der Schaubühne einfordern. Gottscheds Blick geht auch über das deutsche Sprachgebiet hinaus. So animiert er den jungen Georg August Detharding, Lustspiele des dänischen Erfolgsautors Ludvig Holberg zu übersetzen. Bekanntlich zählt Holberg noch heute zu den Hauptvertretern der dänischen Nationalliteratur.

Aus der Fülle der innerhalb der Briefe angesprochenen Themen seien nur noch einige herausgegriffen. Lange Monate geht es um die etwaige Berufung Gottscheds an die Universität Marburg als Nachfolger Christian Wolffs, der dem Ruf des Preußenkönigs nach Halle Folge geleistet hatte. Gottsched bleibt schließlich in Leipzig; die in diesem Zusammenhang gewechselten Briefe lassen jedoch die Mechanismen der damaligen Berufungspraxis erkennen. Aus Kaufbeuren im Allgäu berichtet Jakob Brucker, wie schon in den Briefen, die in den vergangenen Bänden ediert wurden, über die Arbeit an seiner vielbändigen »Historia Critica Philosophiae« und an dem »Bildersaal«, einer Porträtgalerie der berühmtesten Gelehrten der Gegenwart, deren Ausstattung mit aufwendigen Kupferstichen große Mühe bereitet. Bemerkenswert ist die Berücksichtigung gelehrter Frauen, darunter auch Frau Gottsched. Überhaupt ist Luise Adelgunde Victorie Gottsched Empfängerin von Briefen verschiedener Korrespondenten, darunter beispielsweise von Silvius Leopold Weiss. Er gilt noch heute als bedeutendster Lautinist des 18. Jahrhunderts. Eine seinem Schreiben

beigelegte, der Empfängerin gewidmete Komposition hat sich leider nicht erhalten. Mehr der Kuriosität halber erwähnt seien die Briefe des Hofmeisters Johann Andreas Kramer in der Oberlausitz. Er ist in eifriger Weise auf Brautschau und erhofft sich in dieser Angelegenheit von Frau Gottsched tatkräftige Unterstützung. Das zeigt einmal mehr die große thematische Bandbreite der Gottsched-Korrespondenz, die uns die vielfältigsten Dimensionen des Lebens im Zeitalter der Aufklärung vor Augen stellt.

Band 8 wird den Briefwechsel der Zeit vom November 1741 bis zum Oktober 1742 erschließen. Er erscheint im Sommer 2014.

*Detlef Döring*

# Autoren

Dr. Gabriele Ball,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft,
ball@hab.de

Prof. Dr. Klaus Conermann,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Projektleiter des Akademie-Vorhabens Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft,
conermann@hab.de

Dr. Peter Dils,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten,
peter.dils@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr. Dr. Detlef Döring,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched,
doering@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Hans-Werner Fischer-Elfert,
Universität Leipzig, Direktor des Ägyptologischen Instituts – Georg Steindorff –, Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Projektleiter des Akademie-Vorhabens Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten,
fischere@rz.uni-leipzig.de

Dr. Andreas Herz,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft,
herz@hab.de

Dr. Klaus Martin Kopitz,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Edition der Briefe Robert und Clara Schumanns mit Freunden und Künstlerkollegen,
kopitz@saw-leipzig.de

Torsten Oltrogge,
Rundfunk Berlin-Brandenburg, Archiv,
t.oltrogge@web.de

Prof. Dr. Tonio Sebastian Richter,
Universität Leipzig, Ägyptologisches Institut – Georg Steindorff –,
sebricht@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr. Christian Martin Schmidt,
Professor i. R. für Musikwissenschaft an der Technischen Universität Berlin, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,
Projektleiter des Akademie-Vorhabens Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy,
muwi-schmidt@t-online.de

Prof. Dr. Thomas Schmidt-Beste,
University of Manchester, Martin Harris Centre for Music and Drama,
thomas.schmidt@manchester.ac.uk

Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer,
Universität Leipzig, Institut für Philosophie,
Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,
praesident@saw-leipzig.de

Dr. Ralf Wehner,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,
Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy,
LMA@saw-leipzig.de